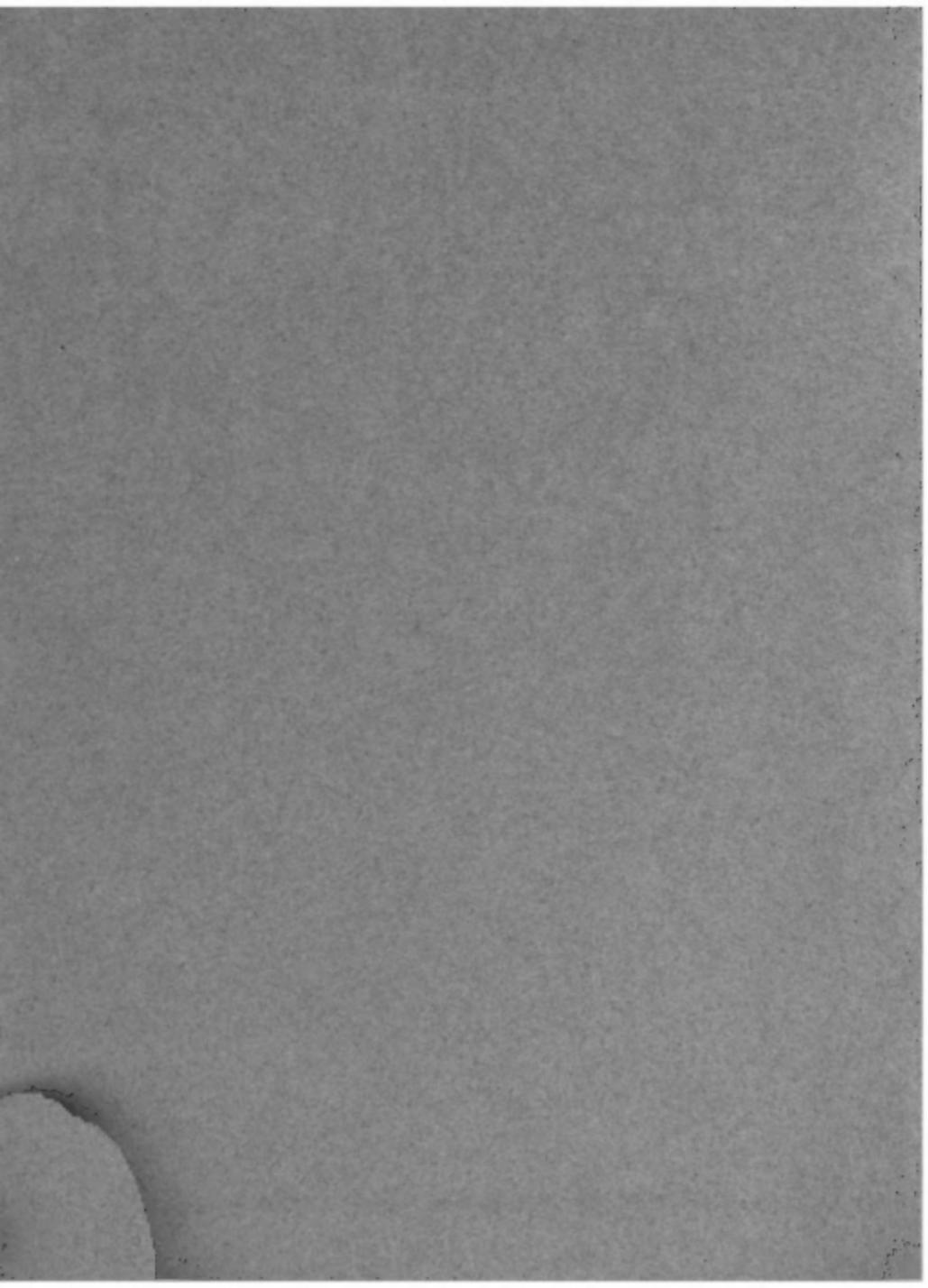


Columbia University
in the City of New York

THE LIBRARIES







Der Roman eines Dichterlebens.)

III. Abtheilung:

Göthe's Greisewalter.

(1807—1832.)

Von

H. Th. Zianizka.

Erster Band.



Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1863.

1807—1832

oder

Goethe's Greisenalter.

Von

H. Th. Zianitzka.

Erster Band.



Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1863.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Der
Mäulein Anna Schott
in
Mainz
freundschaftlichst zugeeignet

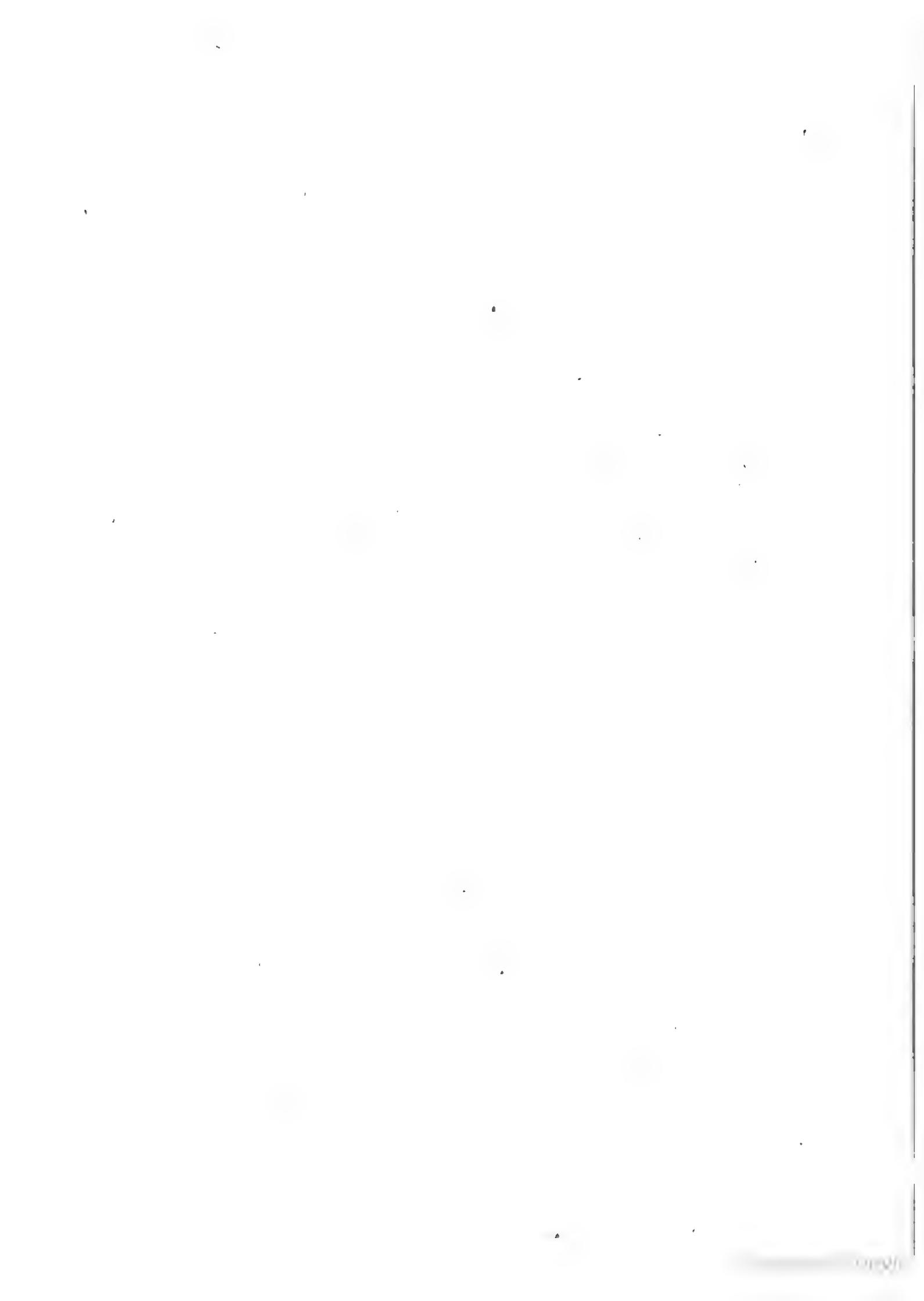
von der Verfasserin.

97230

Goethe's Greifenalter.

(1807 — 1832.)

Erster Band.



Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

1807.	Minna Herzlieb.....	1
1807.	Bettina.....	7
1807.	Ein leidenschaftlicher Ausbruch.....	17
1807.	Die Frau Rath und Bettina.....	37
1807.	Abermals in Weimar.....	45
1807.	Beleidigte Schriftstellereitelkeit.....	64
1808.	Wieland. Die Frau Rath stirbt.....	72
1808.	Napoleon in Erfurt und Weimar.....	88
1809.	Ein Unglückstag und zwei gekrönte Häupter.....	112
1810.	Plaudereien im Garten.....	127
1810.	Der Christabend einer armen Familie.....	140
1811.	Frau von Arnim.....	164
1811.	Ein unheilbarer Bruch.....	179
1812.	Maitressenränke.....	193



1807.

Minna Herzlieb.

An einem kalten Januarmorgen ging Göthe, der am Abende zuvor in Jena angekommen war, zu dem Buchhändler Frommann. Den Hausherrn weder im Laden noch in dem angrenzenden Comptoir findend, begab er sich in das Wohnzimmer und traf dort ein junges Mädchen, dessen anmuthige Erscheinung ihn auf das Angenehmste berührte. Sich tief vor ihr verbeugend, sagte er:

„Verzeihung, Mademoiselle, ich glaubte Herrn Frommann hier zu finden.“

„Er wird gleich wieder kommen,“ antwortete das Mädchen, indem es sich erhob, und dem Geheimerath einen Platz auf dem Sopha andeutend, hinzu setzte: „Wollen Sie nicht einstweilen Platz nehmen.“

Er setzte sich, die Augen fortwährend fest auf die liebliche Erscheinung gerichtet.

„Sie sind wohl ein lieber Besuch bei der Familie Frommann, Mademoiselle?“ fragte er nach einer Weile.

„Ja, und zwar ein recht lang andauernder,“ erwiderte sie mit einem schelmischen Lächeln. „Kathen Sie einmal, woher ich komme.“

„Sicher aus dem Paradiese, denn ein Engel wie Sie, kann nur aus dem Schooße Gottes hervorgegangen sein.“

„Ei, wie galant! Und doch kenne ich gewisse Leute, die mich oft ein junges Teufelchen nannten. Der Herr Geheimrath scheinen veränderlich in Ihren Ansichten zu sein.“

„Sie kennen mich?“ rief Göthe mit Erstaunen.

„Und ich dächte, Sie sollten mich doch auch kennen, mich, die Sie verwöhnten und verhätschelten, der sie mit Zuckerwerke den Geschmack an derberer Kost verdarben.“

„Wie? Sie sind ... Sie wären ...“

„Minna, lieber Onkel Göthe, Minna, Ihre kleine, wilde, muthwillige Minna, die vor drei Jahren in die Pension geschickt wurde, und nun wiedergekommen ist, um nicht mehr fortzugehen von ihren lieben Pflegeältern.“

Göthe breitete ihr die Arme entgegen. Mit einem Sprunge lag sie an seinem Herzen.

Er küßte ihr den Mund, die Wangen, die Stirn, das Haar, dann hob er ihr das liebliche Haupt am Kinn empor, er konnte sich nicht satt sehen an ihr und küßte sie sodann von Neuem.

In diesem Augenblicke kam Frommann.

„Aha, da giebt es eine rührende Erkennungs-scene,“ scherzte er. „Nicht wahr, Minna hat sich zu ihrem Vortheile verändert?“

„Sie ist zu einer Elfe, zu einem holdseligen Engel Gottes geworden,“ rief Göthe mit Leidenschaft, „und ihre Stimme ist ein himmlischer Ton, ein Echo von der Musik der Sphären, das uns gerade zum Herzen geht.“

„Minna, glaub's nicht, aber bedanke Dich dennoch mit Deinem zierlichsten Knixe,“ rief lachend der Buchhändler. „Der Herr Geheimerath will gleich beim ersten Wiedersehen Deine Eitelkeit auf die Probe stellen. Aber was machst Du denn da, Mädchen?“ setzte er hinzu, indem er auf einen Ofenschirm

deutete, den sie zwischen die Thür und das Sopha geschoben, auf welchem Göthe Platz genommen hatte.

„Nun,“ erwiderte sie lächelnd, „ich schiebe diesen Schirm vor den Herrn Geheimerath, damit ihn beim Oeffnen der Thür kein Luftzug berührt, da ich weiß, daß er sehr empfindlich gegen Zugluft ist.“

„Das weißt Du noch, Minna?“ rief Göthe mit Rührung, „Das hast Du nicht vergessen?“

„O, ich vergesse Nichts; ich weiß noch Alles, was Sie mir beim Abschiede gesagt haben.“

„Und was sagte ich Dir?“

„Sie legten mir die Hand auf das Haupt und sagten: Du bist ein sehr liebenswürdiges Kind, aber auch Du wirst einst erfahren, daß das Leben weit ernsthafter ist, als Du denkst; Dein jetzt so blauer Himmel wird einst schwarz werden — d'rum gehe hin, bilde Dich aus für das Leben und werde stark, damit Du in den Kämpfen, die auch Dich nicht verschonen werden, dereinst nicht erliegst.“

„Ja, unsere Minna hat sich von je durch ein gutes Gedächtniß ausgezeichnet,“ sagte Frommann, mit einigem Stolze auf seine schöne Nichte blickend. „Aber nun setze Dich zu Deiner Arbeit, Mädchen! Der Geheimerath wird wohl nicht gekommen sein, um über die alten Erinnerungen eines Guck-in-die-Welt zu plaudern; er wird von ernstern Dingen mit mir zu reden haben.“

Gehorsam setzte sich Minna an ihren Stuhlrahmen. Göthe und Frommann verloren sich in ein Gespräch über die neuesten literarischen Producte, aber die Augen des greisen Geheimeraths schweiften stets hinüber zu dem jungen Mädchen, deren goldblondes Haar so hübsche Reflexe, deren große Azuraugen einen so zärtlichen Glanz, deren Purpurmund ein so frisches gutmüthiges Lächeln hatten. Bald bewunderte er die Wellenförmigen Biegungen ihres schlanken weißen Halses, der die An-

muth eines Schwanenhalses hatte und mit Wollust ihr schönes zartes Köpfchen zu tragen schien; und obgleich ihr Gesicht keinen bestimmten Character hatte, so war es doch so frisch, daß selbst der Thau bei Sonnenaufgange keinen Morgenlichteren Glanz hatte — bald ergöhte ihn der geschmeidige Körper, der biegsam war wie ein Weidenzweig, dann fiel sein Blick bewundernd auf ihre kleine Hand, die zart und weiß war, wie die Hand der Göttin des Müßiggangs; oder er bewunderte das Feenfüßchen, das leicht auf einem gestickten Kissen ruhte, und er mußte sich im Stillen sagen, daß der Gesichtsausdruck dieses Kindes einen Engel verführen könnte, — und ein Kind konnte man sie noch nennen, weil ihre Züge, obgleich bereits in der vollen Entwicklung ihrer Schönheit stehend, noch die unverkümmerte Offenherzigkeit eines Kindes ausdrückten.

Göthe wollte nur zwei Tage in Jena bleiben, aber er blieb viele Wochen lang, und wenn er einmal nach Weimar mußte, so war er bald genug wieder da.

Minna benahm sich stets dienstfertig und gefällig gegen ihn, sie merkte sich seine Lieblings Speisen, auch wie viel Zucker er zum Thee zu nehmen pflegte. Was er wünschte, suchte sie zu befördern, was ihn ungeduldig machen konnte, zu verhüten, so daß sie wie ein freundlicher Schutzgeist, ihm unentbehrlich wurde und ihre Abwesenheit ihm empfindlich auffiel.

Bald mußte er sich mit einer Empfindung des Schreckens eingestehen, daß sein Herz, welches er längst für gestorben gehalten und ihm ein Requiem gesungen hatte, nur erstarrt gewesen und nun wieder aufgewacht sei.

Er begann einen schrecklichen Kampf mit sich selbst. Er kam sich zuweilen vor wie ein betrunkenener Mensch, der sich auf Glasscherben wälzend, in seiner Trunkenheit den Körper sich mit schmerzenden Wunden bedeckt, ohne jedoch diese Trunkenheit los werden zu können. Er vermochte dem Zauber, den sie auf ihn ausübte, gegen den seine Vernunft sich

vergebens sträubte, nicht zu widerstehen. Unablässig fühlte er sich in die Nähe des süßen Wesens gezogen, das ihm Herz und Verstand in unzerreißbaren Ketten gefangen hielt, und das er fortan beobachtete, wie der Jäger den Vogel beobachtet, der um das für ihn ausgestellte Netz streicht.

Er ward wieder zum Dichter, und das Schönste, was er je geschrieben, seine Liebessonnette, verdankten ihre Entstehung jenem Zeitpunkte seiner Liebe, die er selbst für thöricht, für wahnsinnig erkannte, und die zu besiegen, er weder die Kraft, noch den festen männlichen Willen hatte.

Aber sonderbar, auch das kaum sechszehnjährige Mädchen schenkte die erste Blüthe ihrer Neigung dem Manne, der ihr Großvater hätte sein können, dem Manne, dessen Haar bereits ergraut war, dessen Antlitz in manchen Falten und Runzeln sein vorgeschrittenes Alter bekundete. Ohne daß je eine Andeutung darüber gemacht worden, wußte sie, daß die Gluthvollen Sonnette, die Göthe in den Abendcirkeln bei ihrem Oheime in Gegenwart von auserwählten Freunden mit so vieler Begeisterung vortrug, ihr galten, für sie gedichtet waren. Das Herz hat Ahnungen, die es nicht trügen.

Die Augen, diese Bevollmächtigten des Herzens, begegneten sich von da an oft. Nach einer mehrwöchentlichen Diplomatie hatte dieser Blickcongrèß durch Austausch geheimer Noten die Sache schweigend geordnet, man brauchte nur noch zu ratificiren.

Göthe war überzeugt, daß ihm das schöne Kind eine ungewöhnliche Zuneigung weihte, aber er hatte nicht den Muth, eine Erklärung herbeizuführen. Zu was auch? Was konnte der durch die Kette der Ehe gebundene Mann, selbst wenn ihm Minna ihr volles Herz zuwendete, dem jungen Mädchen bieten? Seine Liebe war eine Thorheit, er durfte sie nicht offenbaren, aber er konnte sie auch nicht abschütteln, er konnte die Zaubererin nicht fliehen, die ihn mit unsichtbaren Banden ewig in ihren

Zauberkreis zog, die ihm durch ihre geheimnißvolle Macht das Herz und die Sinne bethörte.

Bei grauen Haaren waren alle Empfindungen der heißesten Jugend wieder in ihm erwacht, alle Stürme der Leidenschaft tobten wieder in ihm, er liebte, er wußte, daß er nur sprechen durfte, um das Geständniß der Gegenliebe von Minna's süßen Lippen zu küssen, — und er mußte schweigen: Pflicht und Ehre geboten ihm, das Opfer seiner Empfindung zu bringen.

Im April starb die Herzogin Amalie.

Der Tod der edeln Fürstin ging ziemlich spurlos an Göthen vorüber, denn gerade in jener Zeit überzeuete er sich erst recht, wie sehr ihm Minna zugethan sei, denn wenn er bei ihr war, so betrachtete das junge Mädchen in fieberischer Aufregung den Greis, der sie, während er mit ihr sprach, durch Blicke und Geberden zu bezaubern schien, wie ein geschickter Magnetiseur — und diese Ueberzeugung erfüllte ihn mit einem solchen Glücksgeföhle, daß alles Andere davor in den Hintergrund trat; das Glück aber absorhirt alle unsere anderen Geföhlsfähigkeiten, es schließt sich in sich selbst und vermeidet Alles, was es beeinträchtigen könnte.

Aber wenn er so recht in seinem Glücke schwelgte, dann kam der schwarze Gedanke über ihn: „Du darfst ihr nie sagen, daß Du sie liebst — sie kann nie die Deine werden!“ Dann versank er in einen Abgrund von Trostlosigkeit und kehrte in eiliger Flucht nach Weimar zurück, wo er seine Empfindungen in Gluthvollen Versen auf das Papier warf, bis ihn die unwiderstehliche Leidenschaft wieder nach Jena in die gefährliche Nähe der Zaubererin trieb.

1807.

B e t t i n a.

Am 23. April fuhr an dem Gasthause zum Elephanten in Weimar ein Reisewagen vor, aus dem ein Herr mit zwei jungen Begleitern stieg, wovon der Eine sehr klein war und in einem Anzuge saß, der ihm offenbar zu lang und zu weit war, denn er schlotterte ihm um den Körper herum, als ob ein Auszehrender die Kleider eines Wassersüchtigen angezogen hätte. Auf dem Kopfe trug er eine Fuchsmütze, deren langer Schweif ihm den Rücken hinunter baumelte. Beim Aussteigen lauderwelschte er in gebrochenem Deutsch mit dem Postillone.

Der ältere Herr verlangte zwei Zimmer, dann setzte er sich mit den beiden Andern an die Table-d'hote, um zu Mittag zu essen.

Diese Reisenden waren der in Hessen-Cassel wohnende Professor Savigny mit seiner jungen Frau und deren Schwester, Bettina Brentano, die auf der Rückreise von Berlin begriffen, den Umweg über Weimar nahmen, um Bettinen das Vergnügen zu verschaffen, Göthen persönlich kennen zu lernen.

Bettina konnte Nichts essen, vor freudiger Erwartung quoll ihr der Bissen im Munde. Nach Tische begaben sich die ermüdeten Reisenden auf ihre Zimmer, wo sich das Ehepaar an-

schickte, sich zum Schlafen auf das Sopha zu legen, da man mehre Nächte hintereinander durchwacht hatte.

„Ich rathe Ihnen, auch auszuruhen, Bettina,“ sagte Savigny; „der Göthe wird sich nicht Viel daraus machen, ob Sie zu ihm kommen oder nicht, und etwas Besonderes wird nicht an ihm zu sehen sein.“

Da war Bettinen auf einmal all' ihr Muth benommen; sie wußte nicht, was sie thun sollte; sie fühlte sich so allein in dieser fremden Stadt. Ihre Verkleidung abwerfend, die Savigny sie hatte anlegen lassen, weil es nicht räthlich war, in diesen kriegerischen Zeiten mit Damen zu reisen, kleidete sie sich nun in die Tracht ihres Geschlechts, stellte sich dann an das Fenster und sah nach der Thurmuh, auf der es eben halb Drei schlug. „Am Ende hat der Savigny Recht,“ murmelte sie, „und der Göthe wird sich Nichts daraus machen, mich zu sehen.“ Es fiel ihr ein, daß ihn die Leute stolz nannten. Sie legte die Hand auf das Herz und drückte es fest zusammen, daß es nicht nach ihm begehren sollte. Auf einmal schlug es drei Uhr. Da war es ihr, als ob er ihr rief. Sie lief in aller Eile die Treppe hinunter nach dem Lohnbedienten. Die Kellner staunten sie an und kicherten unter einander, weil das junge Bürschchen sich in ein Mädchen verwandelt hatte. Es war kein Wagen da. Der Lohnbediente fragte, ob sie eine Portefolse wolle.

„Nein, Das ist eine Equipage für das Lazareth, da patsche ich lieber durch den Brabesbrei.“

Sie verlangte, zu Wieland geführt zu werden, und an den Stellen wo der Morast am Dicksten lag, mußte der Lohnbediener sie hinüber heben.

Bei Wieland eintretend, den sie nie gesehen hatte, that sie wie eine alte Bekanntschaft von ihm. „Guten Tag, lieber Wieland,“ rief sie; „ich freue mich, Sie zu sehen. Kennen Sie mich nicht?“

Er sah sie gar freundlich an und besann sich hin und her. „Ein lieber bekannter Engel sind Sie gewiß,“ sagte er, „aber ich kann mich nur nicht besinnen, wann und wo ich Sie gesehen habe.“

Sie ließ ihn eine Weile suchen und sinnen, dann rief sie lachend: „Alleweil hab' ich's herausgefriegt: Sie müssen von mir geträumt haben, denn anderswo können Sie mich unmöglich gesehen haben.“

„Aber kleiner, neckender Kobold, wer sind Sie denn eigentlich?“

„Sophie von Laroché ist meine Großmutter, ich heiße Bettina Brentano.“

„Maximilianens Tochter!“ rief der alte Mann mit einer freudigen Regung, zog sie an sich und küßte sie einige Male mit Innigkeit auf Mund und Wangen. Dann wollte er, dem die treue Hausfrau schon seit einigen Jahren gestorben war, seine Töchter rufen, sie sollten Kaffee machen, sollten den lieben Besuch bewirthen. Bettina wehrte aber aus allen Kräften ab.

„Nein, nein,“ rief sie, „dies Mal nicht; wir sind nur im Durchfluge hier und ich muß den Göthe noch heute sehen. Geben Sie mir ein Zettelchen, mit dem ich zu ihm gehen kann.“

„Närrisches Kind, wozu bedürfen Sie Dessen?“ rief Wieland lachend; „gehen Sie nur so hin, Sie sind selbst die beste Empfehlung.“

„Nein, nein; ich fürchte mich vor ihm, geben Sie mir einen Zettel.“

Um ihr den Willen zu thun, schrieb ihr Wieland ein Billet des Inhalts.

„Bettina Brentano, Sophiens Schwester, Maximilianens Tochter, Sophie von Larochens Enkelin, wünscht Dich zu sehen, lieber Bruder, und gibt vor, sie fürchte sich vor Dir, und ein Zettelchen, das ich ihr mitgäbe, würde ein Talisman sein, der ihr Muth verleihe. Wiewohl ich

„ziemlich gewiß bin, daß sie nur ihren Spott mit mir treibt, so muß ich doch thun, was sie haben will, und es soll mich wundern, wenn Dir's nicht eben so wie mir geht.“

Den 23. April 1807.

W.

Nachdem sie sich bei Wieland freundlich bedankt und wiederzukommen versprochen hatte, schlug Bettina mit diesem Billet den Weg nach dem Frauenplan ein. Das Wasser des dem Göthe'schen Hause gegenüberstehenden Brunnens rauschte so bestäubend, daß ihr ganz bange wurde. Sie stieg die einfache Treppe hinauf, sie schritt an den in den Mauernischen stehenden Gypsfiguren vorüber, welche Stille zu gebieten schienen, und ward von dem Kammerdiener Stadelmann in ein Zimmer gewiesen, in welchem die größte Einfachheit herrschte. Da war es ihr, als ob ihr die bescheidenen Wände sagten: „Fürchte Dich nicht, er wird kommen und nicht mehr sein wollen, als Du!“ und da ging die Thür auf und da stand Göthe feierlich-ernst vor ihr und sah sie unverwandten Blickes an. Sie streckte die Hände nach ihm, die Sinne vergingen ihr; sie würde zu Boden gefallen sein, wenn Göthe sie nicht aufgefangen und an sein Herz gezogen hätte.

„Armes Kind,“ sagte er, „habe ich Sie erschreckt?“

Dann führte er sie in sein Besuchzimmer, ließ sie auf das rothe Sopha niedersetzen und setzte sich ihr gegenüber.

Beide waren stumm, dann unterbrach er das Schweigen mit dem Worten:

„Sie haben wohl in den Zeitungen gelesen, daß wir vor wenigen Tagen einen großen Verlust erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie?“

„Nein, ich lese keine Zeitungen.“

„So! Ich habe geglaubt, Alles interessire Sie, was in Weimar vorgeht.“

„Nein, Nichts interessirt mich, als nur Sie, und da bin ich viel zu ungeduldig, um in den Zeitungen zu blättern.“

„Sie sind ein freundliches Kind.“

Es entstand eine lange Pause. Auf das fatale Sopha gebannt, war es Bettinen ängstlich zu Muth; es war ihr unmöglich so wohlherzogen sitzen zu bleiben, sie sagte:

„Hier auf dem Sopha kann ich nicht bleiben“ — und sprang auf.

„Nun, machen Sie sich's bequem.“

Da flog sie ihm an den Hals und setzte sich auf seine Kniee, er zog sie an sein Herz und sah sie mit einem erstaunten Lächeln an. Ganz selig schloß sie die Augen, es war so still, Alles verging. Sie hatte so lange nicht geschlafen, jetzt schlief sie an seiner Brust ein*).

„Ich glaube, weiß Gott, sie schläft!“ sprach Göthe in Gedanken. „Dem Aussehen nach, scheint das närrische Ding ein kaum der Schule entlaufener Backfisch zu sein, aber wenn man sie küßt, so küßt sie wieder wie Eine, die weiß, was Lieben ist. Charmante Situation! der Göthe verrichtet den Dienst einer Kindsmagd, die ihren Pflegling in den Schlaf wiegt, oder sitzt da als zärtlicher Nährvater. Es fehlte Nichts, als daß Besuch käme. Wie würde der Herzog lachen, wenn er mich so sähe! Was fange ich an?“

So saß er wohl eine Viertelstunde lang voll innerlichen Aergers, nicht wissend, wie er die ihn drückende Bürde auf eine gute Weise loswerden sollte. Eben schickte er sich an, die Schläferin auf das Sopha zu tragen, als sie erwachend die Arme um seinen Hals schlang und ihre Lippen auf die seinigen legte.

Nun begann sie ihm zu erzählen wie sie sich Jahre lang nach ihm gesehnt habe, wie sie mit seiner Mutter bekannt geworden, wie sie ihn geliebt habe aus Widerspruchsgeist, weil sie gefunden, daß so Viele ihn haßten — und ohne daß sie selbst es merkte, nannte sie ihn Du.

*) Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

„Einst,“ sagte sie, „hatte meine Tante Mohn von Deiner Freigeisteret gesprochen, augenblicklich glaubte auch ich nicht mehr an den Teufel. Ich liebte Dich, ohne zu wissen, daß Du der Dichter setest, von dem die Welt so Großes sprach und erwartete, ich wußte nur, daß die Leute Dich tadelten, und mein Herz sagte mir: Nein, er ist größer und schöner als Alle! — Das Schweigen der Großmutter, als die Tante über Dich hergefallen war, hatte mich noch weit mehr verdrossen, als die Bemerkungen der Tante. Ich verließ das Zimmer und ließ meinen Horn am Claviere aus, dessen Tasten ich unbarmherzig zerschlug. Auch die Eifersucht hat mich gequält, seit ich von Dir wußte,“ fuhr sie fort. „Es waren nicht Deine Gedichte, nicht Deine Bücher, die mich so leidenschaftlich stimmten, ich vermochte und vermag deren Inhalt noch nicht zu fassen, denn im Kloster erzogen, habe ich nicht Poesie verstehen lernen — aber wenn man Deinen Namen nannte, mochte man Dich loben oder tadeln, so befiel mich Herzklopfen, es ward mir schwindlich. War es bei Tische, daß die Großmutter von Dir sprach, so konnte ich Nichts mehr essen; währte das Gespräch länger, so vergingen mir die Sinne, ich ward Nichts mehr gewahr, es brauste um mich her, und wenn ich allein war, so brach ich in Thränen aus.“

Göthe hörte ihrem Geplauder, durch welches geniale Geistesblitze wie kleine Feuerschlangen schossen, mit Vergnügen zu. „Gutes Kind, so sehr hast Du mich geliebt, und ich hatte keine Ahnung davon,“ sagte er geschmeichelt und küßte sie auf die Stirn.

„Einst,“ hob sie wieder an, „einst kam Einer, der trug einen Siegelring am Finger und sagte: Den habe ich von Göthe! Das hat mich sehr geschmerzt, daß Du den Ring so leichtsinnig verschenken konntest, noch ehe Du mich gekannt.“

Göthe lächelte nicht zu diesen seltsamen Liebesklagen, er sah mild auf sie herab, die jetzt zutraulich an seine Kniee ge-

lehnt, auf einem Schemel saß. — Die Stunden vergingen und als Bettina endlich Abschied von ihm nahm, steckte er ihr einen Ring an den Finger mit den Worten:

„Wenn wieder Einer sagt, er habe einen Ring von mir, so sage Du: Göthe erinnert sich an Keinen, als an diesen.“

Als sie in das Gasthaus zurückkam, fand sie, daß ein Haar von Göthe's Haupte auf ihre Schulter gefallen war, sie verbrannte es am Lichte und ihr Herz war ergriffen, daß es auch in Flammen ausschlug, aber so heiter, so lustig, wie die Flammen in blauer, Sonnenheller Luft, die man kaum gewahr wird, und die ohne Rauch ihr Opfer verzehren. Bettina war ja so glücklich; ihre allezeit rege Phantasie spiegelte ihr vor, daß nun ein neues Leben der Liebe für sie beginnen würde.

Wieland hatte indessen einen Besuch bei Savignys gemacht und sie überredet, den Abend mit Bettina bei ihm zuzubringen. Dort traf sie nochmals mit Göthe zusammen, der ihr im Vorübergehen heimlich einen Beilchenstrauß zuwarf. Bei Tische, wo sie neben ihm saß, sagte sie schmollend: „Ich bin eifersüchtig, Göthe, und möchte wetten, daß Dir die Beilchen von Frauenhand geschenkt worden. Wer gab sie Dir?“

„Kannst Du nicht zufrieden sein, daß ich sie Dir gebe?“ fragte er dagegen.

Sie nahm unter dem Tischtuche heimlich seine Hand und zog sie an ihr Herz. Da ihm diese Liebkosung in Gesellschaft aber lästig war, so trank er aus seinem Glase und stellte es ihr hin, damit sie auch daraus trinken sollte; die Schlaue aber nahm es mit der linken Hand und trank und lachte ihn aus, denn sie wußte wohl, daß er es ihr hingestellt hatte, damit sie seine Hand loslassen sollte.

„Nun,“ sagte er, „hast Du solche Lust mich festzuhalten, so wirst Du mich auch zu fesseln wissen mein Leben lang.“

Als sie am Abende allein war, war es ihr, als ob sie jetzt erst im Geiste geboren würde, als ob durch Göthe sich

ihr erst die Welt erschlösse, da ihr die Sonne schien und der Tag sich von der Nacht schied.

Am folgenden Tage mußte sie Abschied von ihm nehmen, um mit den Ihrigen die Heimreise anzutreten.

Göthe saß auf einem Strohsessel am Fenster, an welchem ein von seiner Hand gepflanzter Weinstock sich hinaufrankte, der eben die ersten Augen ansetzte. Seine Hände mit den ihrigen umfassend, saß Bettina auf einem Schemel vor ihm und plauderte.

Er brach ein junges Blatt von einem Ziergewächse, das in einem Topfe an seinem Fenster stand, legte es an Bettina's Wangen und sagte:

„Das Blatt und Deine Wangen sind beide wollig.“

Es trat eine lange Pause ein, dann sagte sie:

„Wenn ich in Weimar wohnte, so würde ich nur an Sonn- und Feiertagen zu Dir kommen, und nicht alle Tage.“

„Und warum?“

„Aus Verehrung und Liebe.“

„Geh, geh,“ rief er, indem er ihr die Stirn und das Gesicht streichelte und ihre Haare durch die Finger zog — „geh, ich bin nicht klug und man kann mich leicht betrügen. Du hast keine Ehre davon, wenn Du mir Etwas weiß machst mit Deiner Liebe.“

Sie fiel ihm um den Hals. Er betrachtete sie einen Augenblick, dann sagte er:

„Du gleichst Deinem Vater, Bettina, aber auch der Mutter gleichst Du, der guten Maximiliane.“

Dabei drückte er sie an's Herz und war tief gerührt.

„Deine Mutter,“ rief Bettina, „Deine Mutter behauptet immer, ich hätte viele Eigenschaften von Dir. Noch neulich, da ich ihr das Wachtuch auf dem Tische mit einer Scheere zerschnitt, schlug sie mir auf die Hand und sagte: „Gerade wie mein Sohn! alle Unarten hast Du von ihm.“

„Du bist viel bei der Mutter,“ sagte er darauf mit einem warmen Händedrucke, „Das freut mich; es ist, als ob der Zugwind von daher geblasen habe, und jetzt fühle ich mich gesichert und warm, wenn ich Deiner und der Mutter gedenke.“

Jetzt schlug die Scheidestunde. Beide erhoben sich. Bettina stieß einen tiefen Seufzer aus; Göthe hielt sie bei der Hand.

„Bertritt mich bei der Mutter und thue ihr Alles zu Liebe, was ich ihr nicht thun kann,“ sagte er, „und sei gegen sie, als ob Dir alle die Liebe von ihr angethan wäre, die ich nimmer vergessen werde.“

„Hast Du sie denn so lieb?“

Da nahm er Bettina in seine Arme, küßte sie und drückte sie an sein Herz und rief mit großer Wärme: „Berühre eine Saite und sie klingt, wenn sie auch in langer Zeit keinen Ton gegeben hat.“

Bettina sagte Nichts darauf. Gleich darauf setzte Göthe hinzu: „Schreibe mir bald und oft, hörst Du.“

„Ja, Du wirst Dir viel aus meinem Gefirgeln machen.“

„Schreibe mir alle Tage und wenn's Folianten wären, es ist mir nicht zu viel; aber ich selbst bin nicht alle Tage in der Stimmung zu schreiben; manchmal denke ich so geschwind, daß ich gar nicht schreiben kann, und die Gedanken sind so süß, daß ich gar nicht abbrechen kann, um Buchstaben zu malen.“

Sie umschlingend, führte er sie bis an die Thür; sie sagte im Gehen:

„Ich werde mir künftig vorkommen wie eine Sonnenuhr, die nur die Zeit angiebt, so lange die Sonne sie bescheint; wenn meine Sonne mich nicht mehr anlächelt, dann wird man auch die Zeit nicht mehr an mir erkennen.“

„Geh, geh, Du wirst schon wieder in's rechte Geleis kommen.“

Sie legte die Hand auf den Thürdrücker.

„Halt, noch einen Augenblick!“ rief Göthe, eilte an den Tisch, wo er einige beschriebene Papiere nahm, die er ihr sodann in die Hand drückte mit den Worten: „Das lies und behalte mich lieb.“

Er schob sie zur Thür hinaus, die klirrend hinter ihr in das Schloß fiel.

Auf der Treppe blieb sie stehen, um einen Blick in die Papiere zu werfen. Es waren die glühenden Liebessonnette, die Göthe für Minna Herzlieb gedichtet hatte. Bettina war eitel genug, sie auf sich zu beziehen, und augenblicklich entspann sich ein ganzer Liebesroman in ihrem phantastischen Kopfe. „Er liebt mich!“ rief sie Jubelvoll, daß es durch die stillen Hallen des Hauses klang und die Köchin ganz erschrocken unter die Thür der nahen Küche trat, um das junge Mädchen anzustarren, das strahlend wie die Göttin der Fröhlichkeit, mit elastischen Schritten das Haus verließ.

Am folgenden Morgen fuhr Göthe mit Niemer nach Jena.

„Wie gefällt Ihnen die kleine Brentano, lieber Niemer?“ fragte er unterwegs.

„Sie scheint sehr muntern, lebhaften Geistes zu sein.“

„Ja, sie ist ein geistreiches, barockes Geschöpf, das Einem die Stunden recht heiter verplaudern kann, aber ihr phantastisches Wesen thut ihrer Liebenswürdigkeit Eintrag. Lieben, so recht was man leidenschaftlich lieben nennt, könnte ich ein solches Frauenzimmer nie, wohl aber sie von ganzer Seele bewundern. Sie ist mir nicht weiblich zurückhaltend genug, und die Liebe nährt sich ja mehr von Dem, was man ihr versagt, als von Dem, was man ihr gewährt.“

1807.

Ein leidenschaftlicher Ausbruch.

Die Liebe zu Minna Herzlieb ging ihren Gang fort und Göthe berauschte sich täglich mehr in dem Bonnebecher, den ihm das süße Wesen des jungen unverdorbenen Mädchens bot. In den ersten Tagen des Mai veranstaltete er mit Frommanns eine Partie in das Gebirge, deren Ziel eine Mühle sein sollte, in der man das Mittagsmahl einzunehmen gedachte.

Außer den bereits Genannten, nahmen noch Knebel mit seiner Frau und einige andere Personen Theil an dem Ausfluge.

Das heiterste Wetter begünstigte den Spaziergang durch den duftigen Bergwald. Göthe führte Minna unter heitern Gesprächen an der Hand. Zuweilen ließ er sie los, um Feldblumen oder Erdbeeren zu pflücken, die er schälernd in Minna's rothigen Mund schob. Plötzlich bemerkten sie, daß sie allein waren. Sie wollten den Andern nacheilen, aber es war keine Spur mehr von ihnen zu sehen, und nachdem sie eine Weile in die Kreuz und Quere gelaufen waren, mußte Göthe zu der Ueberzeugung kommen, daß er sich verirrt habe und sich auch nicht zu orientiren wisse.

„Kind, wir sind auf Abwege gerathen,“ sagte er, „und

das Schlimmste ist, daß ich nicht weiß, nach welcher Seite wir uns wenden müssen."

Endlich entschlossen sie sich, über Moos und Felsentrümmer hinabzusteigen in das Thal, in welchem die Mühle liegen mußte. Göthe schritt spähend voran, und wenn er in die Höhe sah und Minna leicht schwebend, ohne Furcht und Aengstlichkeit im schönsten Gleichgewichte von Stein zu Stein hüpfen sah, glaubte er ein himmlisches Wesen zu sehen, das über ihm schwebte. Und wenn sie an unsichern Stellen seine ausgestreckte Hand ergriff oder sich auf seinen Arm stützte, dann konnte er es sich nicht verleugnen, daß sie das zarteste weibliche Wesen sei, das ihn je berührt.

So gedankenvoll, Jedes nur mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, hatten sie nicht bemerkt, daß sich schweres Gewölk über dem Walde zusammengezogen hatte. Jetzt begann der Wind in Zwischenräumen die Häupter der Bäume zu schütteln, die Luft war voll Gewitterschwüle, die besorgten Vögel suchten Schutz unter dem Laube, die Schwalben berührten die Waldbäche mit ihren Flügeln.

Göthe und Minna beeilten ihre Schritte, aber jetzt barst das Gewitter und ein heftiger Platzregen fiel in dicken Tropfen auf die durstige Erde. Die Verirrten suchten Schutz unter einem überhängenden Felsgesteine. Göthe suchte das zarte Mädchen gegen den eindringenden Regen mit seinem Körper zu bedecken. Bei dieser Gelegenheit drückte er sie, um sie besser zu wahren, an sich. Sie schrie laut auf, stieß ihn von sich, und zog an goldner Kette hängend, aus ihrem Busen ein Medaillon, welches das Bild ihrer verstorbenen Mutter enthielt, an dessen Fassung sie sich verletzt hatte, als Göthe sie so innig an sein Herz gedrückt.

„Theure Minna,“ rief er voll Schrecken, „dieses Medaillon muß Du entfernen. Bedenke, wie gefährlich Du Dich hättest verletzen können, wenn das Glas zer-

brochen wäre. Thue mir die Liebe an, es nicht mehr zu tragen.“

Sie sah vor sich hin, dann ohne Uebertreibung und ohne Zaudern, mit einem Blicke gegen Himmel, löste sie die Kette, zog das Medaillon heraus und reichte es Göthen. — „Geben Sie mir es auf, bis wir nach Hause kommen,“ sagte sie. „Ich vermag Ihnen nicht besser zu bezeugen, wie sehr ich Ihre freundliche Sorgfalt zu schätzen weiß.“

Göthe steckte das Medaillon ein und küßte Minna's Hand, in die er einen Strauß Feldblumen drückte, die er unterwegs gepflückt hatte.

Aber plötzlich von seinem Herzen überwältigt, breitete er ihr die Arme entgegen und rief: „Du liebst mich, Minna, Du liebst mich.“

Sie hielten sich umschlungen, ohne daß man hätte sagen können, wer das Andere zuerst ergriffen hatte.

Die Welt war plötzlich umgewandelt für Göthen, er war nicht mehr, was er bis jetzt gewesen war. Sie standen vor einander; er hielt Minna's Hände, sie sahen sich einander in die Augen, im Begriffe sich wieder zu umarmen. Da sagte er plötzlich mit matter, erlöschender Stimme:

„Minna, Minna, täuschest Du Dich nicht selbst? Liebst Du mich wirklich? Ich bin ein alter Mann und Du stehst in der Blüthe der Jugend und Schönheit. Gewöhnlich strebt die Jugend nur nach der Jugend hin.“

„Nein, nein, ich liebe Dich,“ rief sie feurig — „und warum sollte ich nach der Jugend hinstreben, als ob nur die jungen Leute Herz und Verstand hätten. Es giebt gesezte Männer,“ setzte sie mit einer gewissen Altflugheit hinzu, „welche den jungen Thoren vorzuziehen sind, die Nichts bindet und die stets nach einem unerreichbaren Ideale streben. Du wirst Nichts von mir verlangen, was ich nicht geben und nicht leisten kann.“

Und wieder zog er sie mit leidenschaftlicher Gluth an sich

und beneidete Gott nicht um das Glück, das ihm die Himmel bieten.

Es hatte indessen aufgehört zu regnen, die Sonne schien wieder heiß und hell; von einer Höhe entdeckten sie jetzt die Mühle im Thale und schritten Hand in Hand den Abhang hinunter — er, mit einem Herzen voll Seligkeit, das durch seine Empfindung wieder in einen neuen Lebensfrühling versetzt war, denn das Herz hat ja mehr als einen Frühling — sie, in dem Glauben an die Dauer eines Gefühls, das sie für Liebe hielt — denn die Jugend hält ja so oft das Bedürfniß, die Sehnsucht nach Liebe, für die Liebe selbst. Sie fragten Beide nicht: Zu was soll Das führen? was kann daraus werden? sie ließen sich genügen an dem Glücke, zu lieben und sich geliebt zu wissen.

Die Mühle lag wahrhaft reizend in einem schattigen Thale, und das sie treibende Wasser bildete einen kleinen, von Weiden umgebenen Weiher; etwas weiter ab standen prächtige Ulmen und Nußbäume mit wohlriechendem Laube. Nachdem es von dem Mühlrade in stärkere Bewegung gesetzt worden, entlief das schaumige Wasser in einen kleinen Bach, der über Kiesel floß, und die am Ufer stehenden Blumen spiegelten sich wohlgefällig in seiner klaren Fluth.

Die Mühle selbst lag versteckt unter blühenden Hollunderbäumen und Trauerweiden, so daß man in einer Entfernung von hundert Schritten nur den Schornstein sah, aus dem der Rauch wie eine graue, gewundene Säule emporstieg. Tauben mit bunt schillernden Hälsen ruhesten auf dem Dache; schnatternde Enten beschreiben ihre Kreise in einer im Hofe befindlichen Pfütze, Hennen glucksten auf dem Misthaufen, Welschen bliesen ihre Kröpfe auf und schlugen Räder neben ihren Weibchen; schöne weiß und braun gefleckte Kühe kamen mit Milchstrogenden Cütern vom Felde heim; hier wurden Kornsäcke von einem Karren abgeladen, dort einem Baare schöner Zugpferde, die wie-

hernd ihre Köpfe nach dem gefüllten Reß drehten, das Geschirr abgenommen; ein Mühlbursche trug Heu auf den Heuspeicher; eine Magd leerte einen Zuber voll Brodkrusten und Spülicht vor einem fetten Schweine aus, das sich in der Sonne wärmte, indem es seine Verwandlung in gesalzene Knöchelchen, Schinken und Würste erwartete; alle Thiere aus der Arche, von dem schreienden Esel bis zu dem krähenden Hahne, mischen ihre discordirenden Stimmen in das ländliche Concert, zu dem der Tictac der Mühle den Tact schlug und den Rhythmus zu regeln schien.

Göthe und Minna durchwandelten mit eiligen Schritten den Hof, wo sich ihnen dies Bild rühriger, ländlicher Thätigkeit darbot, und betraten den mit Gemüsen und Obstbäumen bepflanzten Garten, in dem nur hie und da eine Blume als überflüssiger Luxusartikel zu sehen war. Sie fanden die Gesellschaft bereits um den gedeckten Tisch sitzend und von allen Seiten rief man ihnen entgegen:

„Wo staßt Ihr denn? Wo bleibt Ihr denn? Wir haben Euch einen Mühlburschen entgegen geschickt, um Euch zu suchen.“

Göthe erzählte, wie sie sich erst verirrt, und dann von dem Gewitter überrascht, eine Zuflucht unter einem Felsendache gesucht hatten.

Man rückte zusammen, um ihnen Platz an dem Tische zu machen, wo Frau Frommann eben eine köstliche Kalteschale von Erdbeeren und Champagner bereitete, den sie, nebst allerlei delicatesen Bissen, vorausgeschickt hatte, da auf der Mühle außer Schwarzbrod, Milch, Butter, Käse und Eiern Nichts zu haben war.

Göthe war in einer sonderbar weichen Stimmung, die Allen auffiel; seine Augen strahlten von Seligkeit und seine Stimme klang so sanft, wie die Melodie eines wehmüthigen, halbvergessenen Liedes, das man in der Jugend gehört hat, und dann plötzlich wieder hört.

Minna hatte nur Blicke für ihn, ihre ganze Sorgfalt war

ihm gewidmet. Zuweilen entfernte sie sich auf kurze Zeit von der Gesellschaft, setzte sich hinter der Mühle auf einen alten Baumstumpf und träumte lange Träume der Liebe, und wunderte sich, daß diese Empfindung so plötzlich über sie gekommen sei — aber sie ward sich selber nicht klar, denn die Liebe läßt sich nicht erklären.

Nach einem heiter verlebten Tage wurde der Heimweg in der Abendkühle angetreten. Göthe führte Minna an der Hand, wie ein sorgsamer Vater sein Kind, und wer kann die Liebeswarmen Händedrucke zählen, die damals ausgetauscht wurden.

Als die Eheleute Frommann Abends in ihrem einsamen Schlafzimmer im Begriffe waren, sich zu Bette zu legen, sagte der Buchhändler:

„Mutter, hast Du heute Nichts gemerkt?“

„Was soll ich denn gemerkt haben, Mann?“ fragte die Frau mit naivem Erstaunen.

„Daß der Göthe verliebt ist?“

„Warum nicht gar!“ rief Frau Frommann lachend; „in Wen soll er denn verliebt sein? Es war ja Niemand dabet, als die Knebel und ich, die Forsträthin und die Professorin, und wir alle gehören weder zu den Jüngsten, noch zu den Schönsten.“

„Zählst Du denn unsere Minna nicht mit?“

„Bist Du verrückt, Frommann?“ rief die Frau mit einem abermaligen Gelächter. „Du wirst doch nicht denken, daß der alte Herr sich in das Kind verliebt hat?“

„Ich sage Dir aber, er ist bis über die Ohren in Minna verliebt,“ betheuerte der Buchhändler. „Hast Du noch nicht bemerkt, daß er mehr in Jena, als in Weimar ist, daß er beständig in unserm Hause weilt? Daß er, wenn das Mädchen einmal nicht zur Hand ist, da bleiben zu wollen scheint, bis zum jüngsten Gerichte? Und was das Schlimmste ist, die kleine Blikkröte scheint sich auch in den alten Mann vergafft zu haben.“

„Das sollte mir leid thun für das Mädchen,“ sagte Frau Frommann nachdenklich. „Es möchte noch angehen, wenn der Geheimerath nicht den erzdummen Streich gemacht hätte, die Vulpia zu heirathen. Man hat schon öfters Beispiele gehabt, daß junge Mädchen alte Männer geliebt haben, ihnen treu geblieben sind und glückliche Ehen mit ihnen geführt haben. — Die Partie wäre jedenfalls eine glänzende für unsere Minna gewesen und nach seinem Tode würde sie einen guten Wittwengehalt bezogen haben.“

„Und ein Solcher ist jedenfalls einem Indischen Holzstoße vorzuziehen,“ erwiderte Frommann. „Da aber der Geheimerath unsere Minna nicht heirathen kann, so dürfen wir die Liebelei, die zu Nichts führen kann, als das Kind in der Leute Mäuler zu bringen, nicht leiden.“

„Was ist da zu machen, lieber Mann?“

„Du mußt Minna morgen vornehmen und ihr das Thörichte einer solchen Leidenschaft ernstlich vorstellen.“

Frau Frommann legte sich seufzend zu Bette und konnte vor Sorge die ganze Nacht kein Auge schließen.

Am andern Morgen nach dem Frühstücke nahm sie Minna mit feierlicher Miene allein vor, sagte ihr mit liebevollen Worten, daß das Geheimniß ihres Herzens gekannt sei, und stellte ihr mit eindringlichen Gründen das Unpassende einer Leidenschaft der Jugend für einen, das Verwerfliche einer Liebe zu einem verheiratheten Manne vor.

Minna zerfloß in Thränen. Von dieser Seite hatte sie die Sache noch nicht betrachtet. Nur dem Zuge ihres Herzens folgend, strebte sie ja nicht nach Göthe's Hand, nicht nach seinen Titeln — sie wollte Nichts, als mit Liebe zurückzahlen, wo sie wußte, daß sie so viel Liebe empfing.

Die Tante glaubte sie überzeugt zu haben, und Alles ging um so besser, da Göthe nach Weimar zurückgekehrt war, wohin er ein von Minna getragenes seidenes Halstüchelchen mit-

genommen hatte, das er stündlich an die Lippen drückte und dadurch seiner Leidenschaft neue Nahrung gab.

Nachdem er Minna nochmals wiedergesehen hatte, begab er sich Ende Mai in Begleitung seiner Frau nach Karlsbad, wo diese überall in der feinen Gesellschaft aufgenommen wurde. Christiane gab sich aber auch alle erdenkliche Mühe, um sich stets auf der Höhe ihrer Stellung zu erhalten, und mit stolz gehobenem Haupte ging sie an der Seite ihres Mannes einher.

Der engere Kreis der Gesellschaft, in der sich das Göthe'sche Ehepaar bewegte, bestand aus der Familie des Residenten von Reinhard, der von Napoleon nach Jassy geschickt, von den Russen aufgehoben und mit den Seinigen durch manche Länderstrecken geführt wurde, bevor man ihn auf dringende Vorstellungen wieder losgab. Seine höchst gebildete Gattin, eine geborene Reimarus aus Hamburg, hatte darüber eine vortreffliche Beschreibung aufgesetzt, aus welcher man die verwilderten, ängstlichen Zustände genauer ersah und zu wahrer Theilnahme hingegriffen wurde.

Beide Gatten, wahrhaft aufrichtig und deutsch gesinnt, nach allen Seiten hin gebildet, Sohn und Tochter höchst anmuthig und liebenswürdig, hatten den Dichtergreis bald in ihren Kreis gezogen. Der treffliche Reinhard schloß sich um so inniger an Göthe an, als er, da er Repräsentant einer Nation war, die im Augenblicke so vielen Menschen wehe that, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte. Frau Reinhard nahm Christianen um so wohlwollender auf, da sie voraussetzte, daß ein Mann wie Göthe, der den häuslichen Herd so hoch ehrte, keiner Unwürdigen den Platz daran neben sich gegönnt haben würde.

Die Fürstin Solms, geborne Prinzessin von Mecklenburg, veranlaßte Göthen jederzeit ihr Etwas vorzulesen; er wählte stets das Neueste, was ihm aus Sinn und Herzen hervorgequollen, und er dichtete viel, weil das Andenken an Minna

ihn begeisterte — so erschien denn die Dichtung als der Ausdruck eines wahren Gefühls auch wahr, und weil sie aus dem Innern hervortrat, übte sie auch wieder ihre Wirkung auf das Innere aus.

Die Hofdame der Fürstin, ein Fräulein von Vestocq, wohnte mit gutem Geiste diesen vertraulichen Mittheilungen bei.

Bei der Fürstin Bagration wurde Göthe einst dem Fürsten von Ligne vorgestellt, dem heitern, geistreichen Welt- und Lebemann, der überall willkommen und zu Hause war. Zu diesem Kreise gehörte auch der Herzog von Coburg, der mit einer schönen Gestalt, ein anmuthiges, würdiges Betragen verband, und der Graf Corneillan, der angenehme Kunstwerke in die Unterhaltung brachte. Endlich kam auch noch der Herzog von Weimar, und so fanden sich denn vor der Wohnung der Fürstin, mitten auf der Wiese, stets einige Glieder dieser Kette zusammen, unter ihnen der Hauptmann von Blumenthal und der Hofrath Geng, der Göthen stets mit großer Einsicht seine Gedanken über die kurzvergangenen Kriegsergebnisse eröffnete, ihm die Stellung der Heere und den Erfolg der Schlachten mittheilte.

Gegen das Ende der Cur kam August nach Carlsbad, der seit Ostern als Student in Heidelberg weilte.

Auf der Reise dorthin, hatte er seine Großmutter in Frankfurt besucht, die mit großer Genugthuung alle Ehre mitgenoss, durch welche man in Frankfurt dem Sohne die Achtung gegen seinen berühmten Vater an den Tag zu legen bemüht war. Bettina war August's stete Begleiterin, sie zeigte ihm alles Merkwürdige. Die Großmutter war höchst lebendig, sie sprach viel über alte Zeiten, und über Alles sprach sie mit gleichem Antheil; aus ihren Reden entwickelten sich die feierlichsten Wahrheiten, und als der geliebte Enkel endlich wieder von ihr schied, entließ sie ihn mit ihrem Segen und den Worten: „Werde ein Mann. Der Mensch muß sich den besten

Platz erwählen und den muß er behaupten sein Lebenlang und muß all' seine Kräfte daran setzen, dann ist er edel und wahrhaft groß. Ich meine nicht einen äußeren, sondern einen inneren Ehrenplatz, auf den uns stets die innere Stimme hinweist. Und nun ziehe mit Gott."

Jetzt kam August, ohne daß man darum wußte, spät am Abend nach Karlsbad, um die Pfingstferien mit seinen Aeltern zu verbringen; sein Vater wollte ihm den Anblick des Ortes, von dem zu Hause so viel die Rede war, gern gönnen.

Am andern Morgen stand Göthe mit Fräulein von Vestocq an der Tempelmauer vor dem sächsischen Saale. Sie sprachen von Italien, wohin das Fräulein im Herbst zu reisen gedachte.

„Führen Sie Ihr Vorhaben ja aus, mein Fräulein,“ sagte Göthe, „Sie werden es nicht bereuen. Auch ich habe selige Stunden verbracht unter dem italienischen Himmel, wo Alles Liebe flüstert, wo das Leben allein schon ein Glück ist, und wo die Sinne ihre Fähigkeiten verdoppeln, um zu lieben und zu empfinden.“

„So waren Sie wohl recht glücklich dort?“

„Unnennbar glücklich — ja, nachdem ich Italien verlassen, bin ich nie wieder ganz glücklich geworden. Ich verzeihe es Allen, die in Neapel von Sinnen kommen. Wie man sagt, daß Einer, dem ein Gespenst erschienen, nicht wieder froh werde, so kann man auch umgekehrt sagen, daß Keiner, der Neapel sah, je ganz unglücklich werden kann.“

„Burden Sie dort nicht in eine geheime Gesellschaft aufgenommen.“

„Nicht in eine geheime, wohl aber in eine gelehrte Gesellschaft wurde ich aufgenommen unter dem Namen Megalio Melpomenio. Ich verließ Italien mit solchem Herzeleide, daß meine Freunde irre an mir wurden, nachdem ich wiedergekommen; der Eine hielt mich für erkaltet, der Andere für

verschlossen oder selbstüchtig, den Meisten kam ich räthselhaft vor. Und doch war es wohl weiter Nichts, als die ungeheuere Erwartung, die man sich von dem aus Italien Heimkehrenden machte, von dem man nichts Geringeres, als die Verkündigung eines neuen Evangeliums erwartete."

„Und wie suchten Sie Ihr inneres Mißbehagen zu bekämpfen?"

„Durch Arbeit, mein Fräulein! Das Bedürfniß meiner Natur zwingt mich zu der mannichfaltigsten Thätigkeit und ich würde in dem geringsten Dorfe, ja, auf einer wüsten Insel, eben so betriebsam sein müssen, um nur zu leben. Ich habe meinen erfindenden, meinen ordnenden, meinen aufräumenden Tag und nenne das den Zodiak oder das Quodlibet meines Lebens."

„Und ermüdet Sie Das nie?"

„Nein; der Druck der Geschäfte ist der Seele sehr gut: wenn sie entladen ist, spielt sie freier und genießt des Lebens. Glender ist Nichts als der behagliche Mensch ohne Arbeit, die schönste der Gaben wird ihm ekel, und selbst einem kleinen Kampfe, einer Reiberei, bin ich nicht abgeneigt, denn ein Messer weht das andere, und ein Mann den andern, sagt der Perser."

In diesem Augenblicke ging August vorbei und grüßte auf die Tempelmauer hinauf.

Damals waren die sogenannten polnischen Röcke in Mode gekommen, grün mit Schnüren und Quasten von gleicher Farbe besetzt, die beim Reiten und Jagen bequem waren, weshalb ihr Gebrauch sehr verbreitet war. Diese Hülle hatten sich mehre durch den Krieg versprenkte preußische Offiziere als eine Art Interimsuniform erwählt und konnten überall unter Bäcktern, Gutsbesitzern, Studenten, Jägern und Pferdehändlern unerkannt herum gehen. August trug einen solchen Rock. In dessen hatte man in Carlsbad einige dieser verkappten Offiziere

ausgewittert, und bald deutete dieses ausgezeichnete Costüm auf einen Preußen.

Fräulein von Vestocq, die noch Nichts von August's Ankunft wußte, faßte, in dem Augenblick da der Jüngling grüßte, Göthe'n krampfhaft beim Arme, und indem sich eine leichte Blässe über ihr Gesicht verbreitete, sagte sie mit Hestigkeit:

„Das ist ein preussischer Offizier, und was mich erschreckt, er sieht meinem Bruder sehr ähnlich.“

„Ich will ihn herrufen und ihn examiniren,“ versetzte Göthe.

Er war schon weg, als ihm das Fräulein nachrief: „Am Gotteswillen, machen Sie keine Streiche.“

Göthe brachte August zurück, stellte ihn vor und sagte: „Diese Dame, mein Herr, wünscht einige Auskunft. Mögen Sie uns nicht entdecken, woher Sie kommen und wer Sie sind?“

Beide junge Leute waren verlegen, Eins wie das Andere. Da August schwieg und nicht wußte, was die Worte seines Vaters bedeuten sollten, und das Fräulein schweigend auf einen schicklichen Rückzug zu denken schien, so sagte Göthe: „Verzeihen Sie, mein Fräulein, daß ich Sie einen Augenblick in dem Glauben ließ, unter dieser Hülle könnte ein preussischer Offizier verborgen sein. Dieser junge Mensch ist mein Sohn, der es für ein Familienglück halten wird, wenn er wirklich Ihrem Herrn Bruder einigermaßen ähnlich sieht.“

Das Fräulein schüttelte ungläubig den Kopf. „Ihr Sohn, haben Sie denn einen Sohn?“

„Allerdings, diesen Einzigen, der gestern Abend erst spät ankam, daher ich noch nicht die Ehre haben konnte, ihn der Badegesellschaft vorzustellen.“

Einige Tage wurden recht vernügt zugebracht, dann aber kamen einige Polen nach Karlsbad, deren Haß gegen die Preußen schon seit langer Zeit groß, und nach den letzten Vorfällen in Berachtung übergegangen war. Sie mochten unter dem grünen

polnischen Nocke diesmal auch einen Preußen wittern, genug, als August eines Morgens vor den Häusern auf der Wiese auf- und abging, begegneten ihm vier Polen auf der Mitte des Sandwegs; der eine löste sich ab von den andern, ging an ihm vorbei, sah ihm frech in's Gesicht, und gesellte sich sodann wieder zu seinen Gefährten.

Ärgerlich darüber, wußte August so zu manövriren, daß er ihnen nochmals begegnete, auf der Mitte des Sandwegs auf sie losging und die Biere durchschnitt.

„Meine Herren,“ sagte er, „Sie haben mich ohne jede Veranlassung beleidigt, ich habe jetzt Gleiches mit Gleichem vergolten. Mein Name ist August von Göthe, ich bin Student, wohne im Sächsischen Hofe und bin bereit, Ihnen jede Satisfaction zu geben. Wer Etwas an mich zu suchen hat, muß es jedoch noch heute thun, da meine Abreise auf morgen früh festgesetzt ist.“

Er entfernte sich, ohne daß einer der vier Polen den Mund zu einem Worte der Erwiderung aufgethan hätte.

Zu Hause erzählte er sein Abenteuer. Seine Mutter erhob ein großes Geschrei und schalt auf seinen Leichtsin. Sein Vater billigte sein Benehmen.

„Schweige, Christiane, er konnte nicht anders,“ sagte er. „Da sich der Most ausgähren muß, um zum Weine zu werden, so wird er noch manche tolle Streiche machen.“

Sie verbrachten den Abend, ohne daß einer der Polen als Kartelträger erschienen wäre, und so reisten sie denn den andern Morgen ab.

Göthe weilte nicht länger in Weimar, als unumgänglich nöthig war, dann eilte er auf Flügeln der Liebe nach Jena.

An ihrem Geburtstage fand Minna auf ihrem Tische eine prachtvolle Reisetoylette von ausländischem Holze mit Perlmutter ausgelegt, worin Alles von Silber und von der schönsten Arbeit war.

Niemand wußte, wie dieses Geschenk in Minna's Zimmer gekommen war.

Gegen Abend kam Göthe. Er brachte ein künstliches Feuerwerk mit, das er in dem kleinen Hausgarten aufstellte, und Minna zu Ehren abbrannte.

Aller in Minna's Herzen enthaltene Schnee, den sie während seiner Abwesenheit mit dem redlichsten Willen angehäuft hatte, um die Erinnerung an ihn zu ersticken, schmolz in seiner Gegenwart, und die Liebe schlug wieder in gewaltigen Flammen auf. Hoffen konnte sie nicht, und wünschen durfte sie nicht, aber wer konnte ihr die Liebe wehren?

Jeden Morgen schickte ihr Göthe einen Strauß auserlesener Blumen. Der Greis fühlte sich wieder in die Zeit seiner zwanzig Jahre zurückversetzt. Er ging Nachts unter Minna's Fenstern auf und ab, selbst unter den Thränen so mancher regnerischen Nacht — denn der Sommer war ungemein feucht — war er auf seinem Posten; er setzte sich auf die Schwelle, über welche ihr Fuß geschritten war, er küßte den messingnen Thürklopfer, den ihre Hand berührt hatte, oder er stellte sich dem Hause gegenüber, blickte sehnsüchtig nach den Fenstern und dachte sie sich hinter den Vorhängen im weißen Nachtgewande in süßer Ruhe liegend, vielleicht von ihm träumend, kurz, er machte alle Thorheiten der wahnsinnigsten, jugendlichsten Leidenschaft durch.

Eines Nachts, da Frommann von heftigem Zahnschmerze geplagt, nicht schlafen konnte, verließ er das Bett und begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Zufällig näherte er sich dem Fenster und blickte durch die Scheiben in die Mondhelle Nacht hinaus.

Da sah er klar und deutlich den Herrn Geheimerath von Göthe vor dem Hause auf- und abschreiten und die Fenster mit verliebten Blicken durchbohren.

Er fiel fast um vor Erstaunen. Solch' verliebten Wahnsinn hatte er in Göthe's Alter nicht für möglich gehalten.

Er eilte an das Bett seiner Frau und weckte sie.

„Frau, Frau, steh schnell auf und komm an das Fenster,“ rief er, indem er sie am Arm schüttelte.

Frau Frommann fuhr erschrocken in die Höhe. Sie sprang aus dem Bette, ohne nur ein Kleidungsstück überzuwerfen oder in die Pantoffeln zu schlüpfen. Sie glaubte, es brenne im Hause, und zitterte an allen Gliedern.

Ihr Mann zog sie an das Fenster. Da sie keine Flamme sah, so rief sie ärgerlich: „Es brennt ja nicht. Warum hast Du mich aus dem Schlafe geweckt, Mann?“

„Siehst Du Den da?“ fragte er, auf Göthe deutend.

„Ja, es ist Einer, der auf- und ablaufend, unser Haus scharf auf's Korn zu nehmen scheint. Es wird doch kein Dieb sein, der böse Absichten auf unser Eigenthum hat?“ setzte sie ängstlich hinzu.

„Ja, es ist ein Dieb, und zwar ein recht gefährlicher Dieb, denn er will uns unsern besten Schatz, will die Ruhe und den Frieden braver Leute, vielleicht die Ehre eines jungen Mädchens stehlen, deren thörichtes Herz er bereits gestohlen hat. Siehst Du denn nicht, daß es der Geheimerath ist, der den verliebten Schäfer unter Minna's Fenstern spielt?“

Frau Frommann rieb sich den Schlaf aus den Augen.

„Wahrhaftig, es ist der Göthe!“ rief sie. „Ist denn der Mensch verrückt?“

„Verrückt! ja, Das ist er; aber wenn der Don Quixotismus bei blonden und schwarzen Haaren eine erlaubte Narrheit ist, so wird er bei grauen Locken zu einer unverzeihlichen Lächerlichkeit. Du siehst, daß die Sache auf einen gefährlichen Punkt gelangt ist, und selbst wenn das Mädchen eine sechsunddreißigjährige Tugend wäre, müßte hier Hand eingeschlagen werden.“

„Aber was ist da zu machen?“ rief die Frau mit großer Niedergeschlagenheit.

„Hier ist Nichts zu machen, als die beiden Narren zu trennen, und Das sobald als möglich. Morgen in aller Frühe muß das Mädchen aus dem Hause.“

„Aber Mann,“ fiel ihm die Frau erschrocken in die Rede, „wir können uns doch nicht schon wieder von dem Kinde trennen, das unser Herzblatt, das unser Alles ist.“

„Es muß sein,“ entschied der Buchhändler, „es muß sein, wenn wir kein Unglück erleben wollen. Morgen in der Frühe packst Du das Nöthigste für Dich und sie ein und bringst sie zu den Verwandten nach Berlin; das Uebrige wird ihr nachgeschickt.“

„Aber wird Minna auch wollen?“

„Die wird natürlich nicht gefragt.“

„Ach! diese Trennung geht mir nahe.“

„Mir auch, aber sie wird nicht lange dauern, oder ich müßte mich nicht auf junge Mädchen verstehen. Die Verwandten müssen ihr viel Berstreuung machen, und wenn sie erst anfängt die Freuden ihres Alters zu kosten, auf Bällen und in Gesellschaften von den Guldigungen junger Herren umringt zu sein, so wird sie den alten Knaben bald vergessen. Sie kann dann wieder kommen, er wird ihr nicht mehr gefährlich sein, und ist es überhaupt nur geworden, weil er der Erste war, der ihr über den Weg lief, und ihr Liebesflausen in die noch nicht trockenen Ohren setzte.“

„Aber was wird Göthe zu Minna's plötzlichem Verschwinden sagen?“ fragte Frau Frommann mit einem Seufzer.

„Der,“ lachte der Buchhändler, „Der wird im ersten Augenblicke so betrübt aussehen, wie Einer, dem eine fette Erbschaft entgangen ist. Ich sehe schon im Geiste sein unglückliches Gesicht, auch darf er nicht erfahren, wohin Minna gekommen ist, ich werde ihn auf eine falsche Fährte leiten. Da steh,“ fuhr er auf die Straße deutend fort, „jetzt wirfst der alte Narr Fußhände in die Luft . . . er dreht sich noch einmal um . . .“

jetzt geht er endlich fort. Nun er soll heute Nacht zum letzten Male Schildwache gestanden haben.“

„Ist es denn möglich, daß man so viel Geist besitzen und dabei so thöricht sein kann?“

„Daß es möglich ist, davon hast Du das Exempel vor Augen. Aber jetzt gehe zu Bett, Frau, und schlafe noch ein paar Stunden, denn morgen mußt Du früh heraus.“

Bei Tagesanbruche weckte der Buchhändler seine Leute. Er ließ eine Postchaise auf acht Uhr bestellen. Minna wurde geweckt und ihr gesagt, daß ihre Tante ihre Begleitung auf einer kleinen Reise wünsche. Sie packte mit Freude ihr niedliches Kofferchen, denn der Jugend ist ja jede Ortsveränderung ein Vergnügen.

Tante und Nichte saßen beim Frühstück, als Herr Frommann dem Burschen, der täglich für Minna Blumen brachte, einen prachtvollen Strauß abnahm, und ihn zu bestellen versprach. Er ging damit die Flur entlang, und da er den Strauß verfehrt in der Hand trug, so fiel ein fein zusammengefaltetes Papier heraus.

Er winkte seiner Frau, die eben die Treppe herunterkam, hielt ihr den Brief hin und sagte: „Wer hätte gedacht, mitten in einem Strauß einen Brief zu finden, der sich wie ein Maisfäfer unter Grasblumen und Reseda verbirgt?“

Die Frau schubte ärgerlich mit den Achseln. Frommann las den Brief, der in wenig Worten die glühendste Liebe athmete.

„Der wird confiscirt und soll nimmermehr an seine Adresse gelangen,“ rief er; dann ging er hinauf, trat mit dem Strauß vor Minna hin und sagte:

„Hier schickt Dir Dein alter Sichtbrüchigter Verehrer einen Strauß, und läßt Dir einen guten Morgen wünschen. Wie würden die Leute lachen, wenn sie wüßten, welch' eine flotte Eroberung Du in Deinem sechszehnten Jahre an dem alten

Geheimerathe gemacht hast, der Dein Großvater sein könnte. Na, Das muß ich sagen, für solch' einen Unbeter würde ich schönen Dank sagen, und mich nicht dem Spotte der Welt aussetzen."

Minna ward sehr roth. Der Spott des Onkels wirkte in einem Augenblicke mehr, als alle bisherigen Vorstellungen der Tante. Sie sagte kein Wort, nahm den Strauß und legte ihn auf den Tisch.

Kaum hatte Frommann das Zimmer verlassen, als sie hastig den Strauß wieder nahm, und zwischen den Blumen nach einem Papiere suchte. Sie legte ihn enttäuscht wieder hin.

Jetzt fuhr der Wagen vor das Haus; der Postillon blies ein lustiges Stückchen. Minna eilte Reifefertig die Treppe hinunter. Der Onkel hob sie in den Wagen und beim Abschiedskusse flüsterte er ihr in das Ohr: „Komme bald und recht vernünftig wieder.“

Die Pferde zogen an, und bald lag hinter den Reisenden die Stadt, die Minna so bald nicht wieder sehen sollte.

Gegen Mittag kam Göthe.

Er plauderte lange mit Frommann, aber als Minna immer und immer nicht erscheinen wollte, wurde er von Minute zu Minute unruhiger und ungeduldiger, endlich fragte er: „Wo bleiben denn die Damen? ich möchte ihnen einen guten Morgen wünschen.“

„Ja, da würden Sie weit laufen müssen,“ lachte Frommann, „die sind Beide auf und davon.“

Diese Worte piffen dem Geheimerathe wie feindliche Kugeln um die Ohren. „Auf und davon!“ rief er stotternd, „wie soll ich Das verstehen, Frommann?“

„Nun,“ berichtete Frommann mit einem Schadenfrohen Lächeln, „wir fanden, daß das Mädchen noch zu jung ist, um sich in das Leben, wie es ist, zu schicken, und so entschlossen wir uns ganz kurz — kurz, wie der König Pipin war — die Minna noch auf ein paar Jährchen in eine Erziehungsanstalt nach Frank-

reich zu schicken, um sie in der französischen Sprache ausbilden zu lassen. Meine Frau bringt sie nach Metz."

Göthe's Gesicht ward erdfahl — ein krampfhaftes Zittern durchrieselte ihm den Körper. Der Schmerz in seinem rührendsten und zugleich wildesten Ausdrucke malte sich in seinen Gesichtszügen. Endlich sagte er mit bebender Stimme: „Ihr habt mich durchschaut, Frommann, der Himmel vergebe Euch, daß Ihr mir Das gethan habt. Wenn Gott einer frommen Seele auf ewig den Himmel verschlösse, so würde er nicht grausamer sein, als Ihr es seid.“

Er verließ mit langsamen Schritten und in tiefster Niedergeschlagenheit das Haus.

Frommann hatte richtig geurtheilt. Kaum hatte Minna vier Wochen lang die Freuden der Hauptstadt genossen, als sie andern Sinnes ward. In den ersten Tagen zwar lebte sie nur in der Erinnerung, doch diese entflieht schnell, wenn Nichts da ist, um sie in ihrem Fluge aufzuhalten; und bald legte sie die Briefe Göthe's und seine feurigen Liebessonette in eine Schublade unter verblaßte Bänder und abgenutzte Handschuhe, und nannte diese Schublade in Gedanken, die Katakombe ihrer gestorbenen Thorheit.

Sie gedachte längst mit einer gewissen Scham ihrer Neigung zu dem Greise, als er noch mit Schmerzen an ihr hing und sich heiß nach ihr sehnte. Nach zwei Monaten erfuhr er den Ort ihres Aufenthaltes. Er schrieb an sie, er schilderte ihr in Flammenzügen Alles, was er um ihretwillen litt. Die Antwort, die er erhielt, war anständig, höflich, zuweilen muthwillig und auch ein Wenig herzlich, so wie ein junges Mädchen an einen lebenswürdigen alten Herrn schreibt, mit dem sie durch die Bande eines gegenseitigen Wohlwollens verbunden ist — aber die Ausdrucksweise des Herzens ist durch keine andere zu ersetzen.

Göthe fühlte mit einem ungeheuren Weh, daß er ihr Nichts mehr war, und so suchte er ein Kreuz über die Vergangenheit zu machen. Er floh die Einsamkeit, die von Gespenstern der Erinnerung bevölkert war, floh die Stille, in der jedes Echo ihn an Minna's süße Stimme und an vergangene Freuden und Schmerzen erinnerte, kam wenig mehr nach Jena, und warf sich wieder eine Zeit lang in den Strudel der gesellschaftlichen Zerstreuungen.

1807.

Die Frau Kath und Bettina.

Göthe trauerte noch immer um Minna's Verlust. Um seinen Schmerz auszuschütten, begann er die Wahlverwandtschaften zu schreiben, worin er Minna als Ottilie, sich selbst bald als Eduard, bald als den Hauptmann schilderte, und Manches, was er mit dem jungen Mädchen durchlebt hatte, auf das Genaueste wiedergab.

Gegen Ende des Spätherbstes dachte er, daß ihm Bettina jetzt mit ihrer Munterkeit und ihrem originellen Wesen zu einem Mittel der Zerstreuung werden könnte, und so schrieb er ihr als Antwort auf mehre an ihn gerichtete Briefe:

„Ich sage nicht: Komm! Ich will nicht den kleinen Vogel aus dem Neste gestört haben, aber der Zufall würde mir nicht unwillkommen sein, der Sturm und Gewitter benützte, um ihn glücklich unter mein Dach zu bringen.“*)

Mit diesem Briefe in der Tasche ging Bettina zu der Frau Kath.

„Wo kommst Du her, Mädchen, so erhitzt, trotzdem wir heute Allerheiligen haben?“

*) Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

„Ich war vor dem Bockenheimer Thore, und habe Birnen in einem Garten gestohlen, wo sie im Gartenhäuschen aufgespeichert lagen.“

„Gestohlen! Die schmecken am Besten,“ rief die Frau Rath, „und so wollen wir gleich Eine verzehren.“

„Unterstehe Sie sich, Eine zu essen, das kalte Obst könnte Ihrem alten Magen schaden,“ sprach Bettina eifrig und stellte sich vor den Tisch, auf den sie die aus ihrem Arbeitsbeutel genommenen Birnen gelegt hatte.

„Ach was,“ entgegnete die alte Frau entschieden, „der Appetit ist ein absoluter Tyrann, der seinen Willen durchsetzt, und um meinen Magen hast Du Dich nicht zu bekümmern. Hol' ein Messer und schäl' die gelbe da. Nun, was hast Du zu brummen? Wie bist Du gelaufen! Da is, Das köhlt. Die Birne schmeckt prächtig, es ist die italienische Art.“

„Soll ich Ihr noch mehr davon schaffen?“ fragte Bettina.

„Was Das für eine Frage ist. All's her damit, wenn Du noch mehr kriegen kannst.“

„Dann muß Sie aber auch mit mir sprechen, was ich haben will.“

„Red' ich denn nicht immer, was Du Quälgeist haben willst? Da setze Dich auf die Schawell und guck' mich an. Weißt Du, wie alt die Schawell ist? Auf Der hat der Wolfgang als UB'Schütz hinter dem Ofen gehockt, und später hat er mit seiner Schwester darauf gefessen und den Homer auswendig gelernt. Er hat immer geru niedrig gefessen, als er noch klein war; etwas später hat er eine stolze Haltung gehabt und einen Haarbeutel getragen.“

„Das will ich nicht wissen vom Haarbeutel.“

„Was willst Du denn wissen? Er wird Dir zu lieb doch nicht ohne Haarbeutel haben gehen sollen. So gut er Dir jetzt nicht gefällt, so gut hat er damals andern Mädchen ge-

fallen, und es waren feine Kinder darunter, die sich konnten sehen lassen," setzte die Frau Rath, mit der Zunge schnalzend, hinzu.

„Das will ich auch nicht hören," rief Bettina ungeduldig.

„Hätt' er vielleicht auf Dich warten und keiner Andern gefallen sollen, bis Du kommen wärst? Gelt, jetzt hältst Du den Schnabel, jetzt bring' was vor, wenn Du kannst. Was hast Du getrieben seit gestern? Doch da kommt der Herr Pfarrer Hufnagel heraufgetrappt, ich erkenne ihn am Schritte. Wirf schnell die Birnschalen zum Fenster hinaus. Da ist er. Jetzt hoch' Dich hier auf die Schawell hinter mich und schneid' keine Gesichter, wenn ich Hochdeutsch rede — solch' einen geistlichen Herrn muß man mit Anstand anreden.*)"

„Lederner Kerl!" murmelte Bettina, als der Pfarrer bereits die Schwelle überschritt; und in der Furcht, daß der Geistliche es gehört haben könnte, bligte die Frau Rath mit ihren großen Augen das naseweise Ding zornig an. Bettina duckte sich auf die Schawell.

Glücklicherweise machte der Pfarrer nur eine kurze Visite und trollte bald wieder ab. Als er fort war, fragte Bettina: „Was hat Sie denn da für einen häßlichen Vogel in der Stube herumhüpfen, Frau Rath? Den habe ich ja noch nicht gesehen."

„Das ist eine ganze Geschichte, die muß ich Dir erzählen," erwiderte die alte Frau. „Die französischen Gûrassiere, die seit acht Tagen hier liegen, sind heute Morgen abgezogen. Der Offizier, den ich im Quartier hatte, kam, um Abschied von mir zu nehmen, und ehe ich mir's versah, fiel er mir um den Hals, küßte mich und rief: „Vous êtes ma mère!" und flennete. Ich mußte auch flennen und Das war ein Em-

*) Bettina: Dieses Buch gehört dem König.

brassement ohne Ende, denn er sprang immer wieder die Treppe herauf und drückte mir die Hände, und wer weiß, wie lange Das noch so fortgegangen wäre, wenn nicht die Trompet' geblasen hätte. Nachher brachte mir die Lieschen den Falken von ihm, der hatte einen Bergißmeinnichtstrauß von gebackenen Blumen auf den Buckel gebunden — und jetzt macht mir das Thier Alles voll Dreck."

„Ei, Frau Rath, Das ist kein Falk, Das ist eine Ugel.“

„Nun, so nimm die Ugel und schleppe sie mit fort.“

„Ei, warum ist denn die Ugel jetzt mein?“

„Ja, sie ist Dein, und die Bergißmeinnicht kannst Du auch nehmen. Was soll ich alte Frau mit Bergißmeinnicht thun?“

„Ei, Frau Rath, warum hat Sie sich in den Franzosen verliebt? Nun muß Sie die bösen Folgen tragen.“

„Hänge mir noch in meinen alten Tagen einen bösen Namen an mit Deinem Geschwäg,“ fuhr die Frau Rath auf; „wie soll ich mich verlieben, und noch dazu in einen blutjungen Buben, der noch keinen Bart hat.“

„Gerade weil er keinen Bart hat, hat Sie gesagt und mir die ganzen acht Tage lang davon gesprochen, daß so ein junges Blut Kanonensfutter sein müßte, und daß Sie immer daran dächte, wie wenn Sie ihren Sohn hätte müssen vor den Feind gehen lassen, und was dann nicht Alles geschehen wäre, wenn der Wolfgang hätte mit marschiren müssen.“

„Was welschest Du wieder für Zeug durcheinander,“ rief die Frau Rath halb lachend, halb unwillig. „Aber jetzt schaff' mir die Ugel vom Halse, die mir den ganzen Stubenboden voll macht. Ich weiß ja sonst nicht, wo ich mit dem Thiere hin soll.“

„Laß Sie's wieder in die Welt fliegen.“

„So, wo das Thier schon flug geworden ist und einem Alles an den Augen absieht, wie man's verstanden haben will,

da soll man's wieder mir nichts, dir nichts, in die Welt jagen."

„Nun ja, da kann's die andern Aßeln auch flug machen und kann seine Apostel in die Wüste senden unter die Menschheit."

„So Redensarten, die nach Etwas lauten und doch gar Nichts bedeuten, kann ich nicht leiden," rief die Frau Rath ärgerlich. „Manch' Mal habe ich mit Furcht Dich angehört, Du könntest vor Uebergeschnapptheit keinen Ausweg finden. Jetzt macht mir der Primas sein Compliment über Deinen Geist wie der Bliß. Ich fragte, ob er mich wollt' verantwortlich machen für alle Deine tollen Einfälle. Er meinte, Dein aufgeweckt Temperament müßte mir Plaisir machen. Ich dachte, wenn Der wüßt', wie sie der Frau Rath mitspielt! Alle Augenblicke fällst Du mit Deiner unberufenen Berkehrt-heit mir über den Hals. — Antworte! — Willst Du mich ärgeru mit Deinem Schweigen? — So hat's mein Sohn gerad' gemacht; da hab' ich als Wunder gedacht, was ihm fehle, und hab' mich gekränkt, weil er schwieg, und dann war's eine Unart und weiter Nichts. Nun Du schweigst, so werde ich auch schweigen, und dann wollen wir sehen, wie wir uns unterhalten."

„Geb' Sie mir die Hand," bat Bettina und streckte der alten Frau ihre Hand entgegen.

„Hier hast Du meine Hand. Was jetzt weiter?"

„Laß Sie mich meinen Kopf auf Ihren Schooß legen."

„Rück' herbei, wenn Dir Das gefällt. Ei, Mädchen, ich glaube gar, Du schläfst ein, oder was fällt Dir sonst ein? Laß die Augen auf."

„Frau Rath," sagte Bettina traurig, „es ist mir manch' Mal, als ob Sie mich nicht mehr leiden könnte."

„Was ist Das wieder für Unsinn?" rief die Frau Rath eifrig. „Ich will nicht undankbar sein und es nicht läugnen,

denn daß ich Dich habe, das ist meine Freude. Andere Leute sind mir Nichts, Du bist mir Alles. Seit Du Dich alle Tage bei mir einfindest, gefällt mir meine alte geblümete Tapet' wieder und die alte Schawell grünt wieder auf. Siehst Du, das ist die Verwandtschaft zwischen Deinem und meinem Herzen. Du belebst mir die Abgestorbenheit des Lebens wieder."

„Warum hat Sie mich denn so lieb, Frau Rath?"

„Das will ich Dir sagen. Meine Vorliebe für Dich, ist blos aus der verkühlten Meinung anderer Leute entstanden; da habe ich gleich geahnt, daß ich Dich besser verstehen würde. Wenn sie über Dich herfielen, so holte ich aus wie der Schmid, der das glühende Eisen auf dem Amboss hat. Laßt mir das Mädchen in Ruhe, sagte ich. Wer der Stimme in seiner Brust folgt, der wird seine Bestimmung nicht verfehlen, dem wächst ein Baum aus der Seele, aus dem jede Tugend und jede Kraft blüht, der die schönsten Eigenschaften wie köstliche Aepfel trägt, und Religion, die ihm nicht im Wege ist, sondern seiner Natur angemessen; wer aber dieser Stimme nicht horcht, der ist blind und taub und muß sich von Andern dahin führen lassen, wohin ihre Vorurtheile sie selbst verbannten. Ei, ich wollte ja lieber zu Schanden werden, als daß ich mich von Philisterhand über einen gefährlichen Steg leiten ließ. Am Ende ist auch gar Nichts gefährlich, als nur die Furcht selber, die bringt Einen um Alles."

Bettina drückte einen Kuß auf die Hand der Frau Rath, die ihr das Kinn aufhob und wieder begann:

„Sei heiter, Mädchen. Wie der kleine Franzose heut' Abschied nahm mit seinem frischen feurigen Blicke, Das liegt mir im Sinne. Dort stand er als am Fenster Abends, und wenn der Mond aufging, hat er hinein geguckt, und wenn er sich dann herumgewendet, standen ihm die Augen voll Wasser. Da sagte ich ein Mal: Komm her, Bub'! und reichte ihm die Hand. Gelt, Du denkst an Deine France, an Deine patrie?"

— Oh, oui, ma patrie, sagte er, adieu pour toujours. — Da dachte ich: Mein, Der hat kein Soldatenblut. Aber wie's gestern geheißten hat: Allons enfans de la patrie, — da hättest Du sehen sollen, wie er sich gestreckt hat, wie sein Schritt aufprallte, Bluth in seine Augen schoß und ihm der Mund so übermäßig anschwell, wie dem Kriegsgott Mars. Nun ist er fort! Armer Letiers! Gut Bürschchen!" setzte sie mit einem Seufzer hinzu.

Nach einer kleinen Pause rief sie:

„Aber sieh einmal den Vogel da, wie er aufhorcht. Hol' ihn herbei und setz' ihn auf den Tisch. Na, poktausend, hüpft mir der Satan auf den Kopf. Herunter von der neuen Haub', die ist kein französischer Kopfschweif.“

Während die Frau Rath den Vogel verjagte, patzte Bettina in die Hände und rief: „Und ich bleibe dabei, Sie war doch in den Franzosen verliebt.“

„Ach was, in den Franzosen bin ich nicht verliebt, aber die Franzosen mag ich leiden, es sind doch ganz andere Kerle, als die hessischen und preussischen Holzböcke, und der Napoleon ist doch einmal Derjenige, der der ganzen Welt den Traum vorzaubert, und dafür können sich die Menschen bedanken, denn wenn sie Nichts träumten, so hätten sie Nichts davon und schliefen wie die Säcke, wie's die ganze Zeit gegangen ist.“

„Und ich habe doch Recht, Frau Rath, nur ist Sie nicht in einen Franzosen verliebt, sondern in alle, und in den Napoleon obendrein.“

„Höre Du,“ sagte die Frau Rath drohend, „Du solltest nach Weimar gehen, zu dem Wolfgang und Dir wieder einigen Respect holen gegen seine Mutter.“

„Das thue ich auch,“ rief Bettina lachend; „ich bin eigens hergekommen, um es Ihr zu sagen.“

„Was, Du gehst nach Weimar?“ rief die Frau Rath mit offenem Munde.

„Ja, übermorgen reise ich mit dem Clemens und der Meline ab, und hier ist der Brief, in dem Ihr Sohn mir einen kleinen Wink mit dem Scheuerthor giebt. Wenn Sie was mitzugeben hat, so mache Sie es zurecht, morgen komme ich noch einmal her, um es abzuholen, für heute aber sage ich Ihr Adieu, denn es fängt schon an dunkel zu werden.“

1807.

Abermals in Weimar.

Bettina stieg am 7. November mit Bruder und Schwester in Weimar im Gasthause zum Elephanten ab und schickte sogleich ein Billet an Göthe, um ihm ihre Ankunft zu melden. Er war nicht zu Hause und der Abend verging, ohne daß er Etwas von sich hören ließ. Clemens ging endlich auf sein Zimmer; Meline lag schon lange im Kofen und schlief hinter zugezogenen Vorhängen. Bettina lag auf dem Sopha, die Hände über dem Kopfe gefaltet, und sah, wie der Schein der Nachtlampe wie ein großer runder Mond an der Decke spielte. Da hörte sie um Mitternacht Etwas an der Thür rascheln; sie fuhr auf und dachte: „Das ist der Göthe;“ es klopfte an, während sie lauschte, aber weil es doch so gar unmöglich schien in dieser späten Stunde, so hörte sie nicht auf ihr ahnendes Herz.

Da trat er herein bis an das Kinn in den Mantel verhüllt, machte leise die Thür hinter sich zu und sah sich suchend um. Bettina lag in der Ecke des Sopha's ganz in Finsterniß eingeballt und schwieg. Da nahm er seinen Hut ab, und als sie die Stirn leuchten sah und den suchenden Blick und ihn fragen hörte: „Nun, wo bist Du denn?“ — da stieß sie

einen leisen Schrei des Entsetzens aus über ihre Seligkeit, und da hatte er sie auch gleich gefunden.

Aber kaum hatte er sie umarmt, so ging er auch schon wieder, da ihm die Schicklichkeit kein längeres Bleiben gestattete.

Am andern Morgen saß sie schon früh im einsamen Zimmer bei ihm und plauderte.

„Nun,“ sagte er, „bist Du froh, daß wir uns wiedersehen?“

„Ach!“ sagte sie, „ich war ein einsam auf einem Felsen von Stürmen umbraustes Menschenkind, das ungewiß hin und herschwankte — viel Dornen und Disteln um mich her — so war ich, da ich meinen Herrn noch nicht erkannte. Nun wende ich mich, wie die Sonnenblume, nach meinem Gotte, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt.“

„Ich habe aber doch von einem jungen Manne gehört,“ sprach Göthe mit schalkhafter Miene, „der in eine große Bärenmütze gehüllt, in Deiner Nähe weilte und vorgab, seine Wunden heilen zu müssen, während er vielleicht im Sinne hatte, die gefährlichsten zu schlagen.“

„Nun ja,“ erwiderte das Mädchen offenherzig, „ich war fünf Tage lang in Wilhelm von Türkheim verliebt, und vielleicht nur deshalb, weil er, wie mir Deine Mutter sagte, der Sohn eines alten Schazes von Dir ist. Es bligten ein Paar schöne, blaue Augen unter der Bärenmütze hervor, es lächelten und schwagten die anmuthigsten Lippen, es wogten die schlanken Glieder; er war noch blaß und matt von der kaum verharschten Wunde auf der Brust. Abends, wenn Alles um den Theetisch versammelt war, saß ich im dunkeln Hintergrunde des Zimmers, um ihn zu betrachten. Er spielte Guitarre. Da hielt ich eine Blume vor das Licht und ließ ihren Schatten auf seinen Fingern spielen — das war mein Wagstück — mir klopfte das Herz vor Angst, er möchte es merken; da ging ich

in's Dunkle. Das war die letzte Hauptbegebenheit in diesem Liebesspiele von fünf Tagen."

„Und es bleibt Dir Nichts weiter übrig, mir darüber zu bekennen?“

„Nichts!“ rief sie und legte die Hand bethauernd auf die Brust, „und übrig,“ fuhr sie fort, „übrig ist ein häßlich Wort. Deine Mutter sagte lezt: „Die Menschen sind zu jezigen Zeiten alle wie Gerning, der immer spricht: Wir übrigen Gelehrten! und ganz wahr spricht, denn er ist übrig.“

„Du aber willst nicht übrig sein,“ scherzte Göthe.

„Lieber todt, als übrig!“ rief sie lebhaft aus. „Ich bin es aber nicht,“ setzte sie lächelnd hinzu, „denn ich bin Dein, weil ich Dich erkenne in Allem.“

Bei diesen Worten sprang sie auf, setzte sich auf seine Kniee, umflammerte seinen Hals und küßte ihm Mund und Stirn.

Sie wich ihm den ganzen Tag nicht von der Seite. Am Abende war er ganz müde von ihren unaufhörlichen Liebesversicherungen, von ihren ewigen Liebesflosungen, ihre ungestüme Zudringlichkeit schien ihm bedenklich, um so mehr, da auch Christiane, die eine Frau war, die sonst nicht Alles gar zu genau nahm, sich von dem allzu ungenirten Benehmen des Mädchens verletzt fühlte und eine Regung der Eifersucht empfand. Er begann zu fürchten, daß er sich mit ihr ein Kreuz auf den Hals geladen habe, welches er nicht so leicht würde abschütteln können, daher beschloß er, sie mit aller Artigkeit in ihrem Liebesrausche zu beruhigen.

Am andern Tage war er merklich kälter gegen sie; er war galant, wie alte Herren gegen junge Mädchen zu sein pflegen, aber Nichts weiter. Am Morgen schickte er sie fort, weil er arbeiten müsse. Ueber Tisch sprach er wenig mit ihr, sondern beschäftigte sich mehr mit der Schwester Meline, deren wunderschöne Augenwimpern ihm gefielen. Er sagte ihr, sie

gleiche der Rose, die der Thau eben aus tiefem Schläfe geweckt habe.

Als Bettina nach Tische mit ihm allein war und ihr gewohntes Treiben wieder beginnen wollte, blieb er zurückhaltend und nachdenklich.

„An was denkst Du?“ fragte sie endlich.

„Ich denke an Schiller, dessen Geburtstag dieser Tage ist.“ Er sah sie an und seufzte tief.

„Ich hänge ihm eben nicht an,“ rief Bettina und ließ die Unterlippe schwellend hängen.

„Ich wollte, er wäre jetzt hier, Du würdest anders fühlen,“ sagte Göthe traurig. „Kein Mensch konnte seiner Güte widerstehen. Wenn man ihn nicht so reich achtete und so ergiebig, so war's, weil sein Geist einströmte in alles Leben seiner Zeit und weil Jeder durch ihn genährt und gepflegt war und seine Mängel ergänzte. So war er Andern, so war er mir das Meiste und sein Verlust unerseßlich.“

Bettina hatte sich wie gewöhnlich auf einen Schemel zu seinen Füßen gesetzt. „Du hast in Deiner milden Gerechtigkeit den Stab über meinen Aberwitz gebrochen, ich bin beschämt,“ sagte sie und legte den Kopf auf seine Kniee.

„Man berührt Nichts umsonst,“ entgegnete er ungewöhnlich weich. „Diese langjährige Verbindung, dieser ernste, tiefe Verkehr ist ein Theil meines Selbst geworden; wenn ich jetzt in's Theater komme und sehe nach seinem Blase und muß es glauben, daß er in dieser Welt nicht mehr da ist, daß seine Augen mich nicht mehr suchen, dann verdriest mich das Leben und ich möchte lieber auch nicht mehr da sein.“

Er stand auf.

„Komm,“ sagte er, „wir wollen einen Gang durch die Winterlandschaft machen.“

Sie gingen. Bettina trippelte an der Seite des schweigsamen Mannes. Endlich zupfte sie ihn am Mantel. „Göthe,“

sagte sie, „sei künftig nicht so selten mit Deinen Briefen, denn auf zehn, die ich Dir schreibe, bekomme ich kaum einen zur Antwort.“

„Sind sie Dir denn so gar werth?“

„O, über Alles. Ein Mal glaubte ich dem Boten einen Brief von Dir abzunehmen, aber es war ein anderer. Nun klopfte mir das Herz so gewaltig und es war Nichts. Als ich hinein kam, fragten Alle: „Warum siehst Du so blaß aus?“ Ich reichte meinen Brief hin und fiel ganz matt in einen Sessel. Man glaubte Wunder was er enthalte, es war eine Rechnung von dem alten Maler Robert in Cassel, bei dem ich nicht Viel gelernt habe. Sie lachten mich tüchtig aus.“

„Wenn Dich meine Briefe so aufregen, Kind, so wäre es besser, wenn ich Dir gar nicht schreibe.“

„Willst Du mir meine beste Freude entziehen,“ rief sie leidenschaftlich. „Aber Eins bitte ich mir aus: lasse mir keine Briefe mehr von Deinem Secretair schreiben. An einen hast Du zuletzt ein kleines Dompfaffenstückchen daran gehängt von besonderer Theilnahme, allein es war nach der alten Drehorgel gepiffen. Hättest Du mich lieb, unmöglich könntest Du mir einen Brief von Deinem Secretair abschnurren lassen, wie ein Paternoster. Der Kiemer ist ein Philister, daß er so was hinschreibt und Dich selbst dazu macht; ich kann mir auch gar nicht vorstellen, wie Du es mit ihm anstellst. Sprichst Du ihm denn den Inhalt Deines Briefes vor, oder giebst Du ihm Deine Gedanken im Kummel, daß er sie nachher Reihenweise neben einander aufschichte.“

„Deinen Vorwürfen, liebste Bettina, ist nicht auszuweichen,“ rief er lachend; „da bleibt Nichts übrig, als die Schuld zu bekennen und Besserung zu versprechen.“

„Ach, geh mir,“ sagte sie schmollend, „Du liebst mich doch nicht, so wie ich Dich liebe.“

„Das glaube ich selbst,“ sagte er ernst, „denn unsere

Naturen sind zu verschiedener Art. Gern gebe ich Dir zu, daß Du ein weit liebenswürdigeres Kind bist, als Alle, die man Dir als Geschwister an die Seite zu stellen versucht sein wird; Dein offenherziges Plaudern ist mir eine rechte Unterhaltung, und Deine vertraulichen Sinebungen überwiegen mir Alles, aber Dein allzustürmisches Wesen paßt nicht zu dem meinigen, drum muß Deine Leidenschaftlichkeit durch den Verstand in die Grenzen der Ruhe eingedämmt werden."

„Ach, geh mir mit dem Verstande, Du eiskalter Mensch. Ich möchte Dir wohl immer nur ein freundliches Licht entgegen leuchten lassen, aber plötzlich schlagen die hellen Flammen über dem armen Herzen zusammen, und der Verstand, der doch Nichts helfen kann, läßt die Arme sinken. Vielleicht ist es sündlich,“ fuhr sie fort, „daß ich Dein Gewand lieber habe, als meine Nebenmenschen, daß ich die Stiege küssen möchte, auf der Deine Füße auf und niedersteigen. Dieses könnte man Abgötterei nennen; oder ist es so, daß der Gott, der Dich belebt, auch an jeder Wand Deines Hauses hinschwebt?“

Göthe legte ihr die Hand auf den Mund.

„Du bist ein einziges Kind, dem ich mit Freude jede Erheiterung, jeden lichten Blick in mein geistiges Leben verdanke, dessen ich vielleicht ohne Dich nie wieder genossen haben würde — aber laß' mich solche Worte nie wieder hören, sie verletzen meine Empfindung.“

Er nahm sie bei der Hand und führte sie wie ein Kind, durch die bereits dunkel gewordenen Straßen nach Hause zurück. Beide wechselten nur wenige Worte auf dem Heimwege.

Zu Hause angelangt, fanden sich bald einige Herren ein, mit denen Göthe zu verkehren hatte; Bettina mußte nothgedrungen bei Frau von Göthe zurückbleiben, welche mit Freuden die Gelegenheit ergriff, ihrer Macht bewußt, mit Bettina umzugehen, wie ein böser Bube mit einem unglücklichen Schmet-

terlinge; sie verhöhnte und marterte sie, und wischte ihr, die sich als geistige Geliebte des großen Mannes gerirte, mit boshaftem Wohlbehagen den bunten Staub von den Flügeln, ja, sie verbot ihr geradezu, ferner wie ein übelerzogenes Schulkind, um Göthe's Kniee zu gaukeln und den Geheimerath mit ihren Albernheiten zu belästigen.

Das hielt Bettina nicht lange aus; sie flüchtete schmolend in das Musikzimmer, bis Niemer kam, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Das Gespräch drehte sich eine Weile um gleichgültige Dinge. Plötzlich sagte Bettina:

„Herr Niemer, der Göthe ist doch ein wunderlicher Heiliger.“

„Warum Das, Mademoiselle?“

„Ach, Das kann ich eben nicht sagen, aber er benimmt sich so sonderbar gegen mich, so launenhaft. Als ich das erste Mal hier war, war er ganz anders, als jetzt; gestern war er anders als heute, und morgen wird er vielleicht wieder anders sein.“

Niemer suchte sie mit der Bemerkung zu beruhigen, daß dem Geheimerathe im Geschäftsgange und in den Theaterangelegenheiten gar Manches vorkomme, was ihn verstimme, daß aber seine Leutseligkeit stets bald wiederzukehren pflege.

Jetzt kam Göthe und holte sie ab zum Thee bei Frau Schoppenhauer, wo sie den Dichter Dehlenschläger fanden, der seit Kurzem aus Italien zurückgekehrt war.

Bettina amüsirte sich nicht sehr in dieser Gesellschaft, denn auch hier ward sie von den Spott Pfeilen der Frau von Göthe verfolgt, welche behauptete, daß sie weder mit Scheere, noch mit Nähnaedel umzugehen wisse. Bettina sagte trozig, daß sie sie eines Andern überzeugen würde und war froh, als man sich nach einigen für sie genußleeren Stunden trennte. Göthe hatte sich den ganzen Abend nicht um sie bekümmert.

Spät am Abende,, als Göthe noch eine einsame halbe Stunde mit Niemer verplauderte, sagte er im Laufe des Gesprächs: „Die Bettina ist doch ein sonderbares Gewächs. Finden Sie Das nicht auch, Niemer?“

„Sie scheint sehr excentrisch zu sein,“ antwortete Dieser, „und für die von ihr gespielte Rolle des Kindes ist sie offenbar zu alt.“

„Sie hat das zweiundzwanzigste Jahr hinter sich, wie mir meine Mutter schreibt, und ihr gurliartiges Wesen möchte hingehen, es ist amüſant; aber ihre eingebildete mystisch=phantastische Liebe fängt an, mir lästig zu werden. Sie können denken, Niemer, daß ich hier kein Liebender bin, sondern ein Ungeliebter; und ich beginne zu fürchten, daß sie mich noch einmal compromittiren wird.“

Niemer erzählte ihm, wie sie sich über ihn ausgesprochen hatte.

„Muß ich ihr nicht durch Zurückhaltung Schranken setzen?“ erwiderte Göthe darauf. „Ich erfreue mich an ihrem genialen, barocken, bald geistreichen, bald phantastischen Wesen, ertrage ihre Liebkosungen wie ihre Ungezogenheiten mit Gleichmuth, lasse bald in natürlicher, bald in studirter Laune mich ergehen, und da von einer nur väterlichen, nicht aber leidenschaftlichen Gegenliebe die Rede sein kann, so bleibt mir Nichts übrig, als ihr für so viel Artigkeit und Spaß, wie einem Kinde, mit irgend einer poetischen Confiture, wie ich sie eben zur Hand habe, einer frischen Blume, einem saftigen Stücke Obst aus meinem Dichtergarten, einem Bildchen oder Figürchen meiner Kunst, als wäre es für sie gewachsen oder gemacht, eine schmeichelnde Gegenfreude zu machen. Aber dabei soll und muß es sein Bewenden haben.“

Einige Tage darauf ging er mit ihr und ihren Geschwistern auf die Bibliothek. Clemens und Meline geriethen bald über ein prachtvolles Bilderwerk, welches ihnen der Pro-

feffor Maier zeigte und erklärte. Göthe ging mit Bettinen weiter, bis sie vor seine Büste kamen, die in seinem vierzigsten Jahre gemeißelt, das volle Ebenmaß seiner höchsten Schönheit ausdrückte. In seinen grünen Mantel gewickelt, lehnte er sich der Büste gegenüber an einen Pfeiler, forschend, ob Bettina in diesen verjüngten Zügen, den gegenwärtigen Freund erkenne. Sie that nicht dergleichen — Scherz und geheime Lust ließen es ihr nicht über die Lippen.

„Nun?“ fragte er endlich.

„Um!“ sagte sie, „Der, den die Büste vorstellt, muß ein schöner Mann gewesen sein.“

„Ja wahrlich, Dieser konnte wohl sagen zu seiner Zeit, er sei ein schöner Mann,“ sagte er mit schlecht verhehltem Aerger.

Sie wollte an ihn herangehen — er wies sie ab; einen Augenblick war sie betroffen, dann rief sie:

„Halte Stand, wie dies Bild, so will ich Dich wieder sanft schmeicheln; willst Du nicht? — Nun, so lasse ich den Lebenden und küsse den Stein so lange, bis Du eifersüchtig wirst.“*)

Sie umfaßte die Büste, küßte die erhabene Stirne und die Marmorlippen, und lehnte Wange an Wange. Da hob er sie plötzlich weg und hielt sie hoch über sich, wie man Kinder zu halten pflegt, wenn man mit ihnen spielt; der sechszigjährige Mann sah an ihr hinauf und gab ihr süße Namen und sagte: „Liebsteß Kind, Du liegst in der Wiege meiner Brust!“ — Dann aber sich besinnend, stellte er sie nieder, nahm sie bei der Hand und kehrte langsamen Schrittes mit ihr zu den Andern zurück.

So kam der Tag herbei, der Bettinen wieder in die Heimat führen sollte.

An dem Morgen dieses Tages saß sie beinahe eine Stunde

*) Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

allein in Göthe's Musikzimmer auf dem Boden in einer Ecke und weinte; er war ganz nahe und wußte es nicht, und sie weinte mit lachendem Munde, denn sie glaubte durch den grauen Nebel seiner Launen das feste grüne Land seiner Liebe zu schauen: Da kam er und sie sagte ihm noch ein Mal in kurzen Worten, wie werth er ihr sei.

„Nun ja, Das ist schön und gut,“ antwortete er, „Du sollst mich auch immer lieb behalten und wirst mir immer sein und bleiben, was Du mir bist. Wie viel Du meiner Mutter bist, weißt Du selbst, ihre Briefe fließen von Lob und Liebe über.“

„Dafür,“ sagte Bettina, „dafür will ich aber auch in Frankfurt der Mutter alle Liebe anthun und alle Ehre, weil sie Deine Mutter ist, denn selig ist der Leib, der Dich getragen hat.“

Und als sie nun mit dem letzten Kusse von ihm schied, war es ihr, als müsse sie ewig an seinen Lippen hängen bleiben; und als sie dann nach einem kurzen und kalten Abschiede von Christianen dahin fuhr unter den blätterlosen Bäumen, glaubte sie, an jedem Stamme müsse sie sich festhalten; aber es verschwanden die wohlbekanntnen Räume, die geliebten Auen wichen in die Ferne, und nun hatte sie Nichts mehr, als das heiße Verlangen, und ihre Thränen flossen diesem Scheiden.

Als sie nach einer Fahrt von vierzig Meilen, Abends spät in Frankfurt ankam, sagte ihr Bruder Franz: „Wenn Du die Staël kennen lernen willst, so mußt Du morgen in aller Frühe mit mir nach Mainz fahren; sie ist dort.“

Bettina fuhr mit, und so kam es, daß sie erst nach drei Tagen ihren Gang zu der Frau Rath antreten konnte.

Als sie hereinkam, wurde sie liebevoll von der alten Frau aufgenommen, sie jagte Alle fort, die bei ihr waren.

„Nun, Ihr Herren,“ sagte sie, „da kommt Jemand, der mit mir zu sprechen hat,“ und so mußten Alle zum Tempel hinaus.

Als sie allein waren, mußte Bettina erzählen.

„Wie war's, als Du ankamst?“ erkundigte sich die Frau Rath.

„Es war ganz miserables Wetter.“

„Vom Wetter will ich Nichts wissen, sondern vom Wolfgang. Wie war's als Du hinkamst?“

„Ich kam nicht, er kam.“

„Nun wohin?“

„In den Elephanten, um Mitternacht, drei Treppen hoch. Alles schlief schon fest, die Lampen auf dem Flur waren ausgelöscht, das Thor verschlossen, und der Wirth hatte den Schlüssel schon unterm Kopfkissen und schnarchte tüchtig.“

„Nun, wie kam er denn da herein?“

„Er klingelte zwei Mal, und als er zum dritten Male recht lange an der Glocke zog, da machten sie ihm auf.“

„Und Du?“

„Ich in meiner Dachstube merkte Nichts davon. Die Meline schlief schon lange; ich hockte in der Ecke auf dem Sopha. Da kam er — ich stieß ein Jubelgeschrei aus und hing an seinem Halse.“

„Das wird eine schöne Geschichte geworden sein in Weimar,“ meinte die Frau Rath. „Der Herr Minister um Mitternacht im Elephanten drei Treppen hoch eine Visite gemacht. Wie bist Du mit seiner Frau zurecht gekommen?“

Bettina drehte sich auf dem Absatz herum und machte eine wegwerfende Geberde.

„Frau Rath, nehme Sie mir's nicht übel,“ sagte sie, „aber dem Göthe seine Frau paßt eher zur Küchenmagd, als zur Lebensgefährtin eines Dichtersfürsten. Sie mag ihre guten Eigenschaften haben, giebt sich auch recht viel Mühe, den Tisch ihres Geheimraths gut zu bestellen und ihm nach den Beschwerden des Tages die Grillen durch Pöffenreißerei und ordinäre Späße zu vertreiben.“

„Du bist eine Lasterzunge, Mädchen, aber ich verzeihe Dir, weil die Eifersucht aus Dir spricht. Die Christiane hat den Wolfgang aufrichtig lieb.“

„Nun ja, die derbe Person mag den Dichter nach ihrer Art mit wahrer Liebe in ihrem breiten Busen tragen, aber ihre Art gefällt nicht Jedermann, sie ist vulgär.“

„Bapperlapapp! Der Wolfgang versteht sich auf Liebe und weiß die ihrige zu schätzen; er weiß, daß Christianens Neigung vorhält, während manche andere sich verflüchtigt.“

„Meinetwegen,“ sagte Bettina mit Trost, „aber sie wird nie eine Dame vorstellen.“

Die Frau Rath zuckte mit den Achseln und machte ein Gesicht, als ob sie sagen wollte: „Du bist und bleibst ein verrücktes Ding!“ dann sagte sie: „Von etwas Anderm. Was hast Du für Bekanntschaften gemacht?“

„Erstens die Schoppenhauer, die eine kleine, runde, lustige Person ist, die mit den Studenten singt, wenn sie von Jena herüber kommen, und mit Ihrer Schwiegertochter, der vielgerühmten Christiane poculirt, denn Das verstehen Beide aus dem Ff.“

„Bist Du mit Deinem ungewaschenen Mäulchen denn schon wieder hinter dem Wolfgange seiner Frau her?“ eiferte die alte Frau. „Bettina, Bettina, ich fürchte, Du bist schlimmer als ich glaubte. Wen hast Du weiter kennen gelernt?“

„Bei Wieland den Stephan Schüz, den geschwornen Feind Ihres Sohnes.“

„Was, hat der Wolfgang auch Feinde?“ rief in Hitze gerathend, die Frau Rath, „ich dachte, er hätte nur Bewunderer. Wer ist denn der Mensch?“

„Es ist der Herausgeber des Taschenbuchs für Liebe und Freundschaft, ein kleiner, buckliger, nach allen Seiten hin schief gezogener Humorist, der einem Fragezeichen gleicht. Wieland behauptete, in seinem gebrechlichen Leibe stecke eine feine, edle

Seele; aber ich glaube es nicht, denn der Wolfgang imponirt ihm nicht; er hält sich, obgleich er in seiner Nachbarschaft wohnt, absichtlich fern von ihm, unter dem Vorwande, daß er sich ein freies, selbstständiges Urtheil über den Vergötterten bewahren wolle.“

„Ei, Das ist ja eine giftige Fliege, die wohl gern einen Flecken auf des Wolfgang's Ruhm hinflecken möchte,“ rief die Frau Rath, schnell hintereinander einige Prisen Contenance aus der goldenen Dose nehmend, die ihr seliger Mann bei dem Juwelier Lautensack in Hanau hatte machen lassen, und ihr nach dem zu Subertsburg geschlossenen Frieden verehrt hatte, weshalb auch als Anspielung über dem den Deckel verzierenden Blumenkorbe, der aus Diamanten zusammengesetzt war, eine Taube mit dem Delzweige im Schnabel schwebte. Nach einer Pause hieß sie das Mädchen fortfahren, welches sagte:

„Ferner lernte ich die verwittwete Frau Consistorialpräsidentin von Herder kennen.“

„Wie gefiel sie Dir.“

„Oh! Wenn man sie sieht, so kann man glauben, was die Leute von ihr und ihrem verstorbenen Manne sagen.“

„Was sagen denn die Leute?“

„Sie sagen, es sei ein närrisches Volk, das sich gegenseitig überschätzt habe; sie hätten wie die Schnecken in ihrer selbstfüchtigen Einsamkeit gelebt. Der selbige Schiller soll einmal von ihnen gesagt haben, sie bildeten zusammen eine heilige Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschloßen. — Weil aber Beide stolz und heftig waren, so stieß diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Waren sie in Unfrieden gerathen, so wohnten sie abgesondert in verschiedenen Stagen, und Briefe liefen Treppe auf, Treppe ab, bis sich endlich die Frau entschloß, in eigener Person in ihres Ehemanns Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus Herder's Werken recitirte und mit den Worten schloß: Wer Das geschrieben hat, muß ein

Gott sein, und auf einen Gott kann Niemand zürnen. Der besiegte Herder fiel ihr dann um den Hals und die Fehde hatte ein Ende.“

Die Frau Rath lachte herzlich, dann fragte sie: „Sind Das alle Deine Connaissancen?“

„Nein,“ rief Bettina, „die Hauptbekanntschaft habe ich bis zuletzt aufgespart, denn sie ist die beste — nämlich der Herzog Karl August.“

„Gelt, das ist ein Mann, der den Wolfgang zu schätzen weiß.“

„Und Sie nicht minder, Frau Rath!“ fiel ihr Bettina lebhaft in die Rede.

„So! Was sagte er denn von mir?“

„Er sagte, Sie scheine eine Glorie um Ihre alte Haube zu tragen. Der Wieland stimmte ihm bei und sagte: Hoheit haben Recht, die Frau Rath ist die Königin aller Weiber! Und der Wolfgang setzte hinzu: Nicolovius, der Gatte meiner Nichte, sagte einmal zu mir: Der reiche Lebensquell der Großmutter ist ein wahres Labfal. Ihre Manier, ihr sehr entschiedener Charakter in der Gesellschaft, ihre Sonderbarkeit, ihr aufbrausender Lebensstrom, Alles reißt sie hin und gestattet nicht Muße, noch Kälte zum urtheilen. Ihr Alter ist weder an ihrem Geiste, noch an ihrem Körper merklich. Wo sie erscheint, entspringt Leben und Freude und immer hält sie treu an ihrem Lieblingsprüche: Erfahrung macht Hoffnung!“

Die Frau Rath lächelte vergnügt, denn sie fühlte sich angenehm geschmeichelt durch das eben Gehörte. Da setzte Bettina hinzu:

„Als der Wolfgang schwieg, that ein Kammerherr den Mund auf und sagte: Wahrlich, nach Allem, was man von der Mutter des Herrn Ministers hört, verdiente sie von Adel zu sein.“

„Ei, daß Dich das Mäuschen beißt! rief die Frau Rath ärgerlich — „meint denn der hochwohlgeborene Stockfisch, daß ich Das nicht sein könnte, wenn mein Vater gewollt hätte? Als Maria Theresia ihren Gemahl Franz I. krönen ließ, beschenkte sie meinen Vater mit einer goldenen Kette, woran eine Medaille Karl's VII. hing, und wollte ihn in den Adelsstand erheben. Aber mein Vater lehnte diese Gnadenbezeugung ab unter dem Vorwande, daß er vier Töchter habe, die sich, da er kein reicher Mann sei, als adelige Fräuleins nicht so leicht würden verheirathen können, denn als bürgerliche Jungfern. Bürgerliche, die es sich jetzt zur Ehre schäkten, in seine Familie zu heirathen, würden sich alsdann scheuen, und Adelige würden schwerlich eine Verbindung mit Vermögenslosen neugebackenen Fräuleins suchen.“

Bettina nickte beistimmend; nach einer Pause setzte die Frau Rath hinzu: „Apropos, warum siehst man Dich denn heute erst, da doch vorhin Einer wissen wollte, Du seiest schon am Dienstag Abend angekommen?“

„Das hat seine Wichtigkeit; aber gleich am andern Morgen fuhr ich nach Mainz, um die Staël zu sehen und kam erst gestern Abend zurück.“

„Die Staël!“ rief die Frau Rath. „Wo sahst Du sie?“

„Bei dem Weinhändler Mappes, wo ich mit ihr zu Nacht aß.“

„Wie gefiel sie Dir?“

„Um, sie gefiel mir gar nicht.“

„Gelt, Du hast eine Antipathie gegen sie, weil sie in Weimar viel mit dem Wolfgang verkehrt hat und er sie Freundin nennt?“

So war es allerdings, nur mochte es Bettina nicht eingestehen, sie sagte daher ausweichend:

„So eine berühmte Frau ist etwas Kurioses, keine andere kann sich mit ihr messen; sie ist wie Branntwein, — mit dem

kann sich das Korn auch nicht vergleichen, aus dem er doch gemacht ist. Der Branntwein bigelt auf der Zunge und steigt in den Kopf, Das thut eine berühmte Frau auch; aber der reine Weizen ist mir doch lieber, den säet der Sämann in die gelockerte Erde, die liebe Sonne und der fruchtbare Gewitterregen locken ihn wieder heraus, und dann übergrünt er die Felder und trägt goldene Aehren, da giebt's noch ein lustiges Erntefest. Ich will doch lieber ein einfaches Weizenkorn sein, als eine berühmte Frau, und will auch lieber, daß der Götze mich als tägliches Brod breche, als daß ich ihm wie ein Schnaps durch den Kopf fahre."

"Das ist ja lauter Firtlesanz, den Du wieder dahin phantastirst," unterbrach sie die Frau Rath; „erzähle mir von der Staël, von Der will ich hören, aber erzähle hübsch in der Ordnung, ohne von der Sache abzuspringen."

„Nun denn, sie trug sich weit entblößter, als schicklich ist; statt der Aermel hatte sie nur schmale Goldschnüre um die vollen Arme und die Büste war völlig frei. Schlegel, der sie begleitete, sah sie beständig schmunzelnd an."

„Nun, wie ist denn ihr Aeußeres?"

„Sie ist ein Fleischklumpen mit Blicke schießenden Augen, einer Kartoffelnase und dicken Negerlippen. Keine Frau wollte sich bei Tische neben sie setzen, nicht einmal die schöne Frau Kaiser, die doch sonst vorurtheilslos ist; da setzte ich mich neben sie; es war unbequem genug. Die Herren standen um den Tisch und hatten sich hinter sie gepflanzt und Einer drückte auf den Andern, um mit ihr zu sprechen und ihr in's Gesicht zu sehen; da sie sich weit über mich wegbogen, so ward ich ärgerlich und sagte zu ihr: „Madame, vos adoreateurs me suffoquent."

„Die Staël lachte und erwiderte: „Götze hat mir von Ihnen geschrieben."

„Nun blieb ich gern sitzen, weil ich gern gewußt hätte,

was er von mir geschrieben hatte, und doch war ich ärgerlich, denn es wäre mir lieber gewesen, wenn er ihr Nichts von mir geschrieben hätte. Endlich dachte ich: es ist vielleicht gar nicht wahr, sie sagt nur so. Es kamen zuletzt so Viele, die Alle über mich hinaus mit der berühmten Frau sprechen wollten, daß ich es nicht länger aushalten konnte.“

„Vos lauriers me pesent trop fort sur les épaules,“ sagte ich, stand auf und drängte mich zwischen den Liebhabern durch. Da kam Sismondi, einer der Begleiter der Staël, küßte mir die Hand und versicherte mich, ich hätte viel Geist. Er sagte es auch den Andern, und sie wiederholten es wohl zwanzigmal, als ob ich ein Prinz gewesen wäre, von denen man immer Alles so gescheidt findet, wenn es gleich das Gewöhnlichste ist.“

„Später hörte ich zu, wie die Staël von Göthe sprach. „Ich hatte erwartet, einen zweiten Werther in ihm zu finden,“ sagte sie, „allein ich habe mich geirrt; sowohl sein Benehmen, wie auch seine Figur paßt nicht dazu, und ich bedaure sehr, daß er ihn gänzlich —“

„Ich ward zornig über diese Rede, wandte mich an Schlegel, und sagte ihm auf Deutsch: Frau von Staël hat sich doppelt geirrt, einmal in der Erwartung, und dann in der Meinung. Wir Deutschen glauben, daß Göthe zwanzig Helden aus den Ärmeln schütteln kann, die den Franzosen imponiren, und meinen, daß er selbst ein ganz anderer Held ist — und Sie, Herr Schlegel haben Unrecht, daß Sie ihr kein besseres Verständniß hierüber beigebracht haben.“

„Haßt Recht gehabt, Mädchen!“ belobte die Frau Rath. „Und der Schlegel steckte Das ein?“

„Ja, er steckte es ein. — Jetzt warf die Staël ein Lorbeerblatt, womit sie bisher gespielt hatte, auf die Erde; ich trat darauf und schob es mit dem Fuße auf die Seite und ging dann fort, ohne im Mindesten von der berühmten Frau erbaut zu sein.“

„Ist Das Alles, was Du mir von ihr zu sagen hast?“

„Nein, noch Eins. Sie kommt die nächste Woche hierher; der Moritz Bethmann wird ihr zu Ehren eine große Gesellschaft geben; sie hat eigens nach Weimar geschrieben und sich von dem Wolfgang einen Brief für Sie ausgebeten, den sie Ihr bringen will, um Sie kennen zu lernen.“

„Ei, der Deibel!“ rief die Frau Rath geschmeichelt, „die berühmte Frau will mich kennen lernen? Gut, daß Du mir es gesagt hast; da muß ich mir in aller Eile eine neue Haube machen lassen — die Jasois soll mir Blumen und blaue, rothe und weiße Federn darauf stecken.“

„Ei, Frau Rath, da wird Sie ja aussehen, wie ein Schlittenpferd,“ fiel ihr Bettina lachend in das Wort.

„Schweige, dummes Ding, Das verstehst Du nicht. Es sind die französischen Farben, und Das ist jedenfalls eine feine Schmeichelei für die Staël, die es gleich capiren wird. Aber mein Bißchen Französisch muß ich aus der Kumpelkammer des Gedächtnisses wieder hervorsuchen. Wenn sie auf mich zukommt, werde ich einen Knix machen, die rechte Hand auf das Herz legen und sagen: Je suis la mère de Göthe.“

„Ich wollt', sie wäre schon wieder fort,“ sprach Bettina unmuthig. „Ich habe Pech — da muß ich mit Menschen zusammen kommen, die mir fatal sind, und andere Leute, die mir gefallen, die verkennen mich und tadeln mich stets.“

„Geschieht Das Dir allein?“ rief die Frau Rath hitzig; „meinst Du, Du bekämst eine aparte Wurst von unangenehmem Geschmacke gebraten? Andern Leuten geht es auch nicht besser, selbst dem Wolfgang nicht, obgleich ihn das Glück mit feltener Beharrlichkeit sein Leben hindurch auf den Armen getragen und ihn von der Wiege an weich gebettet hat. Das Leben hat seine Licht-, aber auch seine Schattenseiten.“

Jetzt kam die Lieschen, um den Tisch zu decken. Da sagte die Frau Rath:

„Willst Du mitessen, so bleibe da, es giebt dicke Linsen und dürre Bratwürste. Willst Du nicht, so gehe jetzt; ich mag es nicht leiden, wenn Jemand müßig dasitzt und mir in den Mund guckt bei jedem Bissen, den ich hineinschiebe.“

Bettina empfahl sich.

1807.

Befeidigte Schriftstellereitelkeit.

Dehlenschläger hatte in Italien seinen Correggio geschrieben, und ihn in Weimar in der Coterie der Frau Schopenhauer vorgelesen. Man erhob ein großes Lobeschrei über die Schönheiten des Stücks, und setzte fest, an welche Schauspieler die Rollen ausgetheilt werden sollten.

Erst nachdem Dieses geschehen war, ging Dehlenschläger zu Göthe und verlangte, daß es mit der von der Gesellschaft festgesetzten Rollenaustheilung auf die Bühne gebracht werden sollte.

„Mein Lieber,“ antwortete Göthe, „ob Euer Wunsch zulässig ist, oder nicht, kann ich erst entscheiden, wann ich mich mit dem Inhalte des Stücks bekannt gemacht haben werde. Bis dahin müßt Ihr Geduld haben.“

Dehlenschläger wollte ihm das Stück sogleich vorlesen, aber Göthe lehnte das Anerbieten ab.

„Ich wünsche es allein für mich durchzulesen,“ sagte er. „Bei dem einmaligen Anhören aus dem Munde des Dichters, wodurch man immer für dessen Werk bestochen werden kann, auch die gehörige Erwägung des Einzelnen nicht zu leisten ist, riskirt man einen zu voreiligen Beifall, oder eben so voreilige Verwerfung, und hat sich in beiden Fällen compromittirt.“

Dehleschläger, dem Das nicht zu gefallen schien, sagte mit einem häßlichen Lächeln und einem gewaltigen Knacken der Finger:

„Der Herr Geheimerath scheinen streng in's Gericht mit mir gehen zu wollen.“

„Ich werde Euch gerecht zu werden suchen, aber meiner Ansicht ganz unbedingt folgen, Das ist so Brauch bei mir.“

„Meinen Sakon Jarl hatten Excellenz auch zur Aufführung angenommen, und er ist bis heute noch nicht über die Bretter gegangen.“

„Er wird aber darüber gehen, darauf könnt Ihr Euch verlassen — habt nur noch Geduld. Es ist mir bedenklich, dieses Stück aufführen zu lassen zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernste gespielt wird — in einer solchen Zeit darf man sich nicht scherzhaft mit einer so heiligen Zierde geberden.“

Der junge Dichter starrte einen Augenblick Gedankenvoll an die Decke, dann legte er das Manuscript vor den Geheimerath auf den Tisch, murmelte Etwas zwischen den Zähnen, knackte noch drei- bis vier Mal rasch hintereinander mit den Fingern, und verließ nach einer kurzen Verbeugung, böser Ahnungen voll, raschen Schrittes das Zimmer.

Abends ließ sich Göthe das Stück von Niemer vorlesen, aber schon nach dem Schlusse des ersten Actes schüttelte er sehr merklich den Kopf, doch ließ er Niemern weiter lesen. Sein sichtliches Mißfallen stieg von Auftritt zu Auftritt, und wie im Zorne, leerte er hastig hintereinander einige Gläser starken Wein, die er sich aus einer versiegelt gewesenen Flasche einschenkte. Dennoch hörte er das Stück bis zu Ende an.

Als Niemer das Manuscript hinlegte, sah ihn Göthe fest an und sagte:

„Niemer, dieses Machwerk kann nicht über unsere Bühne gehen.“

„Warum nicht, Excellenz?“

„Erstens kann es mir nicht gefallen wegen der Kogebue'schen Tendenz, die das Stück hat.“

„Um — die Kogebue'schen Stücke haben ihre Bewunderer in ganz Europa.“

„Leider erkennt man daran den verdorbenen Geschmack des Publicums, da es sich mit solcher Kost abspeisen läßt, und sogar heißhungrig danach ist. Aber Das ist nicht die einzige Ausstellung, die ich daran zu machen habe.“

„Es sind aber doch schöne Stellen darin.“

„O ja, es hat manches Gelungene, aber das Kunstraifounement, das er Michel-Angelo und Singlio Romano austramen läßt, ist nicht gehauen und nicht gestochen. Ich bitte Sie, Niemer, den Ersten von Farbenschmelz reden zu hören, muß Jeden wundern, der dessen Gemälde, selbst Delbilder, gesehen hat, und sonst weiß, wie Michel-Angelo, dieser Deucalion, der lebende Menschen in Stein verwandelte, über die Malerei selbst eines Raphael's, urtheilte. Namentlich in einem historischen Drama, das sich die Kunst zum Gegenstande der Behandlung gewählt hat, darf weder gegen die Wahrheit, noch gegen das Wahrscheinliche gesündigt werden, sonst macht man sich zum Gespötte der Kunstkenner.“

„So sind also der Herr Geheimerath gewillt, das Stück nicht zur Aufführung zu bringen?“

„Ja, diesen Willen habe ich, weil mein Kunstgefühl mir nicht erlaubt, die Bühne, die mir ein Tempel der Musen ist, durch derartige Stücke zu profaniren.“

„Der arme Dehlenschläger scheint so fest auf die Aufführung zu rechnen.“

„Ja, er hat sogar die Rollen schon besetzt, ohne mir nur die Ehre anzuthun, mich darüber zu Rathe zu ziehen,“ sagte Göthe, indem er den Mund zu einem spöttischen Lächeln verzog; „aber er hat für diesmal die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Schicken Sie ihm das Manuscript morgen mit der

ablehnenden Bemerkung zurück, daß ich es in dieser Handschrift nicht lesen könne, es aber bald gedruckt zu sehen wünschte.“

Stimmte auch Niemer's Ansicht nicht gänzlich mit der Ansicht Göthe's überein, fand er ihn auch zu hart in seinem Urtheile über Dehlenschläger's Drama, so mußte er doch nach dessen Willen handeln, und so gelangte denn überraschend schnell das Manuscript in die Hände des Autors zurück.

Dieser höchst reizbare und leidenschaftliche junge Mann fühlte sich dadurch nicht wenig verletzt, und seine Freunde, worunter auch gar manche Gegner Göthe's waren, machten sich ein Geschäft und eine Freude daraus, ihn recht aufzustacheln gegen den Dichtergreis, den sie geradezu des Meides und der Absicht beschuldigten, ein junges poetisches Talent unterdrücken zu wollen.

Dehlenschläger ließ sich Das nur zu gern einreden, ja, er war fest überzeugt, daß es so sei und so sein müsse, denn der zärtliche Vater hegte nicht im Entferntesten den Gedanken, daß sein geistiges Kind auch Mängel haben könne und daß Göthe die Heilung dieser Gebrechen wünsche, um es sodann in würdigerer Gestalt zur Aufführung zu bringen.

Voll beleidigten Autorstolzes stürmte er zu Niemer, der in einer Mansarde des Göthe'schen Hauses wohnte, und mit einem fürchterlichen Knacken seiner langen knöchigen Finger begann er seiner Galle ihren Lauf zu lassen.

„Nun, Ihr —“ er verschluckte das beleidigende Beiwort, „Ihr Geheimerath hat mir mein Manuscript verächtlich zurückgeschickt.“

„Verächtlich! daß ich nicht wüßte,“ erwiderte Niemer mit gemessener Ruhe. „Seine Augen gestatteten ihm nicht, die Handschrift zu lesen, und so hat er Sie höflich bitten lassen, das Manuscript bald zum Drucke zu befördern.“

„Vorwand Das, ein nichtiger Vorwand!“ rief Dehlenschläger unter einer entsetzlichen Knackroulade. „Ich will Ihnen

sagen, warum Ihr Minister mein Stück nicht zur Aufführung bringen will.“

„Das bin ich begierig zu hören.“

„Aus Reid.“

„O, Herr Dehlenschläger, wie können Sie Das sagen?“

„Ich wiederhole Ihnen, aus Reid. Dieser eiskalte Mensch, der aus Gletscherschnee geformt zu sein scheint, wird nur warm für seine eigenen veralteten Productionen, an denen Niemand mehr Gefallen findet; aber ein junges Talent will er nicht neben sich aufkommen lassen, weil er fürchtet, dadurch in Schatten gestellt zu werden.“

„Sie dürften sich doch irren, Herr Dehlenschläger,“ rief Niemer mit Wärme, „der Herr Geheimrath schätzt jedes wahre Talent, wo er es findet.“

„Hat er Das etwa an Kogebue bewiesen?“ lachte Dehlenschläger bitter auf.

„Dem Theaterdichter Kogebue hat er nicht gegrollt, sondern nur dem anmaßenden Menschen in ihm.“

„Gerade umgekehrt,“ rief der beleidigte Dichter unter unaufhörlichem Knacken; „ich sage Ihnen, der Kogebue hätte noch zehnmal anmaßender sein dürfen, Das würde den Herrn Minister, Excellenz von Göthe, nicht abgehalten haben, ihn bei sich zu sehen; aber er war ein beliebter Theaterdichter, dessen Lustspiele den empfindsamen Niederspielen, oder den auf Stelzen einherwandelnden Erzeugnissen der Göthe'schen tragischen Muse vorgezogen werden, und so wurde eine im Dunkeln schleichende Kabale gegen ihn gebildet, so mußte er verlegt, geärgert und blamirt werden. Das ist so Göthe's Art, der bereits anfängt, sich selber zu überleben.“

„Ich muß denn doch bitten, sich in Ihren Ausdrücken ein Wenig zu mäßigen, mein Herr!“ rief Niemer aufwallend. „Göthe's Dichterruhm wird alle Zeiten überleben,“ setzte er mit ernstem Ausdrucke hinzu.

„Freilich, so müssen Sie reden,“ rief der Andere mit einem spöttischen Gelächter und einem gewaltigen Knack: „weßten Brod ich esse, dessen Lied ich singe.“

„Herr, Sie werden beleidigend.“

„Ja, wenn man die Wahrheit sagt, so wird man beleidigend. Doch mögen Sie mich auch noch so grimmig anschauen, so sage ich Ihnen dennoch, daß Göthe weder wahres Genie, noch wahres Dichtertalent besitzt. Seine Erfolge würden sehr zweifelhaft gewesen sein, wenn er nicht durch Fürstengunst gehoben worden wäre; jetzt ist er Nichts weiter, als ein alter, von Hochmuth aufgeblähter Kadoteur, und zehn Jahre nach seinem Tode wird er vergessen sein und seine Schriften werden als Maculatur verwendet werden.“

„Sie schwagen Unsinn,“ erwiderte Niemer, „und da ich geneigt bin, Sie als einen Fieberkranken zu betrachten, so mögen Sie fortfahren in Ihren Phantasien und Irrereden, denn wenn ich Sie für einen gesunden Menschen hielte, so müßte ich ein anderes Verfahren gegen Sie in Anwendung bringen.“

Als er Das gesagt hatte, nahm er ein Buch, setzte sich an's Fenster und begann zu lesen. Dehlenschläger, als hätte er Niemer's Einrede gar nicht gehört, fuhr fort, Göthe's Herz und Character mit den schwärzesten Farben zu schildern, sich über dessen Ministerdünkel lustig zu machen und ihn der Kälte zu beschuldigen. Da er aber auf alle seine Expectorationen keine Antwort mehr von Niemern erhielt, so ging er endlich an dessen Schreibtisch, wo er auf einem Umschlagbogen seinen Grimm in einigen Strophen ausließ, worin Ismene und Hyäne sich aufeinander reimten, und auch der Name Göthe mit und ohne Geheimerath, mehrmals angebracht war; hierauf ging er zwar etwas beruhigter, doch mit spöttischen Redensarten und unter erneuertem Knacken seiner Finger davon.

Niemer hielt die Sache nun für abgethan und glaubte

Dehlenschläger nicht mehr ferner im Göthe'schen Hause zu sehen, allein da Jener Abends im Vorübergehen Licht in Niemer's Zimmer gewahrte, so kam er, obgleich es schon ziemlich spät war, die Treppe zu ihm heraufgepoltert.

Ziemlich gefaßt, und dem Anscheine nach sogar umgelenkt, sagte er:

„Sind wohl der Herr Geheimerath von Göthe noch auf, Herr Niemer?“

„Ich glaube wohl.“

„So möchte ich ihn noch einen Augenblick sprechen, um Abschied von ihm zu nehmen.“

„Wollen Sie Weimar verlassen?“

„Ja; da meine Stücke nicht würdig befunden werden, über die hiesige Hofbühne zu gehen, so würde mein fernerer Aufenthalt hier Zwecklos sein, und so gedenke ich morgen abzureisen. Da ich aber nicht gern gehen möchte, ohne mich bei dem Herrn Geheimerathe verabschiedet zu haben, so ersuche ich Sie um die Gefälligkeit, hinabzugehen und ihm meinen Wunsch vorzutragen.“

Niemer erfüllte bereitwillig dieses Verlangen. Göthe war bereits entkleidet und im Schlafrocke, doch wollte er den späten Besuch nicht ablehnen. Niemer leuchtete dem Besucher bis in das Vorzimmer und entfernte sich sodann.

Dehlenschläger riß Göthe's Thür mit Ungestüm auf und rief ihm mit höhnischem Tone die lakonischen und doch anzüglichen Abschiedsworte zu:

„Herr Geheimerath, erlauben Sie, daß ich dem Dichter Göthe auf ewig Lebwohl sage.“

Diese Worte begleitete er, wie gewöhnlich, mit einem fürchterlichen Knacken seiner Finger, warf die Thür wieder in das Schloß, und war so schnell hinter Niemer her, daß er ihn einholte, bevor Dieser sein Zimmer erreicht hatte.

„Dem Alten habe ich es ein Mal gesagt,“ rief er, tief-

aufathmend, „und nun leben Sie wohl auf Nimmerwiedersehen, Herr Niemer.“

Noch ein Knack, und fort war er die Treppe hinunter, bevor der erstaunte Niemer eine Frage an ihn zu richten vermochte, der nun ganz bestürzt zu dem Geheimrathe eilte, um zu hören, was vorgefallen sei.

Göthe erzählte ihm den Hergang und schloß mit den Worten:

„Mit diesem Gezüchte hat man Viel auszustehen, lieber Niemer; es ist gut, daß der tolle Mensch uns von seiner Gegenwart befreit.“

Göthe's Urtheil über den Correggio wurde in der Folge jedoch nicht von dem Publicum bestätigt; er machte unter großem Beifalle die Runde über alle Bühnen Deutschland's, und ist noch jetzt, nach mehr als fünfzig Jahren, ein gern gesehenes Stück, das sich noch lange auf den Repertoirs erhalten wird.

1808.

Wieland. Die Frau Kalh stirbt.

Wieland war ein von Alter und Kummer tiefgebeugter Greis geworden. Osmanstädt, das er gekauft hatte, um als ein neuer Danischmand, im Schooße der Natur zu leben, hatte er längst wieder veräußert und war wieder in die Stadt gezogen. Seine Jugendgeliebte, Frau von Laroche, war 1799 in Begleitung ihrer Enkelin Sophie Brentano, Bettinens ältester Schwester, nach Osmanstädt gekommen und hatte bei ihrer Abreise das junge Mädchen zurückgelassen, das Wieland wie eine eigene Tochter liebte. Zarte Weiblichkeit, sanfte Schwärmerie zeichneten Sophien aus, die einem Grafen verlobt war, allein da sich ihrer Verbindung Hindernisse entgegen stellten, so welkte sie, eine holde Ophelia, langsam dahin. Ihr Tod erschütterte Wieland auf das Tiefste. Er suchte ihr in dem kleinen Haine, der den untern Theil seines Gartens begrenzte, ein stilles, freundliches Plätzchen zur Ruhestätte aus, das er mit jungen Rosenstöcken umpflanzte.

Aber es sollten ihn noch herbere Verluste treffen, seine Glückseligkeit sollte auf das Tiefste erschüttert, seine Weisheit noch am Grabe auf die härteste Probe gestellt werden — seine treue Lebensgefährtin. starb am 9. November 1801:

die Leiden der abgeschiedenen Sophie hatten ihr das Herz gebrochen.

So verkaufte er denn das Gut und zog 1803 wieder in die Stadt, was zur Erziehung seiner Enkel nothwendig war. Seine Schwiegersöhne Schorcht und Liebeskind, beide Landprediger, waren nehmlich in demselben Jahre gestorben und er hatte freudig die jungen Wittwen und seine vier Enkel wieder in sein Haus aufgenommen.

Nach der Schlacht von Jena schickte der Marschall Ney dem deutschen Voltaire eine Sicherheitswache vor das Haus und besuchte ihn am andern Morgen. Allein ehe die Sicherheitswache kam, war der greise Mann schon völlig ausgeplündert worden und hatte nur noch seinen eigenen Stuhl übrig, den er entschuldigend dem Marschalle bot. Mit großer Artigkeit lehnte Dieser ihn ab, drückte Wieland sanft nieder auf den Sitz und sagte, daß er recht gut wisse, an wem jetzt die Reihe des Stehens sei.

Kaum ein Jahr darauf starb auch die Herzogin Amalie, und für Niemand war ihr Verlust unerseßlicher, als für Wieland. Er konnte sich nicht mehr entschließen, nach Tieffurt zu gehen. Karl August stellte ihm alle seine Schlösser zur Verfügung zum Sommeraufenthalte und gab ihm einen Platz in seiner eigenen Theaterloge.

So verbrachte er denn den Sommer des Jahres 1808 im Belvedere, wo er sich auf einem ganz mit Fichten bewachsenen Berge, dem Schloßberge gegenüber, sein Lieblingsplätzchen erkoren hatte. Dort wandelte er an Sommerabenden von fünf bis sieben Uhr auf und ab, indem er die Lebennährende, balsamische Luft unter diesen Bäumen einsog; oder er las, auf einer Bank sitzend, in irgend einem Lieblingschriftsteller.

Eines Tages suchte ihn Gruber, Professor der Philosophie in Halle, dort auf. Es war Etwas so Ehrwürdiges und zugleich Liebenswürdiges in Wieland's ganzem Wesen, daß ihn

Gruber mit auffallender Rührung begrüßte. Sonst, in seinen Augenblicken schalkhafter Ironie, hatte er in seiner Physiognomie eine Mischung von Satyre und Grazie gefunden, jetzt aber erinnerte ihn die schön gewölbte Stirne, das ganze Profil dieses Kopfes an einen griechischen Weisen.

„Ah, Sie sind es, Gruber,“ rief Wieland, schüttelte dem jüngern Freunde herzlich die Hand, legte das Buch, in dem er eben gelesen, neben sich auf die Bank, winkte ihm, Platz an seiner Seite zu nehmen, und fuhr dann fort: „Es ist schön von Ihnen, daß Sie den alten Menschen auch einmal in seiner Einsamkeit besuchen.“

„Wo ich Sie hoffentlich glücklich und zufrieden finde,“ erwiderte Gruber und setzte sich neben ihm nieder.

„Glücklich!“ rief Wieland mit einem wehmüthigen Lächeln, „nein, das kann ich nie mehr sein. Seit dem Tode meiner Frau habe ich alle Lebenslust verloren; ich muß mich zu betäuben suchen — ich habe nie Etwas so sehr geliebt, als meine Frau. Wenn ich nur wußte, sie sei neben mir im Zimmer, oder wenn sie nur in mein Zimmer trat, ein paar Worte mit mir sprach und dann wieder ging, so war es schon gut. Mein Schutzengel, der alles Widerwärtige von mir abhielt und auf sich nahm, war da. Seit sie todt ist, bilde ich mir ein, daß mir keine Arbeit mehr recht gelingen will. Da fällt mir immer der Philemon in der Fabel auf's Herz. Warum konnten wir nicht an einem Tage sterben?“

„Wer wird sich solch' einem düstern Gedanken hingeben?“ sprach Gruber ihm zu, „Sie sind von einer lebenswürdigen Familie umringt, und das Leben ist so schön . . .“

„Ja,“ fiel ihm Wieland schnell in das Wort, „meine süßesten Augenblicke sind jetzt noch die, worin ich das ganze Häufchen meiner Enkel, der kleinen krabbelichten Dinger, um mich habe, welche Mitteldinge von Aeffchen und Engeln sind, und aus dem schönen Leben wird der alte Kerl wohl nun bald scheiden müssen.“

Die Letzten aus meiner Blüthenzeit, Gleim und Klopstock, sind heimgegangen, hart hat mich der Verlust meines Freundes Herder getroffen, mit tiefer Betrübniß sah ich Schiller's glänzendes Gestirn untergehen, ich bin nun der Aldermann des deutschen Parnasses und der Gedanke liegt nah, daß nun an mich zunächst die Reihe des Scheidens kommen wird."

"Nein, nein!" rief Gruber, „Sie werden uns noch lange erhalten bleiben, denn Sie sehen nicht nur sehr wohl, sondern für Ihr Alter auch noch sehr rüstig aus."

„Ich wundre mich zu Zeiten selbst darüber, da ich eigentlich von Kindesbeinen an eine Treibhauspflanze gewesen bin, durch Stubenluft und Frauenpflege verzärtelt. Zudem habe ich mehr als mein halbes Leben schreibend zugebracht, meine Jugend in gewaltigen Kämpfen bald mit der Liebe, bald mit eingebildeten Sünden, getheilt zwischen anspannenden Schwärmereten und erschöpfenden literarischen Lucubrationen. Mein erstes Mannesalter war nur eine Abwechslung von Actenschreiben und Bücherschreiben, und unstreitig hat mich da meine heitere Phantasie aufrecht erhalten."

„Es ist zu wundern, daß eine so anstrengende Beschäftigung Ihre Kraft nicht mehr erschöpft hat," meinte Gruber.

„Allerdings," sagte der alte Herr. „Nun, der Risbeck hat das Maul ungebührlich genug aufgerissen, über die vierzehn Kinder, die ich erzeugt habe, allein Das ist doch Nichts gegen meine geistigen Zeugungen, und ich begreife bisweilen selbst nicht, woher etliche vierzig Bände meiner Schriften und etliche dreißig Uebersetzungen gekommen sind, ungerechnet, was der Mercur im Fluge mitgenommen, der mir oft auch gar gewaltig zugesetzt hat."

„Es ist in der That unbegreiflich, wie Sie Das alles zu leisten vermochten."

„Mit meinem vierzigsten Jahre," begann Wieland wieder, „ist zwar ein neues Leben für mich angebrochen, allein die

damaligen Hofdienste sind doch auch nicht geeignet gewesen, meine Gesundheit zu stählen. So habe ich es nie zu der Rüstigkeit Klopstock's gebracht, der ein gewaltiger Reiter und Schlittschuhläufer gewesen."

„Haben Sie sich nie in diesen Leibesübungen versucht?"

„Nein, denn ich würde es im Reiten kaum zu Gellert's Fertigkeit gebracht haben, und auf dem Eise kann ich nicht einmal gehen, überhaupt habe ich mir körperliche Anstrengung nie zumuthen dürfen. Bedenke ich nun noch die hohe Reizbarkeit, welche nun einmal im Guten und Bösen der Dichter Erbstück ist, so verwundere ich mich selbst, daß ich nie kränzlich gewesen und zu einem Alter gelangt bin, wobei ich wirklich zuweilen an Agathodämon's Tage zu reichen hoffe. Aber dann muß ich mir wieder sagen: Alter, Du bist ein Narr, Du wirst bald genug in die Grube plumpen."

Gruber suchte ihn durch freundlichen Zuspruch zu ermuntern. Da entgegnete Wieland:

„Unstreitig danke ich den glücklichen Zustand meiner Gesundheit der sorgfältigsten Pflege meiner Familie, aber auch einen Theil meiner Lebensordnung und Mäßigkeit, daher ich auch jetzt, ohne mir zu schaden, wohl zwei Hosschmäuse hintereinander aushalten kann. Es geht freilich nicht ohne tüchtige Emballage meines Seelengehäuses ab, und ich bin froh, daß meine Calotte oben und meine Tuschstiefel unten, sich die Duldung erworben haben, als ein Bertinenzstück dieses Seelengehäuses angesehen zu werden. Wenn Mercur mir einmal mit seinem Stabe winkt, was er aus aller Freundschaft noch unterlassen hat, da wird es freilich an dreifache Häutungen und Ausschälungen gehen."

Gruber war eben im Begriffe, diese humoristische Rede zu beantworten, als Frau Liebeskind den Berg herauf kam.

„Vater," rief sie schon von Weitem, „die Sonne ist unter, es ist Zeit für Sie, nach Hause zu gehen."

Gruber wollte sich empfehlen, aber das litt Wieland nicht, er mußte mit in das Schloß gehen, um das Gespräch bei einem Glase Wein fortzusetzen

Lassen wir Wieland, um uns nach Göthe umzusehen, den die ungewöhnlich heißen Sommertage in diesem Jahre schon früher nach Karlsbad lockten, wohin er aufbrach, nachdem er August in Heidelberg besucht hatte, wo dieser seinen Studien fleißig oblag. Christiane war wieder seine Begleiterin, auch hatte sie den Winter über bei allen Festlichkeiten mitgewirkt, hatte Theil an allen Maskenzügen genommen, die zu Ehren der hohen Herrschaften veranstaltet wurden, und hatte sich bei diesen Gelegenheiten stets der freundlichsten Behandlung von Seiten des Herzogs zu erfreuen, wenn auch weniger von Seiten der Sittenstrengen Herzogin Luise, die sich nur mit innerm Widerstreben daran gewöhnen konnte, Christianen als Göthe's ebenbürtige Gemahlin zu betrachten.

War auch das feinere gesellschaftliche Benehmen, das sich die Geheimeräthin anzueignen suchte, mehr nur ein oberflächlicher Ausflug, der sich bei näherem Umgange bald wieder verflüchtigte, um die Manieren ihres angeborenen Standes durchblicken zu lassen, so täuschte er doch im Anfange und nahm für sie ein. So verkehrten denn die Ehegatten dies Mal viel mit der Herzogin von Kurland, mit der Dichterin Elise von der Necke, die von ihrem vieljährigen Freunde, dem Dichter Tiedge, dem Verfasser der Urania, begleitet war. Auch mit der Familie von Ziegesar hatten sie viel Umgang, so wie auch mit Frau von Seckendorf, geborne von Uechteritz, dem Herzoge August Emil von Gotha, dem Fürst-Bischofe von Breslau und einem geheimnißvollen Schweden, der in der Curliste unter dem Namen von Reiterholm aufgeführt war.

Während sie alle Vergnügungen genossen, die jenes starkbesuchte Bad in reichlicher Abwechslung darbietet, sickte die Frau Rath in Frankfurt, von Krankheit befallen, langsam dahin.

Als ganz junges Mädchen hatte sie sich einst durch einen Fall ein Uebel am Kniee zugezogen, das sie damals gering geachtet, und das jetzt zur Ursache ihres Todes werden sollte.

Es hielt sich nämlich zu der Zeit, als sie etwa fünfzehn Jahre alt sein mochte, der unglückliche Karl Albert von Baiern, der zum deutschen Kaiser gekrönt werden sollte, aber viele Gegner gefunden hatte, längere Zeit in Frankfurt auf. Er sah stets so traurig und vergrämt aus, daß er in Elisabeth's jungem Herzen das tiefste Mitgefühl erweckte, und als sie ihn einst gar in eine Kirche treten sah, wohin sie ihm folgte, und er sich dort nicht etwa auf einem Ehrenplatze auf ein sammetnes Kissen niederließ, sondern wie einer der geringsten Bürger neben einem Bettelmanne kniete und bitterlich weinte, da schlug das Gefühl in ihrem Herzen in hellen Flammen auf und Nichts ging ihr mehr über den unglücklichen Kaiser, der in ihrem Sinne ganz dicht hinter dem lieben Herrgotte kam. Das nächste Mal, als sie ihn in seinem Wagen über die Straße fahren sah, sprang sie auf einen Brellstein und rief ihm ein so lautes, schmetterndes Bivot durch das herabgelassene Glasfenster hinein, daß er aufmerksam auf sie wurde, ihr freundlich dankte und mit der Hand winkte. Da er gerade einen hohen Würdenträger der freien Reichsstadt bei sich hatte, so erfuhr er von Diesem, daß das freundliche Kind eine Tochter des Stadtschultheißen Textor sei, und wenn er von da an an dem Hause ihres Vaters vorbeifuhr, blickte er jedes Mal in alle Fenster, und wenn er Elisabeth sah, grüßte und winkte er freundlich hinein, und es fand ein sehr unschuldiges Einverständnis zwischen dem Kaiser und dem jungen Mädchen statt.

Eines Tages hieß es: „Morgen früh um fünf Uhr reist der Kaiser ab!“ Elisabeth weinte dem unglücklichen Gesichte des Kaisers und seiner Abreise einen Theil der Nacht heiße Thränen. Endlich schlief sie ein, aber bald wurde sie wieder

durch den Ton einiger Posthörner geweckt. Es war Tag! — „Das ist der Kaiser!“ dachte sie, sprang mit bloßen Füßen aus dem Bette, um an das Fenster zu eilen, glitt aber aus und schlug so heftig auf den Fußboden, daß sie sich das Knie an einem großen Nagel verletzte. Des Schmerzes nicht achtend, sprang sie auf und gelangte in der Schlafhaube noch früh genug an's Fenster, um dem ihr mit der Hand winkenden Kaiser, unter strömenden Thränen einige Fußhände nachwerfen zu können.

Als die Wagen verschwunden waren, sah sie nach ihrem Knie, das sie arg schmerzte; das Fleisch war zerschligt, die Wunde blutete heftig. Durch das Verweilen am Fenster, ohne bekleidet zu sein, hatte sie sich erkältet, es kam eine Entzündung an die Wunde, die sie zwang, unter großen Schmerzen mehre Wochen lang das Bett zu hüten. Als sie endlich genesen und die Wunde verharscht war, hatte sich der große Kopf des Nagels in Gestalt eines fünfeckigen weißen Sterns auf ihrem Knie abgedrückt und blieb ihr Leben lang ein Mahnzeichen, denn so oft die Witterung sich änderte, empfand sie Schmerzen an dem Knie, und jetzt hatte sich eine Anschwellung von Wasser dort gebildet, die ihr viel zu schaffen machte.

Bettina befand sich im Rheingau, auf dem Gute ihres Bruders, als ihr im September geschrieben wurde, die Frau Rath sei krank und eine ernste Wendung sei zu befürchten. Sie beschleunigte ihre Rückkehr so sehr als möglich, und kaum in Frankfurt angekommen, war ihr erster Gang zu ihrer alten Freundin. Diese saß im Lehnstuhle. Ihr Neffe und Arzt, der Doctor Melber, der Stadthebarzt war und den sie sehr liebte, war gerade bei ihr und verschrieb ihr ein Recept. Die Frau Rath sah sehr ernst aus. Als der Doctor fort war, reichte sie Bettinen lächelnd das Recept hin.

„Da lese,“ sagte sie; „welche Vorbedeutung mag Das wohl haben? Da hat er mir einen Umschlag von Wein,

Myrrhen, Del und Lorbeerblättern verschrieben, um mein Knie zu stärken, das seit diesem Sommer anfing, mich dauernd zu schmerzen; endlich hat sich Wasser unter der Narbe gesammelt. Du wirst aber sehen, es wird Nichts helfen mit diesen kaiserlichen Specialien von Lorbeern, Wein, Del und Myrrhen, womit die Kaiser bei der Krönung gesalbt werden. Ich sehe es schon kommen, daß sich das Wasser nach dem Herzen ziehen wird, und da wird es gleich aus sein.“

„O Frau Rath, rede Sie nicht so,“ rief Bettina mit unterdrückten Thränen; „will Sie mir denn das Herz zerreißen mit Ihrem unzeitigen Späße.“

„Dies Mal ist's bitterer Ernst; mit mir ist's Matthat am letzten, Das fühle ich wohl, und die Eulenspiegelereien, die wir sonst miteinander getrieben, haben ein Ende; es giebt mir manchmal Stöße, daß mir der Herzbendel kracht.“

„Nein, nein!“ rief Bettina, „Sie wird, Sie darf nicht sterben, Sie muß noch lange leben für den Wolfgang und für mich. Sie sieht noch so gut aus, daß man Sie für weit jünger hält, als Sie ist, Sie muß noch bei uns bleiben.“

Bettina beugte sich weinend über die Hand der alten Frau und küßte sie.

„Nun, mache mir keine Flatusen und stehe nicht da wie Butter an der Sonne, die vor lauter Rührung zerschmilzt. Du siehst ja ganz vergeistert aus, Mädchen,“ setzte die Frau Rath mit angenommener Stärke hinzu; „ein Mal muß doch die Kage durch den Bach geschleift werden, ich gehöre unter's alte Eisen und meine Zeit ist aus. Manche gute Tage habe ich gehabt, wo mir der Himmel voll Basgetgen hing, doch habe ich auch zuweilen den Kelch der Trübsal geleert, war manchmal krank und wurde wieder gesund, damit ich des Bittern noch mehr schmecken sollte; und will mich Gott jetzt zu sich berufen, so bin ich bereit in's himmlische Fahrwasser einzulenken — dem Tode kann man kein Nübchen schaben.“

Das junge Mädchen weinte still vor sich fort; da versuchte die gute Frau sie aufzumuntern.

„Weine nicht, Bettinchen,“ sagte sie; „ich habe doch gar viel Gutes und Schönes auf der Welt genossen. Gott hat mir lange Tage geschenkt, und als im Jahr 1801 meine Enkelin Luise Nicolovius mit ihrem Manne und ihrem ältesten Kinde nach Frankfurt kam, damit es die Urgroßmutter kennen lerne, war mir Das eine rechte Freude; alle Kisten und Kasten that ich auf und gab einen Familienschmaus. Auf den Urenkel bildete ich mir nicht Wenig ein; ich nahm ihn mit in meine Loge; der Bub' verschlang das Schauspiel mit so unersättlichem Interesse, daß ich ganz Urgroßmütterlich stolz auf ihn wurde und links und rechts den Urenkel ausposaunte, denn alle Menschen sollten wissen, daß der Kleine die Leidenschaft für's Theater von mir im Blute hatte. Da stimmten sie mir bei und nickten mir aus allen Logen zu, denn das Publicum war schon gewohnt, mich als eine Hauptperson im Theater zu betrachten, und Dir kann ich es wohl im Vertrauen sagen, daß ich als Mutter eines so berühmten Sohnes, den seine Compatrioten mit Stolz als ihren Mitbürger betrachten, mir gerne alle Schuldigungen gefallen ließ.“

Von dem vielen Reden erschöpft, ließ sie das Haupt matt auf ihre Brust sinken. Da Bettina sich noch immer nicht zu fassen vermochte, so sagte die Kranke nach einer Weile:

„Geh' jezt fort, Bettina, Dein Leidmuth regt mich zu sehr auf. Ich will Dir sagen lassen, wenn Du wieder kommen sollst.“

Nach ein paar Tagen ließ sie sie rufen. Sie lag zu Bette.

„Heute liege ich wieder zu Bette wie damals,“ sagte sie, „als ich kaum fünfzehn Jahre alt war, und an derselben Wunde.“

Bettina, die sich vorgenommen hatte, sich recht gefaßt zu stellen, lachte und sagte: „Ja, damals als Sie in den Kaiser

verliebt war und Ihre Schlafhaube hat mit der Kaiserkrone vertauschen wollen, um Beherrscherin des deutschen Reichs zu werden. Sie ist doch schon damals ein recht hochstrebender Backfisch gewesen, Das muß ich sagen; aber Recht hat Sie gehabt, man muß immer hoch hinauf streben, um das Beste zu erlangen."

"Ja, darum will ich auch jetzt in den Himmel, um den lieben Gott zu erlangen, der ja das Beste ist, was wir erlangen können, und wenn ich oben bin, so will ich ganz bescheiden unter den Saum seines Mantels kriechen und mich darunter ausruhen von der irdischen Mühsal."

Bemerkend, daß Bettinens Gesichtszüge unter dieser Rede schmerzlich zuckten, sah die alte Frau sie noch einmal recht feurig an und drückte ihr die Hände.

"Du bist so recht geeignet, um mich in dieser Leidenschaft aufrecht zu erhalten, und ich weiß wohl, daß es mit mir zu Ende geht, und ich will Dir nur sagen, daß Du nicht aufhören sollst, den Wolfgang zu lieben, und wenn's mit mir vorüber ist, dann schreibe oder bringe ihm meinen letzten Segen und sage ihm, ich hätte ein durch die höchsten Mutterfreuden beglücktes Leben gehabt und würde im stillen ruhigen Gottvertrauen hinüber schlummern. Auch die Christiane grüße, obgleich Du sie nicht leiden kannst, und meinem Enkel schicke zu Weihnachten noch einmal die gewohnten Zuckerwerke in meinem Namen."

Bettina kniete vor dem Bette und hatte sich den Kopf mit dem Leintuchzipfel verhüllt, um der Kranken ihre Thränen zu verbergen, dann reichte sie ihr mit abgewandtem Gesichte die Hand und ging fort, ohne ein Wort zu sagen.

Am Morgen des dreizehnten Septembers schickte die Frau Schöff Stock zu der Frau Rath, und ließ sie, da sie Nichts von ihrer Erkrankung wußte, zu einer Kaffeegesellschaft auf den folgenden Tag einladen. Da die Catherine und die Lies-

chen, so oft es anging, in der Küche zusammen hockten und weinten, so gelangte das Dienstmädchen der Frau Stock unbemerkt bis vor das Bett der Kranken und richtete ihren Auftrag aus.

Die Frau Rath hörte das Mädchen wehmüthig lächelnd an und sagte dann mit einem Anfluge von Humor: „Sage Sie der Frau Schöff Stock, die Frau Rath könne nicht kommen, denn sie habe alleweil' zu sterben — und dann sei Sie so gut, Jungfer, und schicke Sie mir meine beiden Mägde herein.“

Die Catherine und die Lieschen kamen mit verweinten Augen herein.

„Was heult Ihr?“ rief die Frau Rath ganz ungehalten; „bückt doch die Köpfe nicht wie die Gänse, wenn sie unter einem Thore durchgehen, blickt gerade auf und fröhlich. Wenn wir abgerufen werden, so dürfen wir nicht murren, sondern wir müssen geduldig und in Gott ergeben dem Rufe folgen, also pußt Eure Augen ab und hört mich an. Für Euch ist gesorgt in meinem schriftlichen letzten Willen, allein ich habe auch noch einige Aufträge wegen meines Leichenbegängnisses zu ertheilen. Der Sarg soll von unserm Nachbar gefertigt werden, nicht von einem andern Schreiner; er soll von dem besten Eichenholze dazu nehmen, damit die Würmer nicht sobald an mich gelangen und an mir nagen können — und von den schönsten Beschlägen soll er dazu verwenden, und was er fordert, soll ihm ohne Abzug bezahlt werden, denn im Tode soll man nicht kargen noch knickern. Das Todtenhemd und die Haube laßt Ihr mir mit lila Schleifen besetzen, ich habe immer heitere Farben geliebt — schwarz ist mir zu düster.“

Die Lieschen heulte ganz erbärmlich. „Ach! Das anhören zu müssen, ist doch gar zu traurig,“ schluchzte sie; „das Herz möchte Einem vor Leidmuth zerspringen.“

„Lieschen, will Sie mich noch in meinen letzten Stunden

ärgeren mit Ihrem nichtsnutzigen Geheul?“ rief die Frau Rath unwillig; „Ihr Herz ist kein irdenes Kochgeschirr und wird noch lange halten, wenn ich längst Staub und Asche bin. Wir sind alle sterbliche Menschen und müssen einmal fort, der Eine früher, der Andere später — also hört mich weiter an. Es versteht sich von selbst, daß der vornehme Leichenwagen für mich genommen wird; und die Begleiter, die mir beim Begräbniß die letzte Ehre erzeigen, sollen gehörig erquickt werden mit Wein und Gebäck, denn ich will auch im Tode keine unfreundlichen Gesichter um mich sehen. Ihr setzt ihnen von dem grünesiegelten Cabinetsweine vor, damit sie auf mein Wohlergehen in der Ewigkeit trinken; die Brezeln laßt Ihr von der Größe der großen Geburtstagsbrezeln backen, und in den Kuchen thut mir ja nicht zu wenig Rosinen und Mandeln, das Knaufern habe ich all' mein Lebtag nicht leiden können und würde mich noch im Tode darüber ärgern.“

Jetzt hörte man starke Männertritte im Nebenzimmer; die Catherine ging hinaus, zu sehen wer da sei. Durch die offene Thür hörte die Frau Rath eine tiefe Bassstimme sagen:

„Ich bin der Schreiner Melzinger, habe eben von der Hausjungfer, der Frau Schöff Stock gehört, daß die Frau Rath Göthe gleichsam auf dem letzten Loche pfeiffen und am Sterben sind, da wollte ich mich wegen Anfertigung des Sargs empfehlen. Ich liefere gutes trockenes Holz und solide Arbeit zu dem billigsten Preise.“

„Lieschen,“ sagte die Frau Rath, „da nimm meinen Geldbeutel gehe hinaus und bringe dem Maune ein Geldgeschenk von drei Gulden als Entschädigung, und sage ihm, daß er zu spät komme, da ich Alles bereits angeordnet hätte.“

Als die Lieschen wieder zurückkam, sagte die Sterbende: „Lieschen, lange Sie einmal eine Scheere her.“

Lieschen brachte die Scheere.

„Thue Sie mir die Schlafhaube ab.“

Es geschah.

„So. Jetzt schneide Sie mir die hintern Haare ab und gebe Sie sie nach meinem Tode der Bettina, und auch das Familienbild von Seekas gebe Sie ihr, worauf ich mit meinem Manne und meinen Kindern in Schäfertracht gemalt bin.“

Als ihr Lieschen die Haare abgeschnitten und die Schlafhaube wieder aufgesetzt hatte, sagte sie: „So, nun waren die irdischen Dinge abgemacht, nun will ich an meinen Schöpfer denken und mein letztes Stündlein getrost erwarten.“

Sie sank in die Kissen zurück und sprach lange kein Wort.

Spät am Abende ließ die Sterbende ihren Neffen und Arzt noch einmal zu sich bescheiden. Als er kam, sprach sie mit matter Stimme: „Nun sage Er mir ganz unummwunden, wie viel Stunden ich noch zu leben habe.“

„Wer kann Das wissen, liebe Tante!“ erwiderte er ausweichend; „Das hängt von allerlei Umständen ab.“

„Mach' Er mir Nichts vor, Better!“ rief sie fast ärgerlich, „ich weiß doch, daß es aus mit mir ist. Sag' Er's rund heraus, wie lange ich noch zu leben habe.“

„Nun, wenn Sie's durchaus wissen will, so wird's wohl noch bis kommenden Morgen dauern.“

Sie hörte diesen Ausspruch mit heiterer Fassung an. — „Nun muß Er mir aber noch Etwas versprechen, Better,“ sagte sie.

„Was, liebe Tante?“

„Verspreche Er mir, mich nicht eher zu verlassen, als bis ich todt bin.“

Der Doctor gab ihr die Hand darauf; sie dankte ihm mit einem freundlichen Lächeln, und da die Töne eines Concerts, das in ihrer Nähe gegeben wurde, bis zu ihren Ohren drangen, so hieß sie ihn das Fenster öffnen. Nach einer Weile sagte sie mit matter Stimme:

„Ich war einmal mit der Bettina in einem Concerte,

und da sie meinte, daß ich nicht aufmerksam genug zuhöre, so sagte sie ganz rabiatisch: „Geb' Sie Acht, Frau Rath, daß Ihr die Engel nicht so lange mit dem Fidelbogen um den Kopf schlagen, bis Sie einsteht, daß der Himmel lauter Musik ist.“ ... Ich alte Frau war ganz überrascht ... und sagte: Du kannst Recht haben, Mädchen! Jetzt weiß ich gewiß ... daß sie Recht hat.“

Der Doctor ermahnte sie, sich nicht durch so vieles Reden anzugreifen. Sie nickte und sagte freundlich, aber mit fast erlöschender Stimme:

„Nun will ich im Einschlafen an die Musik denken die mich bald im Himmel ... empfangen ... wird.“

Das waren ihre letzten Worte, dann schloß sie die Augen wie zum Schlafen. Der Doctor setzte sich neben ihr Bett und beobachtete sie. Gegen Mitternacht schlummerte sie sanft hinüber in ein besseres Leben.

In der Kaffeegesellschaft bei der Frau Schöff Stock bildete am folgenden Nachmittage der Tod der Frau Rath Göthe natürlich den Hauptstoff des Gesprächs. Jedermann bedauerte ihr Abscheiden, keine hämische Bemerkung besleckte ihr Andenken, man pries ihre Herzensgüte, ihren Verstand, ihr gerades Wesen, und gar mancher originelle Zug wurde von ihr erzählt.

„Die Frau Rath war eine treue practische Freundin ihrer Freunde,“ sagte die Frau Schöff Stock, „und blieb es in allen guten und bösen Tagen; auch war sie hülfreich mit Rath und That und ohne Falch, man verließ sie nie, ohne Etwas von ihr gelernt zu haben.“

„Ja,“ erwiderte die Senatorin Schwendler, „sie besaß viel Verstand und Lebenserfahrung, kannte sehr schnell jeden Character und behandelte ihn danach, blieb sich aber immer gleich und war in jeder Gesellschaft die nehmliche Frau Rath.“

„Dem muß ich widersprechen,“ nahm die junge Blumenmalerin Stricker das Wort; „ich pflegte die Frau Rath nur

das Chamäleon zu nennen, weil, wo ich sie in verschiedenen Häusern antraf, sie stets eine ganz verschiedene Art sich zu benehmen hatte."

„Das mag sein," erwiderte die Frau Schöff Stock, „und doch war sie im Grunde stets dasselbe treue ehrliche Gemüth. Ehre sei ihrem Andenken, übrigens wollen wir sie jetzt in Frieden ruhen lassen und von der Todten zu den Lebendigen übergehen. — Was wird denn heute im Theater gegeben?,"

1808.

Napoleon in Erfurt und Weimar.

Die Nachricht von dem Tode seiner Mutter wirkte höchst niederschmetternd auf Göthe, doch wurde er bald gewaltsam herausgezogen aus der Trauer um die theuere Hingeschiedene, durch die Begebenheiten, die in Erfurt und Weimar stattfanden.

Der Kaiser von Frankreich und der Kaiser von Rußland hatten sich ein Stelldichein in Erfurt gegeben, wo sie im letzten Drittel des Septembers eintrafen. Alle Könige und Fürsten, die dem französischen Kaiser verpflichtet waren oder zu dem rheinischen Bunde gehörten, begaben sich dahin, um dem Weltbeherrscher den Hof zu machen. Auch der Herzog von Weimar fand sich ein und berief am neunundzwanzigsten auch seinen Minister von Göthe dahin.

Am Abende von Göthe's Ankunft wurde im Theater durch die kaiserlichen Schauspieler, die Napoleon aus Paris nach Erfurt hatte kommen lassen, das Trauerspiel *Andromache* vor einem Barterre von Königen aufgeführt. Eine starke Wache, gebildet von den Grenadieren der Kaisergarde, war am Eingange des Theatergebäudes aufgestellt. Die Equipagen kamen herangerollt, und als der dicke König von Württemberg vorfuhr, wurde er durch ein Versehen der Schildwache

mit dem dreimaligen Trommelschlage beehrt, der nur für die beiden Kaiser bestimmt war. Der Wachthabende Officier rief mit Donnerstimme: „Wollt Ihr gleich stille sein mit Euerm Gerassel, es ist ja nur ein König!“

Nach und nach füllte sich das Haus. Unmittelbar hinter dem Orchester saßen auf reichvergoldeten Sesseln die beiden Kaiser im vertraulichsten Gespräche, hinter ihnen hatten die Könige Platz gefunden, und hinter diesen reiheten sich die regierenden Fürsten sammt ihren Thronfolgern an. Ueberall glänzten Uniformen, überall sah man Sterne und Ordensbänder. Die Barterrelogen waren von der Generalität, den höhern Officieren und den ersten kaiserlichen Beamten eingenommen. Im ersten Range befanden sich im reizendsten Buge die Prinzessinnen und die vornehmsten Damen. Talma, der große Tragöde bewährte seine Kunstfertigkeit auf der Bühne, würdig unterstützt durch die Dúchenois.

Göthe hatte Platz in einer Barterreloge gefunden, wo er den Marschall Lannes und den Minister Maret traf, die er Beide von 1806 her kannte. Es entspann sich eine sehr lebhaft Unterhaltung zwischen diesen drei Männern, und dem Adlerauge Napoleon's, dem Nichts entging, entging auch Dieses nicht. Nach dem Theater, als seine Großwürdenträger sich im Abendcirkel bei ihm einfanden, winkte er Lannes und Maret zu sich.

„Wer war der stattliche Mann, mit dem Sie sich im Theater unterhielten, meine Herren?“

„Sire, es war der berühmte Dichter Göthe,“ antwortete Maret.

„Göth'! Göth'! Göth'! Warten Sie einmal, Das ist ja der Verfasser des Werther's?“

„Ja, Majestät.“

„Wie wurden Sie mit ihm bekannt?“

„Sire,“ sagte Lannes, „wir lernten ihn vor zwei Jahren nach der Schlacht bei Jena kennen und schätzen, als Agerau

sein Hauptquartier in seinem Hause aufgeschlagen hatte. Er ist nicht nur Schriftsteller, er ist auch Minister des Herzogs von Weimar.“

„Dichter und Minister in einer Person — also ein zweiter Cardinal Richelieu,“ rief Napoleon — „doch sind hoffentlich seine Verse besser, als jene des Ministers Ludwig's XIV. Gut, gut,“ setzte er hinzu, „er ist ein Mann von Verdienst, ich will ihn kennen lernen. Man soll ihn auf den zweiten October Morgens elf Uhr zur Audienz bei mir bescheiden.“

Von dem Canzler von Müller bis in das Vorzimmer begleitet, wo Dieser seiner Rückkehr harren wollte, fand sich Göthe an dem bestimmten Tage einige Augenblicke vor der bezeichneten Stunde in der kaiserlichen Wohnung ein, wo ein dicker Kammerherr, ein Bole von Geburt, ihn ersuchte, noch einige Augenblicke zu verweilen; er stellte ihn indessen den Ministern Savary und Talleyrand vor. Gleich darauf ward er in das Cabinet des Kaisers berufen, da aber in diesem Augenblicke Darü erschien und gleichfalls eingelassen ward, so zauderte Göthe, da er jedoch nochmals gerufen wurde, so trat er endlich ein, während mancher Fürst, der im Vorzimmer stand und vergebens auf ein Paar Minuten Gehör bei dem Gewaltigen wartete, ihm mit Neid nachsah.

Da saß der Kaiser, der damals auf dem Höhepunkte seiner Macht stand und in diesen Tagen die Angelegenheiten Europa's vom Tajo bis zum Pregel, von der Meerenge Siciliens bis zu dem Dünenstrande der Nordsee entschied und ordnete, frühstückend an einem runden Tische, eine Schüssel voll Linsen und ein Huhn à la Marengo vor sich habend, von welchen Gerichten er abwechselnd genoß. Zu seiner Rechten, etwas entfernt vom Tische, befand sich der kurz vor Göthe eingetretene Talleyrand, zu seiner Linken, ziemlich nahe, befand sich Darü, mit dem er sich über die Contributionsangelegenheit unterhielt.

„Sie meinen also, Darü, daß es mit der Contribution so auf das Leichteste gehen wird?“

„So meine ich, Majestät.“

„Und daß sie unerläßlich ist?“

„Unerläßlich, Stre.“

„So mag sie denn erhoben werden; das Volk ist ein-
sichtsvoll genug, um die Nothwendigkeit dieser Maßregel ein-
zusehen.“

Jetzt winkte er Göthen, heranzukommen, und hielt den
Adlerblick fest auf ihn gerichtet. Göthe blieb in schicklicher
Entfernung stehen.

Nachdem der Kaiser ihn aufmerksam angeblickt, sagte er
mit Wohlgefallen: „Sie sind ein Mann im wahren Sinne
des Wortes.“

Göthe verbeugte sich.

„Wie alt sind Sie?“

„Im sechszigsten Jahre, Sire.“

„Sie haben sich gut erhalten, sehen wunderbar frisch aus
für Ihr Alter. Sie haben Trauerspiele geschrieben?“

„Ja, Sire.“

Darü, der Notiz von der deutschen Literatur genommen
hatte, ergriff das Wort und sagte: „Ich erlaube mir, Ew.
Majestät zu bemerken, daß Herr von Göthe der ausgezeichnetste
Dichter seiner Zeit ist. Als Freund der deutschen Literatur,
habe ich alle seine Schriften gelesen. Sein Faust, sein Tasso, seine
Iphigenia, sein Egmont sind bis jetzt unerreichte Meisterwerke.“

„Das ist ein sehr wohlklingendes Lob aus dem Munde eines
Kenners,“ lächelte der Kaiser. „Qu'en dit Monsieur Goethe?“

„Daß es des Guten zu viel ist, Majestät.“

„Herr von Göthe hat auch aus dem Französischen über-
setzt, und zwar den Mahomet von Voltaire,“ nahm Darü
wieder das Wort.

„Das ist kein gutes Stück,“ rief der Kaiser mit Lebhaft-

tigkeit, „und zwar schon darum nicht, weil es unschicklich ist, daß der Weltüberwinder darin von sich selbst eine so ungünstige Schilderung macht. Sie haben auch den Werther geschrieben?“

„Ja, Eure, es war Einer meiner ersten Versuche.“

„Ich habe ihn siebenmal gelesen, er war sogar unter den Büchern, die mich nach Aegypten begleiteten. Aber Sie hätten die Motive des gekränkten Ehrgeizes nicht mit denen der Liebe vermischen dürfen, das ist nicht Naturgemäß und schwächt beim Lesen die Vorstellung von dem übermächtigen Einflusse, welchen die Liebe auf Werther gehabt hat. Warum haben Sie Das gethan?“

Goethe hörte ihm mit heiterem Gesichte zu und antwortete mit einem vergnügten Lächeln: „Es hat mir noch Niemand diesen Vorwurf gemacht, Majestät, aber ich finde ihn sehr richtig und gestehe, daß an dieser Stelle in der That etwas Unwahres nachzuweisen ist. Allein es ist dem Dichter zu verzeihen, wenn er sich eines nicht leicht zu entdeckenden Kunstgriffes bedient, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die er auf einem einfachen, natürlichen Wege nicht hätte erreichen können.“

Der Kaiser nickte zufrieden zu dieser Bemerkung. „Um wieder auf das Drama zurückzukommen,“ sagte er, „so muß ich gestehen, daß ich die tragische Bühne mit der größten Aufmerksamkeit betrachte und das Abweichen des französischen Theaters von Natur und Wahrheit sehr tief empfinde. Besonders mißbillige ich die Schicksalsstücke, die einer dunkeln Zeit angehört haben. Was will man jetzt noch mit dem Schicksale? Die Politik ist das Schicksal.“

Goethe antwortete nur durch eine beistimmende Verbeugung.

„Hätte Corneille zu meiner Zeit gelebt,“ hob Napoleon wieder an, „so würde ich ihn zum Fürsten gemacht haben, denn seinen Werken verdankt Frankreich zum guten Theile seine Helden.“

Er wandte sich jetzt wieder an Darü. „Besorgen Sie Alles möglichst schnell zur Ausschreibung der Contribution,“ sagte er; „die Kriegscasse ist erschöpft, sie bedarf neuer Zuschüsse.“

Göthe trat etwas zurück, während der Kaiser zu sprechen fortfuhr. Er kam an den Erker zu stehen und hatte Zeit zu bemerken, daß rechts von ihm an der Eingangsthür Savary und Berthier standen. Talleyrand hatte sich entfernt.

Jetzt ward der Marschall Soult gemeldet.

Die große, starkknochigte Gestalt mit wildbehaartem Haupte trat herein.

„Nun, es hat unangenehme Ereignisse in Polen gegeben,“ rief ihm der Kaiser entgegen.

Während der Kaiser und der Marschall mit gedämpfter Stimme weiter sprachen, hatte Göthe Zeit, sich in dem Gemache umzusehen. Nach einigen Minuten erhob sich Napoleon von seinem Sitze, ging auf ihn zu, und nachdem er durch eine Art Manöver Göthen von den Andern, in deren Nähe er stand, abgeschlossen hatte, kehrte er diesen den Rücken und fragte mit gedämpfter Stimme:

„Sind Sie verheirathet?“

„Ja, Sire.“

„Haben Sie Kinder?“

„Einen einzigen Sohn.“

„Wie alt ist er?“

„Neunzehn Jahre, Sire.“

„Wie stehen Sie mit dem fürstlichen Hause?“

„Auf das Beste, Majestät! Der Herzog ist mein Freund.“

„Wie ist die Herzogin?“

„Eine hochherzige Dame, voll der edelsten Eigenschaften.“

„Ja, dafür halte ich sie auch, sie besitzt meine ganze Werthschätzung. Was halten Sie von der verwittweten Herzogin Amalie?“

„Sie ist seit einem Jahre todt, Sire.“

„Ja so, Das hatte ich vergessen! C'est bien! — Um nochmals auf unser früheres Thema zurückzukommen,“ setzte er hinzu, „so will ich nur bemerken, daß das Trauerspiel die Lehrschule der Könige und der Völker sein sollte — Das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie, zum Beispiele, monsieur Goethe, Sie sollten den Tod Cäsar's auf eine vollwürdigere Weise schreiben, großartiger, als es Voltaire gethan. Das könnte die schönste Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden wäre, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris, ich fordere es durchaus von Ihnen. Dort giebt es eine größere Weltanschauung, dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Dichtungen finden.“

Goethe verstand den Wink, der ihm deutlich sagte, daß der Kaiser gern seine Apologie von ihm geschrieben haben wollte. Er erwiderte: „Sire, ich werde die Ehre haben, mich einzufinden, wenn es die Umstände erlauben.“

Da der Kaiser sich jetzt wieder zu Soult wandte, so nahm Goethe die Gelegenheit wahr, bei dem Kammerherrn durch eine Geberde anzufragen, ob er sich beurlauben könne; Dieser nickte bejahend, worauf er sich ohne Weiteres entfernte.

Als er hinausging, sah ihm Napoleon nach und sagte dann zu seiner Umgebung: „Das ist ein ächter Mann, meine Herren.“

„Nun?“ rief der Kanzler von Müller, sobald er mit Goethe, auf den er gewartet, das Vorzimmer verlassen hatte.

„Er ist ein großer Mann, ein gewaltiger Geist,“ antwortete Goethe, „man kann ihn mit Recht den Genius der Civilisation nennen.“

„Wie hat er sich über Ihre Werke geäußert?“

Goethe theilte ihm mit, was der Kaiser bezüglich seines Werthers gesagt hatte, und fügte hinzu: „Der Tadel des Kaisers

ist so richtig und scharfsinnig, daß ich ihn nur mit dem Gutachten eines Kunstverständigen Schneiders vergleichen kann, der an einem angeblich ohne Naht gearbeiteten Aermel sehr bald die fein versteckte Zusammenfügung entdeckt."

„Excellenz sind also zufrieden mit Ihrer Aufnahme?“

„Ueber die Masken. Er hat mich auf eine ausgezeichnete Weise behandelt, welches schon aus dem Umstande hervorgeht, daß er, der so kurz in allen Dingen ist, meine Audienz über eine Stunde hinausdehnte.“

Als Göthe nach Weimar zurückgekehrt war, erhielt er nach einigen Tagen den Besuch von Talma und Frau, und von de-Vorgne=d'Idonville, welcher Secretair bei dem Minister Maret war.

Napoleon wünschte dem Kaiser von Rußland das Schlachtfeld von Jena zu zeigen, daher wurde eine große Jagd am Ettersberge veranstaltet. Am sechsten October, in jener Jahreszeit, in welcher der Himmel der Erde die letzten schönen Tage vergönnt, war der Weg von Erfurt nach dem Ettersberge mit unzähligen Wagen, Reitern und Fußgängern bedeckt, die an dem schönen klaren Herbsttage, an welchem kein Wölkchen am Himmel zu sehen war, alle nach demselben Ziel hineilten. In der vorhergehenden Nacht waren durch eine große Anzahl Treiber mehr als hundert Hirsche und Rehe aus dem Ettersberger Walde, gegen einen großen freien Rasenplatz hingetrieben und umzäunt worden. In der Mitte dieses Platzes war ein ungeheurerer Jagdpavillon errichtet, der in drei Abtheilungen zerfiel. Die mittlere, für die beiden Kaiser bestimmt, war ebenso kostbar als geschmackvoll ausgeschmückt. Der Pavillon ruhte auf mit Blumen umwundenen Säulen. Dicht dabei waren große freistehende, mit rothen Draperien behangene Balcons errichtet, von denen herab das zu erwartende großartige Schauspiel bequem übersehen werden konnte. Rings um den eingezäunten Raum waren Buden und Zelte aufgeschlagen, worin

die herbeiströmenden Zuschauer für ihr Geld alle mögliche Erfrischungen haben konnten. An dem Waldsaume lagerten um große Feuer, die zur Bereitung warmer Speisen und Getränke angezündet waren, eine Unzahl von Landleuten, die das Zusammentreiben des Wildes die ganze Nacht über ermüdet hatte, und zu denen sich jetzt ihre herbeiströmenden Frauen und Kinder, ja ihre ganze Sippenschaft gesellten, um das wunderbare Schauspiel auch mit anzusehen.

Es war ein buntes Durcheinandertreiben, ein Wogen und Lärmen, eine Spannung der Neugierde, die gar nicht zu beschreiben ist. Hier standen einzelne Gruppen plaudernd bei einander; in den Schenkbuden und Zelten ward gegessen und getrunken, dort gab es Streit, und hie und da ward Einer wegen mangelndem Gleichgewichte und daraus entstehendem Krakeel mit seinem Nachbar, schneller hinaus spedirt, als er hineingekommen war. Dazwischen ertönten muntere Jagdchöre und Gesänge.

Nachmittags um ein Uhr langten die Monarchen zu Pferde mit ihrem Gefolge unter dem Schalle lustiger Jagdfanfaren an. Napoleon ritt einen schneeweißen Araber von seltener Schönheit, der das Haupt so stolz hob, als wüßte er, wen er trage; Kaiser Alexander ritt einen Rappen, dessen fein geformten schlanken Füße die Bewunderung aller Kenner erregten und dessen Geschirr auf orientalische Art, aus Sammt, Gold und Edelsteinen zusammengesetzt war. Dicht hinter dem französischen Kaiser befand sich sein Leibmameluck Rustan.

Der Herzog von Weimar und die ganze Jägerei zu Pferde und in Staatsuniform, hatten die hohen Gäste an der Grenze des Landes empfangen und geleiteten sie nun bis an den Ort, wo die Jagd stattfinden sollte. Napoleon dankte für die ihm zu Theil werdende Begrüßung des Volks mit einem kurzen militairischen Griffe an den Hut; Alexander grüßte mit fürstlicher Anmuth nach allen Seiten hin, winkte auch zuweilen

mit der Hand, und vor den Balcons, die jetzt mit vornehmen Damen und hohen Würdenträgern besetzt waren, neigte er sich tief wie ein ritterlicher Lanzenbrecher aus den Zeiten der Minnenhöfe, und legte die Hand auf das Herz.

Als man vor dem Pavillon abgestiegen war, hieß der Herzog seine hohen Gäste nochmals willkommen und führte sie sodann in die für sie bestimmte Abtheilung, wo ein elegantes Gabelfrühstück servirt war, das unter heitern Scherzen eingenommen wurde.

Als Dieses geschehen war, wurde von den Treibern unter lautem Halloh das Wild in einzelnen Abtheilungen aus dem umzäunten Walde heraus und zwar so getrieben, daß es am Pavillon in Schußweite vorüberkam. Napoleon drückte den ersten Schuß ab. Ein stattlicher Sechszehrender stürzte, von seiner Kugel getroffen zusammen. „Ah, la belle bête!“ rief der Kaiser, und nahm aus der Hand des Büchsenspanners eine andere frischgeladene Flinte.

Indessen hatte Kaiser Alexander ein schönes Reh erlegt und die übrigen Theilnehmer an der Jagd blieben nicht zurück mit Meisterschüssen, Schuß fiel auf Schuß, dazwischen ertönten lustige Jagdfanfaren, Hundegebell und das Todesgeschrei der verendenden Thiere. Es war ein wildes Getöse; Napoleon ergöhte sich ungemein an diesem Schauspiel und schien sehr vergnügt.

„Nun, mein kaiserlicher Bruder,“ rief er dem Czaren zu, „ist Das nicht eine schöne Jagd? Unser freundlicher Wirth muß ein vortrefflicher Waidmann sein, da er uns dieses Jagdvergnügen so gut einzurichten verstand.“

„Alle sächsischen Fürsten sind geborene Jäger, Majestät!“ erwiderte Karl August und machte den Kaiser auf einen Rehbock aufmerksam, der eben im eiligen Laufe daher kam. Napoleon nahm ihn in's Visir und schickte ihm eine Kugel in die Weichen. Das Thier machte einen fürchterlichen Satz, dann brach es zusammen und war nach einigen Zuckungen todt.

Erst um vier Uhr endigte die Jagd, um fünf Uhr fand der Einzug der Monarchen in Weimar unter dem Geläute aller Glocken und dem Abfeuern der Geschütze Statt. Alle Häuser waren mit Laubgewinden und Teppichen geschmückt. Die ganze Bevölkerung war auf den Beinen, um die beiden Kaiser zu sehen; es war ein unermessliches Menschenwogen und Durcheinandertreiben in allen Straßen der gewöhnlich so ruhigen Residenz. Es wurden laute Segenswünsche für den Kaiser Alexander ausgesprochen, wo sich aber zwei Vertraute trafen und unbeobachtet zu sein glaubten, tauschten sie leise Flüche aus über den Unterdrücker, dessen Joch so schwer auf Deutschland lastete, trafen aber doch Vorbereitungen zur abendlichen Illumination, denn der Polizeicommissair hatte ihnen, als sie den Befehl zur Beleuchtung murrend aufgenommen, mit einem bedeutsamen Augenzwinkern gesagt: „Kinder, wenn die Wölfe in der Uebersahl sind, so muß man sich nicht gegen sie stellen, sondern mit ihnen heulen. Jetzt heißt es abwarten, bis die rechte Zeit kommt.“

Um sechs Uhr ging es zur kaiserlichen Tafel in dem Schlosse, an welcher nur die höchsten Herrschaften Platz nahmen. Napoleon unterhielt sich sehr lebhaft mit seiner Nachbarin, der Herzogin Luise von Weimar, und vergaß in ihrer geistreichen Unterhaltung gänzlich, daß sie in einer Tracht einherging, die zwar reich und fürstlich war, aber doch ihrem Schnitte nach dem vorigen Jahrhunderte angehörte. — In der großen Gallerie befand sich die Marschallstafel mit hundertundfünfzig Bedecken.

Während im Schlosse getafelt wurde, hatten sich in einer geringen Kneipe nach und nach acht bis zehn Landleute eingefunden, die theils einzeln, theils zu zwei gekommen waren, und an verschiedenen Tischen unter andern Gästen saßen und der Bierkanne fleißig zusprachen. Anscheinend kannten sie sich nicht und gehörten nicht zusammen, und doch tauschten sie zuweilen Blicke aus, die ein geheimes Einverständnis nicht be-

zweifeln ließen. Kam der Wirth in ihre Nähe, so sprachen Die, so gerade beisammen saßen, von dem prächtigen Einzuge, von der stattgehabten Jagd und ähnlichen Dingen. Ging die Thür auf, so drehten sich ihre Köpfe voll Erwartung nach derselben, um sich dann getäuscht wieder abzuwenden und ängstliche, fragende Blicke mit den Andern auszutauschen. „Der Führer kommt nicht!“ flüsterte bald der Eine, bald der Andere seinem Gefährten zu. „Wo mag er bleiben? Was kann ihn abhalten, seinen Schwur einzulösen? Sollte er noch im letzten Augenblick Reue bekommen haben? Nein, es ist nicht möglich, er kann seinem Worte nicht untreu werden.“

Aber immer ging die Thüre wieder auf, und immer kam der Ersehnte nicht. Die Gesichter wurden immer länger, die ausgetauschten Blicke immer fragender und ängstlicher, die Herzen schlugen von Minute zu Minute gewaltsamer.

Jetzt ertönte eine tiefe Bassstimme vor einem der offenstehenden Fenster. „Es ist Zeit,“ rief sie; „wer die Monarchen in's Theater fahren sehen will, der mache sich auf die Beine.“

Diese anscheinend ganz arglos gesprochenen Worte schienen ein verabredetes Zeichen zu sein, denn indem hie und da Einer rief: „Das muß ich sehen!“ oder: „Dahin wollen wir auch gehen, das Ansehen kostet ja kein Geld!“ und Dergleichen mehr, zahlten die Bauern in großer Eile ihre Beche und drängten zur Thür zu. Im Gedränge ging dem Einen der Rock auf, und man konnte sehen, daß er wohl bewaffnet war mit Dolchen und Pistolen.

Auf der Straße blieben sie stehen, und es liefen die Worte durch ihre Reihe: „Er ist nicht gekommen, er ist wortbrüchig geworden.“

„Nein,“ sagte Einer, „Das glaube ich nimmermehr; er ist ein Mann, und nur ein Hinderniß, das er nicht überwinden kann, vermag ihn zurückzuhalten. Vielleicht auch finden wir ihn schon auf seinem Posten am Theater.“

Diese Möglichkeit schien alle Theilnehmer wieder neu aufzurichten; sie eilten mit raschen Schritten dem Theater zu und mischten sich unter die vor demselben versammelte Menge.

Indessen war man an der Marschallstafel kaum zur Hälfte des Diners gekommen, als gemeldet wurde, daß die Monarchen im Begriffe seten, sich von ihrer Tafel zu erheben, denn Napoleon war kein Freund von langem Tafeln, er liebte rasch zu speisen. Alles strömte nun in den Saal, wo sich die höchsten Herrschaften eben erhoben hatten und sich anschickten, in's Theater zu fahren, wo die französische Truppe, die Napoleon, aus Artigkeit gegen die Herzogin, von Erfurt nach Weimar beordert hatte, den Tod Cäsar's darstellen sollte. Die Wagen der beiden Kaiser wurden von Husaren escortirt. Vor dem Schlosse stand ein geschmackvoll beleuchteter, sechszig Fuß hoher Obelisk, auf dessen Spitze eine hohe Flamme loderte. Das Schloß, alle Straßen glänzten in einem Feuermeere. Alles, was sich Billette hatte verschaffen können, war im Theater versammelt. Die Damen strahlten von Brillanten. Die Kaiser nahmen ihre Plätze ein, der Vorhang ging in die Höhe.

Das Publicum folgte der Einleitung und dem Fortgange des Stücks mit der größten Aufmerksamkeit. Bei den Worten, die Cäsar an Antonius richtet, nachdem dieser ihn vor den Senatoren gewarnt:

Je les aurais punis, si je les pouvais craindre,
Ne me conseillez pas de me faire hair,
Je sais combattre, vaincre, et ne sais pas punir.
Allons, n'écoutez pas ni soupçon, ni vengeance,
Sur l'univers soumis regnons sans violence —

durchzuckte ein electrischer Funke alle Zuschauer, und der Beifallsturm, der ausbrach, wollte kein Ende nehmen.

Wieland, begierig, Napoleon und Talma zu sehen, hatte sich auch in's Theater begeben und seinen Platz in der kleinen Seitenloge dicht an der Bühne erhalten, worin gewöhnlich der

Herzog zu sein pflegte. Napoleon konnte das Auge nicht in die Höhe richten, ohne ihn sogleich zu erblicken. Die markante Physiognomie fiel ihm auf; er winkte im Zwischenacte einem seiner Adjutanten.

„Sehen Sie dort in der Loge den mit einem schwarzen Sammtkappchen bedeckten, nicht alltäglichen Greisenkopf?“

„Ja, Sire.“

„Erfundigen Sie sich, wer es ist, und erstatten Sie mir sogleich Bericht.“

Der Adjutant ging und kam sogleich wieder.

„Sire, es ist ein berühmter Dichter, Namens Wieland.“

„Gut, ich will ihn kennen lernen.“

Er wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Bühne zu, da eben ein neuer Act begann.

Endlich fiel der Vorhang zum letzten Male; die Kaiser erhoben sich und verließen das Haus, vor welchem die Husaren mit gezogenen Säbeln das Volk zurückdrängten, unter welchem sich auch die früher erwähnten Landleute befanden, die auch hier vergebens ihren Führer gesucht hatten, und nun verzagt und muthlos unter der Menge standen.

Jetzt kam Napoleon, dem Kaiser von Rußland um ein paar Schritte voraus, um in seinen Wagen zu steigen. Die Herzen der verkappten Bauern schlugen höher; ein Jeder glaubte, in diesem verhängnißvollen Augenblicke müßte Einer von ihnen den Muth haben, an die Stelle des ausgebliebenen Führers zu treten, und die tödtende Kugel auf den verhassten Imperator abzufeuern. Ein Jeder von ihnen hielt die Hand in der Brusttasche, und hatte eine dort verborgene Pistole erfaßt, um der ersten Kugel die seinige nachzusenden — aber Nichts regte sich, der Kaiser stieg ein, und fuhr unverletzt davon — es war nicht im Rathe des Schicksals beschlossen, daß die Aufführung des Todes des Julius Cäsar zum größten Trauerspiele der neuen Weltgeschichte werden sollte.

Die Verschworenen verließen in ihren Bauernkleidern einzeln die Stadt, und fanden sich vor derselben an einem bestimmten Orte zusammen. Es waren preussische Offiziere, Männer von verwegendem Sinne und tollkühnem Muth, die das Unglück und den trostlosen Zustand ihres Vaterlandes tief empfindend, und von glühendem Haß gegen dessen Unterdrücker erfüllt, sich verschworen hatten, Napoleon beim Heraustrreten aus dem Theater zu erschieszen. Sie hatten die Localität auf das Genaueste erkundet, die umsichtigsten Veranstaltungen zu ihrer Flucht nach vollbrachter That getroffen, und sich verkleidet in Weimar versammelt. Das Ausbleiben des Führers hatte jedoch den ganzen Plan vereitelt.

Jetzt, als sie unter dem dunkeln Nachthimmel sich an dem bezeichneten Orte einfanden, machte sich ihre langverhaltene Wuth in lauten Flüchen Luft.

„Alles verfehlt,“ rief ein schöner, großer Mann, „und wer trägt die Schuld? Der Feigling, den wir zum Führer gewählt hatten.“

„Sein Ausbleiben ist unbegreiflich,“ rief ein Anderer. „Ist es ein willkürliches, so hat er den Tod verdient.“

„Vielleicht ist er gar zum Verräther an uns geworden, und wir werden unsere Absicht schwer büßen müssen,“ warf ein Dritter ein.

„Verdammt ihn nicht ungehört,“ nahm ein Vierter das Wort; „ich verbürge mich mit meinem Leben für seine Ehrenhaftigkeit. Nur die Unmöglichkeit, zu uns zu gelangen, konnte ihn abhalten, zu erscheinen.“

„Er hat Recht,“ stimmte ein Anderer bei, „wir wollen nicht urtheilen, bevor wir den Ausgebliebenen gehört haben.“

„Die That hätte so gut ausgeführt werden können,“ brummte ein breitschulteriger, untersepter Mann. „Eine solche Gelegenheit kommt sobald nicht wieder.“

„Doch,“ rief Jener, der den Abwesenden vertheidigt hatte.

„Da der Kaiser so viel Geschmack an dem heutigen Jagdvergnügen gefunden hat, so ist, wie ich im Volksgedränge von einem Jägerburschen erzählen hörte, auf morgen abermals eine große Jagd angeordnet.“

„Nach welcher Seite hin?“ riefen die Andern im Chor, und umdrängten den Kameraden mit neuerwachter Hoffnung.

„Das weiß ich nicht, aber es läßt sich gewiß bald genug erfahren, wenn wir Nachttherberge in der Kneipe nehmen, worin wir uns diesen Mittag versammelten.“

„Und wie meinst Du, daß die That ausgeführt werden könnte?“

Sie umdrängten ihn näher, und der Breitschulterige flüsterte mit leiser Stimme:

„Wir müssen uns in einen Hinterhalt legen, und dem Verhassten mit sicherer Hand eine Kugel in das schwarze Herz senden. Ist es Euch recht, so machen wir in der Kneipe ganz harmlos ein Würfelspiel und lassen so entscheiden, wer den ersten Schuß thun soll. Fehlt er, so tritt sein Nebenmann augenblicklich für ihn ein.“

Dieser Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifalle angenommen.

Während die Verschworenen ihren Plan noch näher besprechen und sich sodann in die Schenke begeben, wollen wir uns ein Wenig auf dem Hofballe umsehen, der zu Ehren der beiden Kaiser gegeben wurde.

Die weitläufigen Säle des Schlosses waren nie so glänzend erleuchtet und ausgeschmückt gewesen; die Damen hatten sich noch nie in so strahlender Toilette eingefunden, als an diesem Abende; die Fürstinnen trugen eine noch nie dagewesene Juwelenpracht zur Schau; Alles schien dem großen Napoleon seine Huldigung darbringen zu wollen, aber Alles überstrahlte die edle hohe Gestalt des Kaisers Alexander, der wie der gute Genius des Festes, durch sein lebenswürdiges Benehmen alle

Zuschauer bezauberte, besonders wenn er eine schöne Dame im Arm, im raschwirbelnden Walzer dahin flog, oder die Anmuth seiner Bewegungen in den manchfachen Verschlingungen der Française zeigte.

Kaiser Napoleon trug die einfache grüne Uniform mit weißen Brust- und Armelaufschlägen seiner Gardejäger. Heiter und aufgeräumt, bemühte er sich, jeder Dame, die in seine Nähe kam, seine Aufmerksamkeit zu bezeigen und sie durch Liebenswürdigkeit zu gewinnen; aber es gelang ihm nicht sonderlich, denn die ihm eigene Schroffheit ließ seine Fragen und Aeußerungen oft gegen seinen Willen unfreundlich erscheinen, doch konnte er auch ausnahmsweise sehr angenehm sein.

Eine Dame, die ihm durch ihre Schönheit und ihr graziöses Wesen auffiel, veranlaßte ihn, sie anzureden: „Madame, darf ich fragen, wer Sie sind?“

„Sire, ich bin die Gemahlin des Präsidenten von der Recke in Erfurt.“

„Ah! ich hatte nicht gedacht, daß es in Erfurt so schöne Frauen gäbe. Aber sind Sie denn auch eine geborne Erfurterin?“

„Nein, Sire, ich bin zu Stettin geboren.“

„Also Preußin?“

„Ja, Sire, und Preußin von Herz und Seele.“

„Gut, gut,“ sagte er beifällig nickend, „man muß seinem Vaterlande anhängen, und auch die Frauen müssen es thun. Das Leben der Frauen ist ja ohnedies eine Kette von Aufopferungen, die sie den Familienzuneigungen, der Noth der Zeit, den Anforderungen der allgemeinen Interessen bringen. Man nennt sie mit Unrecht das schwache Geschlecht, denn in den Tagen der Prüfung zeigen sie sich oft stark und muthvoll bis zum Heldenmuth und beweisen dann, daß sie die würdigen Töchter des Vaterlandes sind. Ich versichere Sie meiner Hochachtung, Madame.“

Er grüßte sie verbindlich und entfernte sich.

Gleich darauf stieß er auf Göthe, der Ehrfurchtsvoll zur Seite weichen wollte.

„Ah, monsieur Göthe, bleiben Sie,“ rief er mit einem Lächeln voll Wohlwollen, faßte den Dichter bei einem Knopfe seines Rockes, und hielt ihn daran fest, so lange er mit ihm sprach.

Nach einigen unbedeutenden Wechselreden sagte er: „Kommen Sie ja nach Paris, ich bitte Sie darum, und schreiben Sie nach den dort empfangenen Eindrücken ein neues Trauerspiel. Sie glauben nicht, welch' ein lebhaftes Interesse ich an der Beredlung der dramatischen Kunst nehme, und ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen schon neulich gesagt, daß das Trauerspiel nicht nur die würdigste Schule für Fürsten und Staatsmänner ist, sondern daß es sogar in gewisser Hinsicht weit über der Geschichte steht.“

Er ließ den Knopf des Dichters fahren, um sich zu einem seiner Marschälle zu wenden.

Der Herzog von Weimar winkte Göthen zu sich.

„Nun, wie gefällt er Dir?“ fragte er.

„Der Kaiser?“

„Ja.“

„Besser in der Nähe, als in der Ferne.“

„Er ist sehr aufmerksam gegen Dich, das schmeichelt Dir wohl?“

„Ich habe dessen kein Hehl, der Kaiser ist ein Mann, der sich auf den Werth der Menschen versteht; er wird nicht leicht fehl greifen.“

„Es spricht viel Hochmuth aus Deinen Worten,“ rief Karl August lachend; „doch stolz will ich meine Spanier, — läßt ja schon Schiller den König Philipp in seinem Don Carlos sagen.“

Er wandte sich lachend an seine Gemahlin und theilte ihr mit, was er eben mit Göthen gesprochen hatte. Sie zog

den Dichter-Minister freundlich mit in das Gespräch. Da kam Napoleon auf den Herzog zu. Göthe trat schnell zur Seite und verlor sich unter der Menge.

„Wie ich vernommen, lebt der Dichter Wieland in Weimar,“ sagte der Gewaltige.

„Ja, Sire,“ erwiderte der Herzog, der ihm einige Schritte entgegen gegangen war.

„Ist er hier anwesend?“

„Nein, Sire! er ist ein sehr alter Mann, der die geräuschvollen Feste meldet.“

„Das ist mir leid, ich hätte ihn gern kennen gelernt, und morgen wird sich keine Zeit dazu finden.“

„Der Wunsch Eurer Majestät ist zu ehrend für unsern alten Barden, als daß er nicht erfüllt werden sollte. In der kürzesten Frist wird Wieland die Ehre haben, dem Kaiser der Franzosen seine Huldigung darzubringen.“

Karl August winkte einem Kammerherrn.

„Nehmen Sie einen Hofwagen, fahren Sie zu Wieland und rütteln Sie ihn aus dem Schlafe. Sagen Sie ihm, der Kaiser Napoleon wünsche ihn augenblicklich zu sprechen, und ich, sein Fürst und Freund, ich ließe ihn dringend bitten, der Aufforderung kein Hinderniß in den Weg zu setzen.“

Das ganze Wieland'sche Haus kam in Aufruhr über den späten Nachtbesuch. Wieland erklärte sich bereit, dem Führer zu folgen, aber seine Töchter geriethen in Verzweiflung, weil seine feinen Spitzenjabots und Manschetten eben in der Wäsche waren und überhaupt sein Staatsanzug, da er nicht mehr viel nach Hofe ging, seine ursprüngliche Frische längst verloren hatte.

Endlich war seine Toilette jedoch so gut als möglich zu Stande gebracht und bald darauf betrat er den Ballsaal in dem fürstlichen Schlosse.

Der Herzog selbst stellte ihn dem Kaiser vor.

„Sire, hier ist unser Wieland, der mein Erzieher und

der treue Freund, der besondere Günstling meiner verstorbenen Mutter war, bis an ihr Ende."

Nach diesen Worten zog sich Karl August wieder zurück.

Der Kaiser sagte dem Dichtergreife sehr leutselig das Gewöhnliche, indem er ihn dabei scharf in's Auge faßte. Er sah, daß Wieland seiner Berühmtheit zum Troste, ein schlichter, anspruchsloser, alter Mann war, und da er einen guten Eindruck auf ihn machen wollte, verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in der er sicher sein konnte, seine Absicht zu erreichen; er war der einfachste, sanfteste und anspruchsloseste Menschensohn, den man sehen konnte. Keine Spur, daß er ein großer Monarch zu sein sich bewußt war. Er unterhielt sich mit Wieland wie ein alter Bekannter mit seines Gleichen.

Der Kaiser, der sich bei Darü nach den Werken des Dichters erkundigt hatte, sagte plötzlich im Laufe des Gesprächs:

„Sie haben den Oberon geschrieben?“

„Ja, Majestät.“

„Dieses Werk hat großes Aufsehen gemacht; es ist auch in's Französische übersetzt worden und enthält große dichterische Schönheiten.“

Wieland verbeugte sich.

„Sie haben auch den Danischmend geschrieben und den neuen Amadis. Das Letztere ist sehr schlüpfrig.“

„Es hat seine Leser gefunden,“ erwiderte Wieland lächelnd.

„O ja, Das glaube ich wohl,“ rief der Kaiser, „auch sollte meine Aeußerung kein Tadel sein. Voltaire hat in dieser Hinsicht noch mehr gethan, als Sie, man darf nur seinen Candide und seinen Zadig lesen. Dergleichen Lectüre wird von dem Publicum verschlungen. Was haben Sie sonst noch herausgegeben?“

Wieland nannte die Titel seiner Werke.

„Es sind viele darunter, die philosophisch-satyrischen Inhalts sind?“

„Die Meisten, Sire.“

„Das ist recht; durch die Verbindung der Philosophie und der Satyre erlangt man große Resultate. Sie kennen Voltaire's Schriften?“

„Ja, Majestät.“

„Was halten Sie von der Henriade?“

„Sie ist sein schlechtestes Werk.“

„Hm! Stellenweise ja, doch nicht durchgängig. Sagen Sie mir auch, was Sie von der Bucelle halten?“

„Sie steht als Dichtung weit über, als Stoff, — Das heißt in der Art wie ihn Voltaire behandelte, weit unter der Henriade.“

„Hm!“ machte abermals der Kaiser. „Haben Sie ein ähnliches Werk in Deutschland?“

„Nein, Sire, es würde sich kein Autor dazu bekennen wollen.“

„O, ihr guten Deutschen!“ rief der Kaiser lachend. „Haben Sie Barny's Guerre des Dieux gelesen?“

„Ja, Majestät; und in diesem Genre haben auch wir Deutschen Manches aufzuweisen.“

„Das heißt, Ihr verspottet lieber die Religion, als die Sitten. Sie haben auch den Lucian übersetzt.“

„Ja, Majestät. Da Sie die Philosophen zu lieben scheinen, so erlaube ich mir ganz offen die Frage, wie es kommt, daß der Cultus, den Sie in Frankreich reformirt haben, nicht philosophischer und dem Geiste unserer Zeit angemessener ausgefallen ist?“

„Ja, mein lieber Wieland,“ erwiderte lächelnd der Kaiser, „für Philosophen ist er auch nicht gemacht, denn die Philosophen glauben weder an mich, noch an meinen Cultus, und den Leuten, die daran glauben, kann man nicht Wunder genug thun und lassen. Wenn ich einmal eine Religion für Philosophen stiften könnte, die sollte freilich anders beschaffen sein

— um so mehr, da die historische Existenz Christi sehr zu bezweifeln ist.*)"

Bald sprang Napoleon wieder auf Voltaire's Werke über und verweilte besonders bei seinen Trauerspielen, und von dessen Tode des Julius Cäsar kam er auf den römischen Imperator selber zu sprechen.

„Julius Cäsar war einer der größten Köpfe in der ganzen Weltgeschichte,“ sagte er; „ja, er würde ohne Ausnahme der Größte sein, wenn er nicht einen einzigen, aber ganz unverzeihlichen Fehler gemacht hätte.“

Wieland sann vergeblich, was Das für ein Fehler gewesen sein möchte, doch wollte er nicht fragen. Napoleon las ihm die Frage im Auge ab.

„Sie wollen diesen Fehler wissen,“ sagte er. „Cäsar kannte ja längst die Menschen genau, die ihn auf die Seite schaffen wollten, und so hätte er sie auf die Seite schaffen sollen.“

„Du wirst Dir freilich einen solchen Fehler nicht zu Schulden kommen lassen,“ dachte Wieland. — Es war gut, daß der Kaiser nicht in seiner Seele lesen konnte.

Von Julius Cäsar kam das Gespräch auf die römische Kriegskunst und Politik, die einen großen Lobredner an Napoleon hatten. Schlimmer kamen die Griechen weg.

„Aus diesem ewigen Zanke einer Menge kleiner Republiken um wahre Erbärmlichkeiten, was konnte da herauskommen?“ rief er voll Feuer. „Die Römer aber hatten ihren Sinn auf das Große gerichtet und da kam auch Großes heraus, nemlich die ungeheurere Gewalt des römischen Reichs, die der ganzen Welt eine andere Gestalt gab und in der Weltgeschichte Epoche machte.“

„Auch in Kunst und Literatur haben die Griechen Außerordentliches geleistet,“ bemerkte Wieland.

*) Gruber's Biographie Wieland's.

„Es lief doch Alles auf Zänkereien hinaus,“ versetzte Napoleon — „der Homer ist sehr zu rühmen, allein ich ziehe ihm dennoch den Distan vor.“

Das Gespräch kam nun auf die Poesie, in welcher der Kaiser nur die ernste Gattung, das Starke, Erhabene, Pathetische schätzte, meinend, die andere Gattung spanne nur ab und mache weichlich. Ueber Ariost sprach er mißbilligend, wie über alle dergleichen Poesie.

„Er mag wohl nicht wissen, daß er mir durch seine Aeußerungen selbst eine Ohrfeige giebt,“ dachte Wieland, „und aus Allem, was er über Poesie sagt, geht hervor, daß er das Ding, welches die Deutschen Gemüth nennen, nicht hat, und obgleich er ungemein freundlich und verbindlich gegen mich ist, so kommt er mir doch zuweilen vor, als sei er aus Erz gegossen.“

Die Unterhaltung, die Napoleon mit Wieland führte, dauerte über zwei Stunden. Endlich vermochte der Greis nicht länger zu stehen, das Gesicht verging ihm, tausend Feuerfunken flimmerten ihm vor den Augen, er suchte tastend nach einem Gegenstande umher, an dem er sich festhalten könne. Der Kaiser bemerkte es.

„Ist Ihnen nicht wohl, monsieur Wieland?“ fragte er.

„Sire, ich bin ein hochbejahrter Mann, habe das fünf- undsiebenzigste Jahr hinter mir; das lange ungewöhnte Stehen zu einer Zeit, die ich der Ruhe zu widmen pflege, hat mich sehr matt gemacht. Dürfte ich um die Gnade meiner Entlassung bitten?“

„So gehen Sie denn, und gute Nacht.“

Wieland benutzte die Erlaubniß, um sogleich nach Hause zu fahren. Der Kaiser machte noch einen Gang durch den Saal, dann verließ auch er den Ball.

Den andern Morgen sah man schon früh Alles, was zur Jagd gehörte, zum Thore hinausströmen. Auch die Verschwor-

renen, die nicht ohne Verbindungen in der Stadt waren, hatten sich Jagdkleider und gute Kugelbüchsen zu verschaffen gewünscht. Sie zogen aus, als ob auch sie zur Jagd gehörten, und legten sich in dem Gehölze von Weibicht in einem gut geeigneten Hinterhalte auf die Lauer.

Es dauerte nicht lange, so kam der Jagdwagen des Kaisers herangebraust. Napoleon saß mit noch einem Begleiter darin. Der Officier, dem das Loos den Kaisermord zugetheilt hatte, richtete seinen Gewehrlauf auf das ausersehene Opfer, und mit den leise geflüsterten Worten: „Mit Gottes Hülfe werde ich die Erde von dem Ungeheuer befreien!“ legte er den Finger auf den Drücker und war im Begriffe loszufeuern, als der ihm zunächst stehende Kamerad die Hand gewaltsam festhielt und mit erstickter Stimme rief: „Um Gotteswillen, halten Sie ein! Prinz Wilhelm, der Bruder unsers Königs, sitzt an Napoleon's Seite. Wollen Sie sich der Gefahr aussetzen, dieses edle, dem Vaterlande so theure Leben zu vernichten.“

„Gott will es nicht!“ rief der auserkorene Schütze mit dumpfer Stimme und schlug sich mit der Hand verzweifelnd vor die Stirn. Indessen war der Kaiser längst aus Schußweite gekommen.

Nachdem die zweite Jagd eben so vergnügt wie die erste abgehalten worden, ritten die beiden Kaiser nach Zurücksendung der leeren Jagdwagen, gegen Mittag nach Weimar zurück, und reisten von dort wieder nach Erfurt ab.

Am vierzehnten October erhielten Göthe und Wieland den Orden der Ehrenlegion und in dem Moniteur vom achten October war die Stelle enthalten: „Der berühmte deutsche Dichter Göthe scheint unser Schauspiel vollkommen zu würdigen und vor Allem die aufgeführten Meisterwerke zu bewundern.“

1809.

Ein Unglückstag und zwei gekrönte Häupter.

In dem Hause der Frau Johanna Schoppenhauer saß deren langjährige treue Wirthschafterin, die Wittwe Philippine Braun, am späten Nachmittage in der mit Vorräthen aller Art angefüllten Küche und that sich gütlich bei einer Tasse Kaffee und einigen wohlverdienten Butterschnitten, denn sie hatte seit Tagesanbruch gewaschen, und jetzt, nachdem sie die Wäsche in dem Hofe aufgehängt hatte, glaubte sie sich um so mehr eine kleine Güte anthun zu dürfen, als sie in Abwesenheit der Herrin, die an diesem Tage bei Göthe speiste, sich zu Mittag mit kalter Küche begnügt hatte.

Frau Philippine Braun, eine wohlerhaltene Bierzigerin, saß neben dem Herde, über dem sich ein weiter Schornsteinbusen ausbreitete. Auf der Herdplatte (damals waren die jetzigen Kochherde noch nicht erfunden), hatte bisher ein lustiges Feuer gebrannt, das aber nun in einen Haufen mit Asche bedeckter, aber noch glühender Kohlen verwandelt war, vor welchen ein hoher irdener Topf stand, in dem es gemüthlich brodelte. Ein kleines, regelmäßiges Geräusch, welches man das Athemholen des Topfes hätte nennen können, bezeugte, daß Alles gut ging und daß eine köstliche Hühnerbrühe die Frucht dieser wohlüberlegten Zusammensetzung sein würde.

In dem Topfe kochte nehmlich ein Huhn, zu welchem später Reis kommen sollte, welches Gericht Philippine zum Nachtessen für ihre Herrin bestimmt hatte, denn Frau Schoppenhauer liebte Nichts so sehr, wie Huhn und Reis.

Ein großer schwarzer Kater mit grünen Augen, lag zu einem Kigel zusammengeringt, auf einem Stuhle neben der Haushälterin. Das Speckfette Thier, welches von seiner Besitzerin Molch genannt wurde, gähnte und sah seine Gebieterin flug an.

„Nu, was hast Du denn, mein Thierchen?“ sagte Frau Philippine mit einiger Besorgniß, „Du kommst mir heute so sonderbar vor.“

Die Kaze blinzelte beistimmend mit den Augen.

„Es war nicht recht von Dir, daß Du den Schaum aßest, den ich von der Hühnerbrühe abschöpfte; so was ist zu fett für einen schwachen Magen. Ich habe es Dir vorausgesagt, aber Du hast mich nicht gehört.“

Molch gab ein Schnurren von sich und fuhr sich mit der Pfote über die Nase.

„Ja, Katerchen, so war es, und nicht anders, magst Du mir auch durch Deine Geberden jetzt noch so sehr widersprechen, ich werde doch wissen, was ich gesagt habe. Ach. Du meine Güte!“ rief sie plötzlich mit einem Schreckensschrei, „da fängt es plötzlich an zu regnen und alle meine Wäsche hängt im Freien. Ich muß sie geschwind auf den Speicher schaffen.“

Aber die gute Frau konnte Dieses nicht bewerkstelligen, die Tropfen fielen so groß und so dicht, daß Philippine, als sie kaum hinausgegangen war, trotz alles ihres Muthes, zum Rückzuge in ihre Küche blasen mußte, von wo sie mit starren Augen zusah, wie ihre bereits halbtrockene Wäsche von Neuem durch die himmlische Lauge eingewässert wurde.

Sie ließ sich auf ihren Stuhl fallen und stöhnte: „Wir haben heute den zehnten September, und der zehnte und der achtzehnte in diesem Monate sind allemal Unglückstage.“

Unglücklicherweise nahm der von einem heftigen Sturme begleitete Gewitterregen von Minute zu Minute zu; der Himmel ließ ganze Ströme und Flüsse herabregnen, und da das Haus tiefer lag als Hof und Garten, so war die Küche in einem Nu von dem einströmenden Wasser überschwemmt.

Frau Philippine griff mit stolischer Ruhe nach ein Paar Holzschuhen, die sie zu tragen pflegte, wenn sie scheuerte oder an der Waschbütte stand, und Dank dieser Fußbekleidung, konnte sie trockenen Fußes in der Zollhohen Kasse herumwandeln.

„Nuu, wenn Das so fortregnet,“ sprach sie nach einer Weile zu sich selbst, „so werde ich einen Nachen brauchen, um meinen Topf abschäumen zu können. Es ist nicht möglich, das Wasser aufzuwischen, es strömt immer neues dazu. Was sagst Du dazu, mein lieber Molch?“

Molch betrachtete mit ziemlich bestürzter Miene die Bäche, welche in die Küche flossen, und kam plötzlich zu dem Entschlusse, sich mit der Pfote über die Ohren zu fahren.

„Ja, jetzt ist es gerade Zeit, mir Regen zu verkündigen; Das hättest Du heute Morgen thun sollen, dann würde ich meine Wäsche nicht in's Freie gehängt haben. O Du mein süßer Jesus, was sehe ich!“ setzte sie dann mit einem Schreckenslaute hinzu.

Das Seil, worauf die Wäsche hing, war unter dem Rasen des Sturmes entzwei gegangen, und die Betttücher und Hemden, die feinen Chemisetten und Hauben lagen in einem gelblichen Schmutze, der ihre Weiße sehr beeinträchtigte.

Die brave Haushälterin eilte zur Hülfe dieser geheiligten Gegenstände, deren Tabernakel der Weißzeugschrank ist, als ein furchtbarer Donnerschlag sie zurückschreckte und wieder in die Küche trieb.

Molch's mit Electricität beladenen Haare sträubten sich drohend empor, und er sah seine Herrin an, als ob er von ihr die Erklärung dieses Naturphänomens erwartete.

„Es ist der Welt Ende, Molch!“ rief Philippine Händeringend. „Ach, Du lieber Gott! ach, Du lieber Gott! Gleich werden die Posaunen des jüngsten Gerichtes erschallen.“

Die Ueberschwemmung in der Küche nahm zu. Es waren keine hindurchfließende Bäche mehr, sondern ein Fluß, und da die in den Keller führende Fallthür offen stand, so stürzte sich das Wasser mit wahrer Wollust hinein. Von Minute zu Minute bestürzter werdend, und sich nicht mehr hinreichend in Sicherheit auf seinem Schemel glaubend, sah sich Molch nach einem sichern Plage um. Nachdem er sich erhoben und um sich selbst gedreht hatte, sprang er mit einem mächtigen Sage auf den Schornsteinbusen, aber da seine Aufregung seine gewöhnliche Geschicklichkeit lähmte, so verfehlte er sein Ziel, fiel schwerfällig zurück und zog ein wächsernes Jesukindlein, das Frau Philippine, die eine geborene Bäterin und gute Katholikin war, zum Schuß der Küche auf dem Rande der Schornsteinverkleidung unter einer kleinen Glasglocke aufgestellt hatte, mit in seinen Fall.

Dadurch nahm die Gemüthsverwirrung der guten Philippine noch zu, und der Kater, erschreckt durch den Lärmen des zerbrechenden Glases und außer sich durch den Umstand, daß ihm das in der Küche stehende Wasser bis an den Bauch ging, sprang bald da, bald dorthin, wodurch eine Menge Gegenstände umgeworfen oder abgehängt wurden und in's Wasser fielen, oder darauf herum schwammen. Endlich sprang Molch auf den Küchenschrank, auf dem ein ganzer Vorrath von Confitüren in Gläsern, eingekochtem Obst, sauern Gurken und rothe Rüben Mirpickles und Senfstöpfen stand, und bald bekundete ein ärgerliches Geklirr, daß Molch unter ihnen hauste, wie der Hunnenkönig Attila unter den europäischen Völkern.

„Abscheuliches Thier! Miserabler Molch! Nichtswürdiges Vieh!“ rief Philippine voll Entsetzen. „Hat man je solch' eine Aufführung von einem alten Kater erlebt? O, der zehnte

September! der zehnte September! Doch Gott sei Dank, das Gewitter scheint sich jetzt zu verziehen.“

Das war eine allzuvoreilige Voraussetzung, denn eben schlug es ein in den Thurm der Stadtkirche. Glücklicherweise war es nur ein kalter Schlag, der nicht zündete.

„Heilige Gudula! wir sind alle todt!“ rief die entsetzte Frau und glitt von einer Art Ohnmacht befallen, langsam in das Wasser nieder. Die Feuchtigkeit brachte sie jedoch bald wieder zu sich und sie beeilte sich, sich aus diesem unzeitigen Sigbade zu erheben.

„Ich habe geglaubt, es schüge in meinen Suppentopf ein, Das hätte noch gefehlt. Molch, wo bist Du? Immer noch auf dem Schranke, mit den Pfoten in meinen Marmeladetöpfen. Schlingel, Du würdest mich nicht aus dem Wasser gehoben haben! — nein, vor dieser Gefahr war ich sicher. Meine armen Damastservietten! Ich wage es gar nicht, sie anzusehen. Da liegt die schöne weiße Wäsche im Schmutz begraben! Herr Jes', mein Salzvorrath, der in diesem steinernen Buttertopfe war, ist halb geschmolzen — Heiliger Chrysostomos, was kommt denn da aus dem Keller herauf! — Ratten —“

In der That hatten die unterirdischen Bewohner, in ihren Gewohnheiten gestört und im höchsten Grade geärgert, als sich ihre Schlupflöcher mit Wasser füllten, den Ausweg ergriffen, längs der Kellerwand hinaufzuklettern und einen Einfall in die Küche zu machen.

Bei ihrem Anblicke erwachte in Molch der ganze Eifer seiner Race, sein durch das Wasser erkälteter Muth belebte sich wieder, und er stürzte sich heldenmüthig von der Höhe seines Schrankes auf die Feinde.

Die gejagten Ratten vertheidigten sich tapfer, aber der Gott der Heerschaaren ist stets auf der Seite der großen Kater und Molch machte einen so guten Gebrauch von seinen Zähnen und Krallen, daß nach einigen Augenblicken das Schlachtfeld

gänzlich gesäubert war. Einige Nachzügler blieben allein übrig, um dem Sieger als Spielzeug zu dienen.

In dem Winkel, in den sie sich geflüchtet hatte, wohnte Philippine den Heldenthaten des Raters bei und ermunterte ihn sowohl durch Worte, als durch Geberden.

„Darauf los, Raterchen!“ — Als noch eine abgemurkst! — „Du bist ein Prachtvieh, Molch! Sei auf der Hut, ich sehe einen Schwanz unter dem Küchenschranke hervorgucken — er gehört der dicksten Ratte — laß' sie ja nicht entwischen. Bravo. Er hat sie in den Krallen! — Nun, Du sollst aber auch heute Abend ein Stück Speck kriegen, das sich gewaschen hat. Jetzt verzeihe ich Dir auch, daß Du mein Jesukindlein zerbrochen hast und meine Gläser mit Eingemachtem. Ein Rater, wie Du, darf sich auch einmal eine Ungebürlichkeit erlauben.“

Mit emporgesträubten Haaren, mit blutigem Mochen, den Körper mit Wunden bedeckt, kam Molch herbei, machte einen gewaltigen Buckel und rieb sich an seiner Herrin.

„Ach, mein Thierchen welch' ein Unglückstag ist doch der zehnte September! Glücklicherweise haben wir eine gute Hühnerbrühe, um uns zu erholen. Aber jetzt gilt es, die Wäsche aufzuraffen; es bricht mir das Herz, sie so schmutzig zu sehen.“

Um sich zu trösten, wollte die gute Frau ihre Zuflucht zu ihrer Schnupstabsdose nehmen, aber als sie in ihre Tasche griff, fühlte sie mit Entsetzen einen haarigen Körper unter ihrer Hand, sie zog ihn schnell heraus, indem sie einen durch den höchsten Schrecken erstickten Schrei ausstieß, und warf mitten in die Küche eine riesige Ratte, die sich in die Tasche geflüchtet hatte, in der Hoffnung, zu ihrem Besten eine zweite Vorstellung des Coriolans bei den Volkern zu geben.

In seinen theuersten Hoffnungen getäuscht, lief das erschrockene Nagethier, von dem blutdürstigen Molch verfolgt, durch die Küche, aus der sich das Wasser zum größten Theil in den

Keller ergossen hatte. In Gefahr ergriffen zu werden, wagte es einen verzweifeltten Sprung auf den Herd und begann den Schornstein hinaufzuklettern indem es seine spitzen Nägel tapfer, in den alten Ruß einschlug. Molch spaukte vor Zorn, weil er der verwegenen Ratte nicht nach konnte. Da gab der verrätherische Ruß plötzlich nach, das flüchtende Thier fiel mit seinem ganzen Gewichte auf den Suppentopf, zerbrach den Deckel, der bereits einen Sprung hatte, und versank in die kochende Hühnerbrühe. Der Schmerz verhundertfachte jedoch die Kräfte der unglücklichen Ratte, sie versuchte sich einen Aufschwung zu geben, wodurch der Topf umfiel und sein kostbarer Inhalt in die Asche floß.

Molch rächte den mißhandelten Topf mittelst seiner Krallen, und da das Bad in der Hühnerbrühe, der Ratte einen gar angenehmen, Appetitreizenden Dufte mitgetheilt hatte, so fraß der schamlose Sieger, ohne Rücksicht auf das Völkerrecht und die Kriegsgesetze, den Besiegten mit Haut und Haaren auf.

Philippinens Bestürzung vermag keine Feder zu schildern. Von diesem letzten Unglücke — der vergossenen Hühnerbrühe — völlig niedergedrückt, betrachtete sie mit nassen Augen die nassen Spuren Dessen, was zum Nachtessen ihrer Herrschaft bestimmt gewesen war, und was, ach! nun keinen Namen mehr in irgend einer Sprache hatte.

Molch dagegen, setzte sich nach eingenommener Mahlzeit auf seine Hinterbeine und begann sich die Lippen mit der behaglichen Ruhe eines guten Gewissens und eines gefüllten Magens zu lecken.

„Ach, Du Grundgütiger Gott, was wird nun die Madame zu Nacht essen, und Arthur und Adele? — ich kann ihnen doch keine gebratenen Ratten vorsehen. Ach, Molch! Molch! Was ist der zehnte September für ein Unglückstag.“

Indessen alle diese schweren Schicksale über die gute Philippine kamen, saß ihre Herrin heiter und vergnügt zu Tische

bei Göthe, wo außer ihr noch einige nähere Freunde eingeladen waren, und auch Zacharias Werner, der damals in der vollen Blüthe seines Dichterruhmes stand. Die Unterhaltung war, wie immer an Göthe's Tische, heiter und belebt, attisches Salz gab die Würze zu den feinen Scherzen und man ließ sich nicht einmal durch das schreckliche Unwetter stören, da Göthe gleich bei seinem Ausbruche die Läden hatte schließen und die Kerzen anzünden lassen, die auf sechsarmigen silbernen Leuchtern, die wohlbestellte Tafel hell erleuchteten. Dadurch verloren die Blitze ihre Wirkung, das Geheul des Windes und das Geprassel des Donners wurde übertäubt durch das fröhliche Gelächter der heitern Gäste, und so merkte man gar nicht das Aufhören des Gewitters und ließ die Lichter fortbrennen, als sich der Himmel längst wieder aufgeklärt hatte.

Am Abende sollte Werner's Wanda und sein vierundzwanzigster Februar aufgeführt werden, und so kam es, daß Jemand die Frage aufwarf, wo man sich nach dem Theater versammeln würde.

Der vorsichtige Göthe, der allzugroßen Andrang fürchtete, suchte die Last von sich abzuwälzen, und sie, wie er es in ähnlichen Fällen öfters zu thun pflegte, der Frau Schoppenhauer zuzuwenden, indem er sogleich rief: „Nun, ich dächte, wir kämen bei unserer guten Schoppenhauer zusammen. Ich wüßte keinen passenderen Ort anzugeben, um so mehr, da ihre Wohnung sehr geräumig und sie selbst Gastfrei und gefällig ist. Nicht wahr, Freundin, Sie nehmen uns auf und werden die Erste sein, dem Dichter zu seinem Erfolge zu gratuliren.“

„Das heißt, wenn die heutigen Stücke überhaupt einen Erfolg haben werden,“ fiel Werner mit jenem Verzagen ein, „das jeden Autor an dem Tage einer ersten Aufführung seiner Werke befällt.“

Frau Schoppenhauer, die dergleichen Schicksale gewöhnlich mit Muth über sich ergehen ließ, kam dies Mal doch ein

Wenig aus der Fassung, weil die Zeit kurz war, und sie gar Nichts vorbereitet hatte, und sie wurde um so bedenklicher, weil sie die Aufführung der Werner'schen Stücke doch um keinen Preis versäumen wollte, und folglich keine Zeit mehr hatte, sich noch um die Haushaltung zu bekümmern. Sie faßte sich jedoch schnell, und mit dem lebenswürdigsten Lächeln von der Welt sagte sie:

„Es wird mir eine große Freude gewähren, die werthe Gesellschaft nach dem Schlusse des Theaters bei mir zu empfangen; nur muß ich um Erlaubniß bitten, mich sogleich entfernen zu dürfen, um einige häusliche Anordnungen wegen des Empfangs meiner lieben Gäste zu treffen.“

Sie stand auf und ließ sich Hut und Shawl bringen. Während sie sich anzog, rief ihr Göthe zu: „Machen Sie ja keine Umstände, Liebste, wir sind mit Allem zufrieden. Pellkartoffeln und ein Stückchen Schinken oder Wurst genügt, wenn Sie nichts Anderes haben — dazu ein gutes Glas Wein und ein freundliches Gesicht, Das ist Alles, was wir brauchen.“

„Nun, es wird sich ja Etwas finden in der Speisekammer,“ rief Frau Schoppenhauer, und verließ in großer Eile das Haus.

Philippine hatte mit unermüdlicher Thätigkeit die durch das Gewitter verursachte Unordnung wieder beseitigt. Die Wäsche war wieder eingeweicht, die Küche aufgewaschen, die Gebeine der ermordeten Ratten und die Trümmer des Suppentopfs und der Einmachegläser in das Kehrriechtfaß geworfen, die Kellerthür war zugeworfen, und die Küche strahlte wieder von Reinlichkeit. Molch lag wie ein Gerechter auf seinem Schemel und schlief. Philippine legte eben die letzte Hand an ihr Werk, als ihre Gebieterin plötzlich ganz unerwartet, wie eine Geistererscheinung, vor ihr stand.

„Ach, Du meine Güte!“ rief sie voll Entsetzen, indem sie die Hände über ihrem vollen Busen kreuzte, „ist Ihnen an

dem heutigen Unglückstage auch ein Malheur passirt, Madame, weil Sie zu so ungewöhnlicher Stund nach Hause kommen, und ich Sie doch erst nach dem Theater erwartete. Bei uns hat sich Schreckliches ereignet."

„Es ist doch den Kindern Nichts zugestoßen?“ rief Frau Schoppenhauer und ward bleich.

„Nein, Gott bewahre, erschrecken Sie sich nur nicht gleich so, Madame, die Kinder sind frisch und munter. Der Arthur ist vor einer Stunde aus der Schule gekommen, und hat sein Butterbrod mit großem Appetite vorzehrt, und die liebe Adele sitzt Seelenvergnügt unter ihren Puppen. Aber hier unten hat das Gewitter eine Ravage angerichtet, wie seit Menschengedenken keine erlebt worden, und Das ist kein Wunder, denn der zehnte September ist allemal ein Unglückstag, Das fehlt sich gar nicht. Denken Sie sich nur, Madame . . .“

„Liebe Philippine, ich habe eben keine Zeit, Ihre Geschichte anzuhören, denn ich muß gleich fort in's Theater, das bald anfangen wird; ich eilte nur in größter Angst heim, um Ihr zu sagen, daß wir auf die Nacht ganze Schaaren von Gäste bekommen.“

„Gäste! Ach, Du lieber heiliger Onophrius, Das ist ja ein neues Unglück!“ rief die Haushälterin ganz trostlos. „Wir haben weder Fische noch Braten, was fang' ich an? Unser Haus wird seinen alten Ruhm verlieren, wenn wir nichts Tüchtiges aufstischen können. Ach, wer steht mir bei in diesen Nöthen?“

So jammerte die arme Haushälterin und sah ihre Herrin Rathlos an. Frau Schoppenhauer ward von Lachlust angewandelt, als sie die komische Verzweiflung der Ehrgeizigen Küchenbeherrscherin sah. „Sie hat ja noch drei Stunden vor sich, Philippine,“ sagte sie, „und eine geschickte Köchin, wie Sie, wird bis dahin schon Etwas fertig bringen.“

Frau Schoppenhauer wollte nach diesen Worten eilig die

Küche verlassen, aber die Haushälterin rief mit so flehender Stimme: „Bleiben Sie nur noch ein Amen lang da!“ daß die Dame des Hauses unwillkürlich stehen blieb, doch mit einiger Ungeduld fragte: „Nun, was gibt es denn noch?“

„Ich muß ja doch den Küchenzettel mit Ihnen berathen.“

„Dazu habe ich keine Zeit. Nichte Sie sich nach Gefallen ein, und helfe Sie sich, so gut Sie kann. Ich muß jetzt fort und habe keinen Augenblick mehr zu verlieren.“

Als sie Das gesagt hatte, verschwand Frau Schoppenhauer aus der Küche, aber sie sah noch, wie Philippine die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, und hörte sie mit verzweiflungsvoller Stimme rufen: „O, wäre nur erst dieser Unglückstag vorüber! Gebe Gott, daß ich Nichts versalze, daß mir keine Speise anbrennt oder der Rauch hinein schlägt.“

Bald aber faßte sie sich und begann ihren Küchenzettel zu entwerfen. „Unsere Bouillon,“ sprach sie zu sich selbst, „hat sich zwar in die Asche verlaufen, wie sich der Rhein in den holländischen Sand verläuft, aber glücklicherweise habe ich das Huhn gerettet, und werde, indem ich eine Sauce von Champignons daran mache, ein köstliches Fricasse anstischen können. Kein Mensch ahnt, daß es einen Augenblick mit einer lebendigen Ratte in einem Topfe zusammen gesteckt hat, und es wird darum den Gästen nicht minder gut schmecken. Dazu gebe ich dicken Reis, den ich in Ermangelung von Fleischbrühe in Ochsenmark dünsten und mit Parmesankäs würzen werde — ein Leibgericht des Herrn Geheimraths von Göthe. Kleine Pastetchen zu dem Hühnerragout wird mir der Pastetenbäcker liefern.“

Den Finger bedächtig an die Nase gelegt, sann sie eine Weile nach, und sprach dann weiter: „Als Gegengericht könnte ich eingemachte grüne Erbsen und Lammcotelettes, oder ein Ragout von Hammelnieren mit Madeirasauce geben. Ja, Das geht. — Dann müssen wir zwei süße Buddings haben, einen Chocobudding und einen Mandelaufguss mit Weinsauce. — Es ist

schrecklich, daß heute keine Fische aufzutreiben sind — doch das Unmögliche ist nicht zu leisten. — Einige gerupfte und schon dressirte Feldhühner muß mir das Hausmädchen bei dem Hofkapaunenstopfer holen. Dazu werde ich, außer Aprikosencompot, einen Endiviensalat geben, mit zerschnittenen harten Eiern und Kapuzinerkressen belegt, der so vorzüglich sein soll, daß man ihn dem lieben Herrgotte auf seine himmlische Hostafel stellen könnte — und als Hauptstück haben wir in der Speisekammer den wilden Schweinskopf mit Geleé; und somit können wir uns so ziemlich mit Ehren aus der Patsche ziehen. — „Allmächtiger Gott!“ setzte sie gleich darauf so laut aufschreiend hinzu, daß Molch erschrocken aus dem Schlafe empor fuhr und sich mit vor Entsetzen emporgesträubten Haaren in das unter dem Herde befindliche Aschenloch flüchtete. „Allmächtiger Gott! der Schweinskopf ist ja auf der einen Seite schon angeschnitten, den kann ich nimmermehr auf den Tisch geben. Was nun anfangen?“

Wir glauben, daß Frau Philippine einige Versuchung fühlte, sich die Haare auszureißen, bald aber fand die Erfindungsreiche einen Ausweg, und mit triumphirendem Lächeln sprach sie weiter: „Unser Arthur versteht sich so gut auf's Kränzebinden; er soll mir von dem großen Lorbeerbaume im Garten gleich die schönsten Zweige abschneiden, und einen breiten Kranz daraus binden, Den setze ich dem Schweinskopfe auf, und verberge den Anschnitt darunter. So können wir mit Ehren bestehen.“

Sie eilte hinauf zu dem kleinen Sohne ihrer Herrin, dem sie ihr Anliegen vortrug, und der bereitwillig darauf einging. Dann stieg sie wieder hinab in die Küche, zündete Feuer auf dem Herde an, und begab sich mit Eifer an ihr culinairisches Werk.

Indessen ging Werner's Wanda über die Bühne, und Göthe war nicht ohne Befürchtung, da der Verfasser sich bisher

in großen und kleinen Tragödien versucht hatte, ohne daß man sie für's Theater hätte brauchbar finden können. Einzelne Scenen der Wanda wurden dem anwesenden Verfasser zu Ehren lebhaft applaudirt, doch war es eben nur ein succès d'estime, der mehr dem Dichter, als dem Stücke galt; Werner jedoch, der natürlich mit dem Character und dem Geschmacke des Weimarer Publicums nicht vertraut war, nahm den sehr zweifelhaften Erfolg für einen wirklichen, und blies sich auf wie ein Buterhahn.

Jetzt rollte der Vorhang abermals in die Höhe, und es begann die Aufführung seines Vierundzwanzigsten Februars, in dem sich sein bedeutendes Talent von der vortheilhaftesten Seite offenbarte. Das Stück war ein Triumph der vollkommensten Darstellung. Das Schreckliche des Stoffes verschwand vor der Reinheit und Schönheit der Aufführung — dem aufmerksamsten Kenner blieb Nichts zu wünschen übrig. Ganz Siegestrunken verließ Werner das Theatergebäude, und der Applaus tönte ihm noch immer in die großen, weit vom Kopfe abstehenden, und Nichts weniger als sauber gewaschenen Ohren.

Sobald das Theater aus war, begab sich Frau Schopenhauer in aller Eile nach Hause, um ihre Gäste zu empfangen, die denn auch bald nach ihr eintrafen. Die Damen nahmen Platz an der improvisirten Tafel, die Herren standen mit ihren Tellern umher, nur für Göthe und Werner waren in der Mitte zwei Ehrenstühle bestimmt, und so kamen sie unglücklicherweise gerade an die Stelle zu sitzen, wo der gekrönte Schweinskopf stand, der gar zierlich eine Citrone im Rüssel trug.

Anfänglich ging Alles gut, einige Gerichte waren bereits verzehrt und sehr schmackhaft befunden worden — da erblickte Göthe plötzlich den Kranz, erhob mächtig seine Stimme und rief: „Zwei gekrönte Häupter an einem Tische, nein, Das geht nicht. Komm her, Du grüner Kranz, und wandre von dem Einen zu dem Andern — Schweinskopf,“ setzte er in Gedanken hinzu.

Bei diesen Worten ergriff er den Kranz, und setzte ihn dem, wie aller Welt bekannt war, eben so cynischen, als körperlich unsaubern Werner auf, dessen abstoßende Züge sich unter der Beschattung noch häßlicher ausnahmen, als sie von Natur schon waren.

Während er lächelnd und geschmeichelt dankte, brach die ganze Gesellschaft, die in Göthe's Worten liegende Ironie gar wohl verstehend, in ein stürmisches Beifallsgeschrei aus, und Frau Schoppenhauer sagte: „Ja, es ist billig, daß den Ruhmgekrönten auch der Lorbeerkranz ziere.“

Ihre Worte waren noch nicht verhallt, als man einen gellenden Angstschrei und gleichzeitig das Klirren von zerbrochenem Porzellan vernahm.

Philippine war eben, einige Compots auf einem Präsentirteller tragend, eingetreten, hatte gesehen, daß die Aufschnittswunde des Schweinkopfes vor allen Blicken offen dalag, und sich in ihrem culinaren Ehrgeize auf das Tiefste gekränkt fühlend, brach sie in die Worte aus: „Ach, du meine Güte, Madame, jetzt ist unsere Schande offenbart worden. Man sagt nicht umsonst, daß der zehnte September ein Unglückstag ist.“

Und von einer Art Ohnmacht angewandelt, würde sie unfehlbar ihren auf dem Boden liegenden Compots Gesellschaft geleistet haben, wenn sie sich nicht glücklicherweise an der Lehne des Stuhles festgehalten hätte, worauf Frau Schoppenhauer saß.

Diese wandte sich um und rief zürnend: „Sie ist unerträglich mit ihrem unzeitigen Ehrgeize, Philippine, und noch unerträglicher mit ihrem dummen Aberglauben. Beseitige Sie, was auf dem Boden liegt, und besorge Sie anderes Compot herein.“

Alle Blicke waren auf die Haushälterin gerichtet, die beschämt davon schlich, um das Hausmädchen mit Schippe und Besen zu schicken.

„Was will die Person sagen mit der Schande, die offenbar geworden sein soll?“ erkundigte sich Göthe.

„Nun, sie meint,“ erwiderte Frau Schoppenhauer lachend, „daß es sich mit der Ehre eines Hauses, worin sie die Küche besorgt, nicht vertrüge, wenn den Gästen ein bereits angebrochenes Gericht vorgesetzt wird. Sie glaubte den Anschnitt unbemerkt unter dem Kranze verbergen zu können. Allein ich denke, meine lieben Gäste werden dieses Vergehen gegen die gastronomische Etikette gütigst mit der Kürze der Zeit entschuldigen, die mir nicht gestattete, Sie auf eine würdigere Weise zu bewirthen.“

„Gewiß, gewiß,“ rief Göthe, „der Schweinskopf wird uns nicht minder gut schmecken, wenn er auch angeschnitten ist. Aber warum nannte sie den zehnten September einen Unglückstag?“

„Sie ist sehr abergläubig. Es sind ihr heute allerlei kleine Widerwärtigkeiten begegnet, doch weiß ich nicht, in was sie bestehen, und so schiebt sie Diese dem Einflusse irgend einer bösen Macht zu.“

Arthur, der zwölfjährige Sohn der Hausfrau, der sich auf ein Stündchen in der Gesellschaft herumtreiben durfte, und dem, während er den Lorbeerkranz in der Küche gebunden, Philippine alle die verschiedenen Unglücksfälle erzählt hatte, die ihr während des Tages begegnet waren, ergriff nun das Wort, und erzählte mit kindlicher Naivetät, die jedoch einen Anflug von Humor hatte, die Odyssee der Wirthschafterin, wodurch er eine große Heiterkeit unter den Gästen hervorrief, die erst spät in der Nacht aus dem geselligen Hause ihrer freundlichen Wirthin schieden.

1810.

Plaudereien im Garten.

Göthe suchte sich sein häusliches Leben angenehm zu machen, besonders liebte er musikalische Unterhaltungen. Jeden Donnerstag Abend war Probe bei ihm, nach welcher man zum fröhlichen Mahle beisammen blieb. Sonntags Morgens fand die von einem guten Frühstücke begleitete Aufführung vor einer großen und guten Gesellschaft statt. In diesen Concerten wurden die vielversprechende Sängerin, Demoiselle Häbler, der höchst angenehme Tenor Moltke und Fräulein Aus-dem-Winkel, eine junge Dame, die im Besitze mancher Talente war, bewundert.

An einem schönen Juninachmittage saß Göthe bei dem herrlichsten Wetter, in einer weißen Sommerweste auf einem Rasenplätzchen unter den schattigen Bäumen seines am Stern gelegenen Gartens. Der Landschaftsmaler Nag, den er sehr schätzte, und mit dem er eine lange belebende Unterhaltung gehabt hatte, war eben von ihm gegangen. Er saß vor einem Gartentische, auf welchem auf einem Präsentirteller von chinesischem Lacke eine Flasche Burgunder nebst einigen Gläsern stand; daneben befand sich ein langgehalstes Zuckerglas, worin sich eine kleine lebendige Schlange munter bewegte, die er von Zeit zu Zeit mittelst eines Federkiels fütterte und täglich

Betrachtungen über sie aufstellte. Neben dem Glase mit der Schlange lagen einige eingesponnene Cocons, deren Durchgang Göthe nächstens erwartete.

Nach einer Weile trat Falk in den Garten.

„Ah, sieh da, Falk!“ rief ihm Göthe entgegen und schüttelte die ihm dargebotene Hand des Satyrikers. „Sind lange nicht dagewesen. Wie geht's? wie geht's?“

„Nun, eben wie es gehen kann. Und bei Ihnen, Herr Geheimerath?“

„Bei mir,“ rief Göthe laut auflachend — „nun, da sitzt das Ungeheuer mit langen Armen und bohrt mir Esel, weil ich noch so ein alter Narr bin und mich über die Welt ärgere, als ob ich nicht wüßte, wie es mit ihr bestellt ist, und daß Alles auf ihr mit Dreck versiegelt ist.“

„Der Herr Geheimerath scheinen etwas unwillig zu sein und die Welt eben durch die schwarze Brille anzusehen.“

„Habe sie eben noch ganz rosenroth angesehen, denn der Raß war da und hatte mich in den besten Humor hinein geplaudert, aber da kam hinter ihm her der Theaterdiener Bollak gehinkt und meldete mir, daß der Schauspieler, der morgen die Rolle des Herzogs Johann von Finnland in dem gleichnamigen Stücke spielen sollte, Unpäßlichkeitshalber nicht auftreten könne. Heute haben wir Freitag, Falk, und morgen soll gespielt werden — jetzt ist denn freilich das ganze morgende Stück zerrissen — da stieg mir die Galle — ich schickte den fortgehenden Theaterdiener noch ein paar Duzend Donnerwetter nach.“

Er griff nach seinem halbgeleerten Glase und schluckte den Rest auf einen Zug hinunter. Dann schenkte er es wieder voll, füllte noch ein zweites und sagte: „Versucht einmal meinen Burgunder, ich habe ihn aus der besten Quelle bezogen.“

Dann wieder zu den Theaterangelegenheiten zurückkehrend,

setzte er hinzu: „Es ist besonders die späte Meldung, die mich verdriest, denn mir kommt nun die Sache mit derselben Hast über den Hals, wie sie sich der Schauspieler von dem seinen herunter schaffte.“

„Nun,“ sagte Falk scoptisch, „warum machen Sie es ihm nicht, wie Sie es dem Blose und dem Theaterschneider gemacht haben. Der arme Geißbock brummt ja noch immer auf der Wache.“

Göthe, der als Theaterdirector eine monarchische Energie entwickelte, wodurch der zartfühlende Dichter gänzlich von dem allgewaltigen Minister verdrängt wurde, sah den Satyriker prüfend von der Seite an und sagte dann mit einem halben Lächeln: „Den Schwerenöther kann ich nicht packen, weil er ein ärztliches Zeugniß beigebracht hat. Ich sage Euch, Falk, die Schauspieler sind ein eigenes aufrührerisches Volk, das nur durch eiserne Strenge in den Schranken der Ordnung gehalten werden kann. Aber ich werde mich künftig, wenn wieder ein Fehler passirt, nicht mehr ärgern, sondern wie die beiden Male geschehen, den Einen oder den Andern auf die Wache schicken und sehen, wie die Cur anschlägt. Blosens Arrest ist durch einen Zufall verlängert worden. Den Arrest des Schneiders kann ich nicht verkürzen. Wer seine Schuldigkeit nicht thut, ist unnütz, er mag übrigens so brauchbar sein, als er will. Wenn mir ein Mensch in dieser Art, in einem solchen Falle den Abschied fordert, so lasse ich ihm noch eine Tracht Schläge dazu geben, damit er merkt, daß er noch in Diensten ist. *) Probatum est! — Aber so trinkt doch, Falk, und setzt Euch hier neben mich auf den Gartensitz, und bleibt nicht stehen wie ein Grenzpfahl.“

Falk nahm an Göthe's Seite Platz, prüfte den Wein auf der Zunge und sagte: „Das ist ein Göttertrank, der selbst einen Todten wieder beleben könnte.“

*) Dietmar's Theaterbriefe von Göthe.

„Welt? ich verstehe mich darauf, einen guten Tropfen ausfindig zu machen.“ Dann schenkte er sich noch immer etwas grimmig das abermals geleerte Glas wieder voll, nachdem er aus einem hinter ihm stehenden Flaschenkorbe eine frische Flasche gelangt hatte, und begann wieder: „Solche Awanien muß ich mir nun von Leuten gefallen lassen, die, wenn sie zu dem einen Thore von Weimar herein kommen, sich schon wieder nach dem andern umsehen, zu dem sie wieder hinaus wollen. Dafür bin ich nun fünfzig Jahre ein beliebter Schriftsteller der Nation gewesen, die Ihr die Deutsche zu nennen beliebt, habe dreißig Jahre als Geheimerath zu Weimar Siz und Stimme gehabt, um mir am Ende solche Gesellen über den Kopf wachsen zu lassen. Zum Teufel auch! Daß ich noch in meinem Alter eine solche Tragicomödie spielen und darin die Hauptperson abgeben sollte, hätte ich mir Zeitlebens nicht träumen lassen. Ihr werdet mir freilich sagen, daß es mit dem ganzen Theaterwesen im Grunde Nichts als Dreck ist — denn Ihr habt tief genug hinter den Vorhang geblickt — und daß ich daher wohlthun würde, den ganzen Bettel sobald wie möglich fahren zu lassen; aber ich werde Euch zur Antwort geben, die Schanze, die ein tüchtiger General vertheidigt, ist auch von Dreck, aber er darf sie doch nicht schimpflich im Stiche lassen, wenn er nicht seine eigene Ehre in den Dreck treten will. Deshalb aber wollen wir ihm keine besondere Prädilection für den Dreck beilegen, und so hoffe ich denn, werdet Ihr mich auch freisprechen, wenn ich es dem guten Fortbestande des Ganzen für angemessen erachte, noch länger bei der Comödiantenmisere auszuhalten.“

„Die gerechte Nachwelt“ nahm Falk mit vieler Emphase das Wort. —

Aber Göthe, ohne abzuwarten, was Falk von der gerechten Nachwelt sagen wollte, entgegnete ihm mit ungemeiner Hastigkeit:

„Ich will Nichts davon hören, weder von dem Publicum, noch von der Nachwelt, noch von der Gerechtigkeit, wie sie es nennen, die sie einst meinem Bestreben widerfahren lassen werden. Ich verwünsche den Tasso bloß deshalb, weil man sagt, daß er auf die Nachwelt kommen werde; ich verwünsche die Sphygenie, mit einem Worte, ich verwünsche Alles, was diesem Publicum irgend an mir gefällt. Ich weiß ja aus langer Erfahrung, daß es dem Tage, und daß der Tag ihm angehört; aber — ich für meine Person, ich will nun einmal nicht für den Tag leben und ein ephemeres Dasein haben, wie eine Eintagsfliege. Eben deshalb soll mir dieser Kogebue vom Leibe bleiben, weil ich fest entschlossen bin, auch nicht eine Stunde mit Menschen zu verlieren, von denen ich weiß, daß sie nicht zu mir, und daß ich nicht zu ihnen gehöre. Ja, wenn ich es nur dahin bringen könnte, daß ich ein Werk verfaßte — aber ich bin zu alt dazu — daß die Deutschen mich so ein fünfzig oder hundert Jahre hintereinander recht gründlich verwünschten und aller Orten und Enden mir Nichts als Uebles nachsagten, das sollte mich außer Maßen ergötzen.“

„Ein sonderbarer Wunsch Das,“ rief Falk und lachte laut auf.

„Es müßte ein prächtiges Product sein,“ begann Göthe wieder, „was solche Effecte bei einem von Natur völlig gleichgültigen Publicum, wie das unsere, hervorbrächte. Es ist doch wenigstens Character im Haß, und wenn wir nur erst wieder anfangen, in irgend Etwas, sei es, was es wolle, einen gründlichen Character zu bezeigen, so wären wir auch wieder halb auf dem Wege, ein Volk zu werden. Im Grunde verstehen die Meisten unter uns weder zu hassen noch zu lieben. Sie mögen mich nicht.“

„O Herr Geheimerath, sagen Sie Das nicht,“ rief Falk.

„Ja, ja, sie mögen mich nicht,“ rief Göthe mit gewaltiger Stimme. „Ich mag sie auch nicht! Ich habe es ihnen

nie recht zu Dank gemacht. Ich bin damit zufrieden, daß man bei meinen Lebzeiten alles erdenkliche Böse von mir sagt; nach meinem Tode sollen sie mich schon in Ruhe lassen, weil der Stoff schon früher erschöpft ist, so daß ihnen Wenig oder Nichts übrig bleiben wird."

Falk suchte ihm diese Ansicht auszureden, dann trat eine Pause ein. Nach einer Weile sagte Göthe:

„Wenn ich zurückblicke, so muß ich freilich sagen, daß ich ein Musterstückchen des buntesten Treibens so recht herzlich mitgenossen habe. Verdruß, Hoffnung, Liebe, Arbeit, Noth, Abenteuer, Langeweile, Haß, Albernheiten, Thorheit, Freude, Erwartetes und Unversehenes, Flaches und Tiefes, wie die Würfel fielen, mit Festen, Tänzen, Schellen, Seide und Glitter ausstaffirt. Es war eine treffliche Wirthschaft. Und bei Allen dem war ich in mir und in meinen Entzwecken ganz glücklich, ich hatte keine Wünsche, als die ich wirklich mit schönen Wanderschritten mir entgegenkommen sah. Man ehrte mich hoch, ja, zu hoch; ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt und Eins hat sich an dem Andern erhoben. Den Bordersten sind wir auf die Schultern gestiegen, sahen hierdurch etwas weiter als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung. Das aber können sie mir nicht verzeihen.“

Er griff jetzt zu dem Federkiele, zog das die Schlange enthaltende Zuckerglas näher zu sich, und begann sie mit weichem Käse zu füttern.

„Ei, was haben Sie denn da für eine Species aus dem Reiche der Natur?“ fragte Falk und beäugelte neugierig das Amphibium.

„Sehen Sie das Thier an,“ sagte Göthe; „es verräth eine besondere Intelligenz, denn es kennt mich bereits und kommt mit dem Kopfe näher zu dem Rande des Glases, sobald es meiner ansichtig wird. Betrachten Sie nur die herrlichen verständigen Augen.“

„Ja, in der That, sie sind wunderbar flug und scheinen wahrhaft Feuer zu sprühen,“ erwiderte Falk.

„Mit diesem Kopfe ist freilich Manches unterwegs,“ ergriff Göthe wieder das Wort; „aber weil es das unbeholfene Ringeln des Körpers nun einmal nicht zuläßt, so ist Wenig genug angekommen. Hände und Füße ist die Natur diesem länglich ineinander geschobenen Organismus schuldig geblieben, wiewohl dieser Kopf und diese Augen Beides wohl verdient hätten — wie sie denn überhaupt Manches schuldig bleibt, was sie für den Augenblick fallen läßt, aber späterhin unter günstigen Umständen doch wieder aufnimmt.“

„Sie haben hier ja auch eingespinnene Raupen,“ bemerkte Falk, auf die Cocons deutend.

„Ja,“ erwiderte Göthe, indem er einen der Cocons in Falk's Hand legte, „ja, sie können jeden Augenblick zum Ausbruch kommen.“

„In der That,“ rief Falk, „es zeigt sich eine der Hand fühlbare Regsamkeit darin.“

Göthe nahm die Cocons vom Tische und betrachtete sie noch einmal scharf und aufmerksam, und sagte dann zu seinem Sohne, der von Heidelberg gekommen und jetzt in seiner buntscheckigen Studententracht, seiner Mutter vorauseilend, in den Garten getreten war: „Trage sie hinein in's Haus, August, heute kommen sie schwerlich! Die Tageszeit ist schon zu weit vorgerückt, es ist bereits sechs Uhr.“

Jetzt kam Frau von Göthe. Ihr Gemahl nahm seinem Sohne die eingespinnenen Raupen wieder aus der Hand und legte sie an ihren früheren Platz auf dem Tische zurück, seine daherschreitende Frau mit einem freundlichen Blicke begrüßend.

„Wie herrlich der Feigenbaum in Laub und Früchten steht,“ rief Frau von Göthe schon von Weitem, indem sie durch den Mittelgang des Gartens auf die Dastigenden zuschritt.

Nachdem sie Falk begrüßt und einige höfliche Worte mit

ihm ausgetauscht hatte, reichte sie ihrem Gatten die Hand und fragte freundlich:

„Wie behagt es meinem lieben Freunde im Freien bei dieser herrlichen Witterung?“

„Gut, gut, Christiane!“ erwiderte Göthe mit einem herzlichen Händedrucke. „Es ist hübsch von Dir, daß Du ein Wenig herausgekommen bist.“

„Es ist heiß, drückend heiß,“ sagte sie, schenkte sich ein Glas voll Wein ein und stürzte es in einem Zuge hinunter. Dann wandte sie sich wieder an Falk mit der Frage: „Haben Sie dort den schönen Feigenbaum schon in der Nähe gesehen und bewundert? — Wir wollen ja nicht vergessen.“ richtete sie in demselben Augenblicke das Wort an ihren Gemahl, „ihn diesen Winter einlegen zu lassen.“

„Lassen Sie sich ja, und Das auf der Stelle, den Feigenbaum zeigen, sonst haben wir den ganzen Abend keine Ruhe,“ sagte Göthe lachend zu Falk. „Er ist aber auch wirklich sehenswerth und verdient, daß man ihn prächtig hält und mit aller Vorsicht behandelt.“

„Wie heißt doch die ausländische Pflanze, die uns neulich ein Mann aus Jena herüber brachte?“ fragte Frau von Göthe.

„Meinst Du etwa die große Nießwurz?“

„Recht! — sie kommt ebenfalls vortrefflich fort.“

„Das freut mich. Am Ende können wir hier noch ein zweites Anticyra anlegen.“

„Da, sehe ich, liegen ja auch noch die Cocons. Hat der Geheimerath noch immer Nichts bemerkt?“

„Ich habe sie für Dich zurückgelegt,“ versetzte Göthe, indem er sie auf's Neue in die Hand nahm und an sein Ohr hielt. „Ich bitte Euch, wie Das klopft, wie Das hüpfet und in das Leben hinaus will. Wundervoll möchte ich sie nennen, diese Uebergänge der Natur, wenn nicht das Wunderbare in

der Natur eben das Allergewöhnlichste wäre. Uebrigens wollen wir auch unserm Freunde hier das Schauspiel nicht vorenthalten. Morgen oder übermorgen kann es sein, daß der Vogel da ist, und zwar ein so schöner und anmuthiger, wie Ihr wohl selten einen gesehen habt. Ich kenne die Raupe und bescheide Euch morgen Nachmittag um dieselbe Stunde hierher in den Garten, wenn Ihr Etwas sehen wollt, was noch merkwürdiger ist, als das Allmerkwürdigste, was Kogebue in dem merkwürdigsten Jahre seines Lebens auf seiner weiten Reise bis Tobolsk irgend gesehen hat. Indessen laßt uns die Schachtel hier, worin sich unsere schöne noch unbekannte Sylphide befindet und sich auf's Prächtigeste zu morgen anlegt, in irgend ein sonniges Fenster des Gartenhauses stellen."

Bei diesen Worten erhob er sich, und nachdem er die Cocons in eine Schachtel gelegt, stellte er sie an einen geeigneten Platz, auf den Fensterstimm des nahen Gartenhauses. — „So,“ fuhr er fort, „so, hier stehst Du, gutes, artiges Kind! Niemand wird Dich in diesem Winkel hindern, Deine Toilette fertig zu machen.“

Frau von Göthe, die inzwischen ihren stets wieder erwachenden Durst mit mehren Gläsern Wein zu löschen gesucht hatte, hob jetzt, mit einem Seitenblicke auf die Schlange, wieder an: — „Aber wie möchte ich nur ein so garstiges Ding um mich leiden, wie dieses, oder es gar mit eigenen Händen groß füttern? Es ist ein so unangenehmes Thier. Mir graut jedesmal, so oft ich es ansehe.“

„Schweige Du,“ gab ihr Göthe zur Antwort, wiewohl er, der von Natur ruhig war, Christianens muntere Lebendigkeit nicht ungeru in seiner Umgebung hatte. Das Gespräch nun zu Fall hinüberleitend, fuhr er fort: „Ja, wenn die Schlange ihr nur den Gefallen erzeigte, sich einzuspinnen und ein schöner Sommervogel zu werden, da würde von dem gräuelichen Wesen gleich nicht weiter die Rede sein. Aber

liebes Kind," wandte er sich nun wieder zu seiner Frau, „wir können nicht Alle Sommervögel, und nicht Alle mit Blüthen und Früchten geschmückte Feigenbäume sein. — Arme Schlange," sprach er nun das Thier in dem Glase an, „arme Schlange, sie vernachlässigen Dich! Sie sollten sich Deiner besser annehmen! — Wie sie mich ansieht! Wie sie den Kopf emporstreckt! Ist es nicht, als ob sie merkte, daß ich Gutes von ihr mit Euch spreche? Armes Ding; wie Das drinnen steckt und nicht heraus kann, so gern es auch wollte! Ich meine zwiefach — ein Mal im Zuckerglas, und dann in dem Hautfutteral, das ihr die Natur gegeben hat."

„Der Geheimerath hat sonderbare Liebhabereien," sprach Christiane zu Falk; „ich möchte solch' schädliches Gethier nicht um mich haben."

„Ich habe sonderbare Liebhabereien, und Du hast sonderbaren Aberglauben," sagte Göthe und drohte ihr lächelnd mit dem Finger.

Christiane lachte und begab sich an ein Blumenbeet, wo ihr Sohn mit dem Abraupen eines Rosenstocks beschäftigt war. Göthe sagte zu Falk: „Stellen Sie sich vor, daß meine Frau so abergläubig ist, daß sie stets ein vierblättriges Kleeblatt in ihrer Börse nachträgt, weil sie meint, daß es Glückbringend sei und Einem in seinem Besitze das Geld nie ausgehe, — und sie glaubt daran, wie die Kaiserin Josephine an das Kartenorakel der Demoiselle Lenormand; Das wäre ein gutes Thema für Sie zu einer Satyre."

Als er Das gesagt hatte, fing er an seinen Reißstift und das vor ihm liegende Zeichenpapier, worauf er bisher einzelne Striche zu einer phantastischen Landschaft zusammengezogen hatte, ohne sich dadurch beim Sprechen im Geringsten irre machen zu lassen, bei Seite zu schieben.

„Die Temperatur hat sich plötzlich geändert," sagte er, „es ist kühl geworden, und der Abend kommt heran. Es muß

irgendwo ein Gewitter gewesen sein, wir wollen hinauf in das Zimmer gehen."

Der Kuf, der wieder herbeigekommenen Hausfrau zog schnell den Bedienten herbei, der auf ihr Gebot Wasser, Seife und ein Handtuch brachte.

Während sich Göthe die Hände wusch, wollte sich Falk empfehlen.

"Nein, Falk, Sie dürfen nicht fort," entschied Göthe. "Sie müssen nachher mit in die Stadt gehen und den Abend bei uns zubringen."

Falk schlug sich vor die Stirn.

"Bin ich nicht der vergeßlichste Mensch von der Welt," rief er. "Da kam ich eigens her, um dem Herrn Geheimrath eine Medaille zu bringen und ihn zu bitten, sie als ein Zeichen meiner Verehrung anzunehmen — doch über unserer Unterhaltung vergaß ich ganz und gar den eigentlichen Zweck meines Besuchs."

"Eine Medaille," rief Göthe mit erregter Neugierde. "Kommen Sie, Falk, da müssen wir um so schneller hinaufgehen, um sie zu besehen."

Er hing sich in Falk's Arm und ging rasch mit ihm in das Haus und die Treppe hinauf. Sobald Lichter angezündet waren, untersuchte er die Medaille auf das Sorgfältigste. Sie stellte den Vulkan, die Venus und den Amor vor.

"Ein Sahurei, eine Hetäre und ein Wechselbalg machen immer eine heilige Familie aus," rief er lachend. "Nun, ich danke Ihnen, Falk, für die Bereicherung meiner Sammlung. An dem Schutte hat sich ein guter Meister befundet, die Figuren treten schön und scharf heraus. Doch kommen Sie einmal her, ich muß Ihnen Etwas zeigen."

Er führte ihn an einen Tisch und gab ihm ein großes Stück Granit in die Hand, das sich durch höchst seltsame Uebergänge auszeichnete. Falk betrachtete es neugierig von allen Seiten.

„Da nehmen Sie den alten Stein zum Andenken von mir,“ sagte Göthe. „Wenn ich je ein älteres Gesetz in der Natur auffinde, als Das ist, welches sich in diesem Producte darlegt, so will ich Ihnen auch ein Exemplar davon verehren und dieses hier zurücknehmen. Bis jetzt kenne ich keins, bezweifle auch sehr, daß mir je etwas Aehnliches, geschweige etwas Besseres von dieser Art zu Gesicht kommen wird.“

„Diese Stufe scheint wirklich höchst merkwürdig zu sein,“ bemerkte Falk, der sie in der Hand herumdrehend, von allen Seiten betrachtete.

„Gewiß, Das ist sie. Betrachten Sie mir ja fleißig diese Uebergänge, worauf am Ende Alles in der Natur ankommt. Etwas, wie Sie sehen, ist da, was einander aufsucht, durchdringt, und wenn es Eins ist, wieder einem Dritten die Entstehung giebt. Glauben Sie mir, hier ist ein Stück von der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts, aber den Zusammenhang müssen Sie selbst entdecken.“

Jetzt brachte der Bediente eine kleine Brochüre, die der Buchhändler geschickt hatte, und meldete zugleich, daß die Frau Geheimrathin die beiden Herren unten erwarte, um nach Hause zu gehen.

Göthe warf einen Blick auf die Brochüre, welche gegen die Beschränkung der Preßfreiheit gerichtet war.

„Aha, die Widerbeller regen sich,“ sagte er, „sie wollen keine Beschränkung. Aber, sagen Sie mir, Falk, was haben denn die Deutschen an ihrer charmanten Preßfreiheit gehabt, als daß Einer über den Andern so viel Schlechtes und Niederträchtiges sagen konnte, als ihm beliebte. Nein, darin stimme ich dem Kaiser Napoleon vollständig bei und gebe ihm Recht, daß er der Presse einen tüchtigen Maulkorb angelegt, und unsere Fürsten haben wohlgethan, daß sie theilweise seinem Beispiele folgten.“

„Es läßt sich Viel dafür, aber auch Viel dagegen sagen,“ meinte Falk.

„Nein, nein,“ rief Göthe, „glauben Sie mir, unbedingte Preßfreiheit ist schädlich; sie verlegt die Fürsten, sie hindert die Regierungsmaßregeln, sie begeistert Alles, ohne es oft zu verstehen, ja sie greift sogar in das Familienleben ein und ruft Zwistigkeiten da herauf, wo sonst Friede und Eintracht herrschte.“

„Aber,“ warf ihm Falk ein, „sie beschränkt auch die Gewaltmaßregeln, sie zeigt den Fürsten ihre Handlungen in dem wahren Lichte, und führt für das öffentliche Leben so viel Gutes in ihrem Gefolge, daß das Schlimme jedenfalls davon überwogen wird.“

Göthe hatte indessen sein weißes Camisol mit einem Ueberrocke vertauscht und seinen Hut aufgesetzt.

„Kommen Sie, Falk!“ rief er; „wenn die Frau allzulange warten muß, so wird sie unwillig. Wir wollen ihr die gute Laune nicht verderben.“

Mit diesen Worten ergriff Göthe den Arm des Satyrikers und ging mit ihm die Treppe hinunter zu der harrenden Christiane.

1810.

Der Christabend einer armen Familie.

Wie üblich, verbrachte August die Weihnachtsferien im älterlichen Hause. Er war schon einige Tage vor dem Christabende von Heidelberg angelangt und beschäftigte sich jetzt mit dem Flechten eines wunderhübschen Arbeitskörbchens, das er aus ganz fein gespaltenen indianischem Rohre verfertigte, welches er in die künstlichsten Verschlingungen zu bringen und die geschmackvollsten Dessen daraus zu bilden wußte. — Mit der größten Geduld hatte er Monate darauf verwendet, um diese Kunst von einem Universitätsfreunde zu erlernen, der sehr geschickt in dergleichen Arbeiten war.

Am Morgen des Christtags war der Korb vollendet bis auf die Henkel und eine Kleinigkeit am Deckel. Nachmittags duldete es den jungen Mann nicht mehr in seiner einsamen Stube, es zog ihn gewaltsam zu lieben Menschen, und so packte er denn bald nach dem Mittagstische den Korb sammt dem noch übrigen Rohre auf und ging hinüber zu dem Nachbar Leineweber, mit dem er noch immer die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt.

In dem Hause des guten Meisters hatte sich Manches verändert: der frühere bürgerliche Wohlstand war bis auf die

letzte Spur verschwunden; in den Räumen, wo sonst die gemüthliche Heiterkeit gewaltet hatte, die gewöhnlich ein Ergebnis des häuslichen Glückes ist, war dieser holde Genius von dem blassen Kummer, von der bleischweren Sorge verdrängt worden, die sich nun breit machten und geberdeten, als ob sie nie mehr aus ihrem Eigenthume vertrieben werden könnten. Meister Arnold hatte sich nämlich vor zwei Jahren für einen Freund verbürgt, den er durch seine Bürgschaft aus dem tiefsten Abgrunde des Elends rettete — aber dieser Mensch war ein schlechter Geselle, der, statt durch Fleiß sich wieder empor zu arbeiten, was er verdiente mit andern liederlichen Kumpagnen im Wirthshause verzehrte; und da er zur gesetzlichen Frist seine Gläubiger nicht bezahlen konnte, so hielten sich diese an den Bürgen, der, um nicht in das Gefängniß zu wandern, sein Schuldenfreies Häuschen mit einer Hypothek belasten mußte, und da er die Zinsen nicht erschwingen konnte, so hatte er nach und nach Alles verkauft, um als ehrlicher Mann dazustehen, war aber dadurch in die bitterste Armuth gerathen.

Unglücklicherweise gehörte Meister Arnold zu den leicht verzagten Seelen, die gleich in Muthlosigkeit versinken. Statt muthvoll Hülfe zu suchen, stöhnte er seiner Frau seine Besürchtungen vor, und Dieses wird zuweilen zu einer sehr ansteckenden Krankheit. Dazu kam noch, daß die Familie sich jedes Jahr vermehrte, folglich die Sorgen wuchsen, und durch die neuaufgekommene Maschinenweberei auch von dieser Seite das Brod des fleißigen Handwerksmannes geschmälert wurde. Die Frau nahm sich die Mittheilungen ihres Mannes sehr zu Herzen, Beiden schien die Zukunft Unglücksschwanger, sie verbrachten ihre Nächte ohne Schlaf und sagten oft zu einander: „Wie wird es morgen sein? Wie wird es uns später gehen?“ Aber sie kamen nicht auf den Gedanken, die schreckliche Wurzel der Muthlosigkeit, die so leicht Alles überwuchert, mit kräftiger Hand auszureißen. Der Seelenzustand der beiden Gatten, die

jeden Tag fürchteten, den nächsten Morgen kein Brod mehr für ihre Kinder zu haben, wirkte auf ihre Gesundheit, sie wankten herum wie die Schatten, magerten ab, und besonders dem Manne setzte sich der Kummer auf die Brust, so daß er nur mit Mühe und großer Beschwerde den schweren Webstuhl noch handhaben konnte.

„Guten Tag, Meister Arnold!“ rief August mit fröhlicher Stimme beim Eintreten. „Wie geht es Euch und den Euringen? Was macht Germinchen? Ist sie recht groß und brav geworden, seit ich sie das letzte Mal gesehen? Wenn Ihr nichts dagegen habt, so werde ich den Mittag über bei Euch bleiben, um eine Arbeit fertig zu machen.“

Der Leineweber reichte ihm mit einem traurigen Lächeln die Hand.

„Ihr wißt, daß Ihr mir immer willkommen seid, lieber junger Herr, der Ihr Euch nicht scheut, mit geringen Leuten wie mit Eures Gleichen umzugehen. Die Hermine ist gewachsen und brav wie immer, vergilt mir das Wenige, was ich an ihr thun kann, durch Fleiß und treue Anhänglichkeit; sie steht jetzt im dretzehnten Jahre und geht seit Kurzem in die Näh-
schule — und rathet einmal, wer das Lehrgeld für sie bezahlt?“

„Wie kann ich Das rathen?“ erwiderte August, „wer es eben thut, thut wohl daran.“

„Eure kreuzbrave Mutter thut es,“ rief der Leineweber; „die Frau Geheimrätthin thut es, die Gott tausendfach dafür segnen soll.“

„Das gleicht ihrem guten Herzen und wundert mich nicht. Was machen Eure Kinder?“

„Nun, die krabbeln hier herum, wie Ihr seht; sie sind gesund und munter, und wäre noch Alles wie früher, so wollten wir Gott preisen für unser Glück, das uns so schändlich durch fremde Schuld untergraben worden ist.“

Er schloß seine Rede mit einem tiefen Seufzer. Indessen

war die blasse, hohlängigte Frau auch herbeigekommen und hatte den jungen Studenten begrüßt, der sich einen Schemel herbeizog und nun anfing, seine Arbeit aus der sie umgebenden Papierhülle hervorzunehmen.

„Frau,“ rief der Leineweber, „rücke den kleinen Tisch hier neben meinen Webstuhl, damit ich mit dem jungen Herrn plaudern kann, während wir arbeiten; lege aber Etwas unter den einen Fuß, damit das alte Möbel nicht so Gottvergeffen wackelt. So, Herr August, jetzt machen Sie sich's so bequem, als man es in der Hütte der Armuth haben kann.“

Die Frau blieb stehen und sah dem Studenten zu, wie er mit flinker, Kunstfertiger Hand die Rohre durcheinander flocht. — „Das wird ja Wunderschön,“ sagte sie mit matter Stimme. „Was giebt es denn, Herr Nachbar?“

„Ein Arbeitskörbchen,“ erwiderte August.

„Gewiß für die Frau Geheimrätthin?“

„Nein; meine Mutter hat genug dergleichen Dinge; ich will Jemand Anderm eine Weihnachtsfreude damit machen.“

„Gewiß irgend einem schönen Fräulein. Ach! wie sind doch die vornehmen Leute so glücklich, da sie so schöne Sachen haben können,“ sagte die Frau mit einem tiefen Seufzer und ging aus der Stube in die Küche, wo sie sich mit Waschen beschäftigte.

Die Kinder scharten sich um den Studenten und sahen ihm zu bei der Arbeit. Obgleich ihre Kleidchen mit Flicklappen besetzt waren, die Herminens fleißige Hand auf die Risse genäht hatte, so sahen sie doch so vergnügt und rosig aus, daß es eine Freude war. August betrachtete sie mit Wohlgefallen.

„Da steht Ihr ja nebeneinandergereiht wie die Orgelpfeifen,“ rief er lustig. „Nun, heute Abend kommt ja das heilige Christkind; Das wird eine Freude werden, wenn es recht schöne Sachen beschert und die vielen Lichter auf dem Baume flimmern.“

„Ach,“ rief ein dreijähriger Blondkopf mit betrübter Stimme, „Mutter sagt, die Engel, die das Christkind aus dem Himmel herabgetragen, hätten es fallen lassen, und es hätte ein Bein gebrochen, sei in's Landesspital getragen worden, und nun könne es nicht kommen.“

„Und alle die schönen Sachen,“ setzte ein kleines Mädchen hinzu, „und alle die vielen Christbäume, die es den Kindern habe bringen wollen, hätte es in den Schnee fallen lassen.“

„Das sagt die Mutter wohl nur, um Euch desto mehr zu überraschen,“ tröstete August die Kinder. „Es werden wohl brave Leute die Sachen aufgelesen haben, und sie den Kindern zustellen.“

„Meinst Du Das?“ rief der Knabe, und patschte in die Hände. „Ach, es wäre gar zu schön, wenn wir doch Etwas bekämen. Ich esse so gern Pfefferkuchen, und die goldnen Äpfel und Nüsse schmecken so gut, und die kleinen Schächtelchen voll Rosinen und Zuckermandeln sehen so lieb aus.“

„Du denkst nur an's Essen, Konrädchen!“ rief ein älterer Knabe. „Ich möchte einen Säbel bescheert bekommen, um dem großen Hunde des Meggers, der neulich unsere Kage gebissen, den Kopf damit abzuhauen.“

„Und ich möchte eine Puppe haben, die so schöne Kleider an hätte, wie die Frau Großfürstin,“ rief ein kleines Mädchen mit schüchterner Stimme.

„Ich möchte Geschirr haben zum Kochen,“ setzte ein anderes hinzu.

Alle Kinder sprachen nacheinander ihre Wünsche aus. Der Leineweber wischte sich heimlich eine Thräne aus den Augen, dann ließ er mit einem mächtigen Wurf das Schiffchen durch die Fäden schnurren und zog dann den Weberbaum so heftig an, daß der ganze Webstuhl rasselte, als ob er auseinander gehen wollte, und der Meister erschöpft in den Stuhl zurücksank.

„Ach, Herr August, wir leben in einer bösen Zeit,“ sagte

er feuchend. „Wir Alle müssen zwar durch das Fegfeuer der Bedrängnisse gehen, denn Jeder hat einige Sünden abzubüßen, aber so schlimm hätte es der Himmel doch nicht mit mir machen sollen. Ich war ein so glücklicher Familienvater im Genusse des Wenigen, was wir hatten und was ich für die Meinigen erwerben konnte. Meine Frau war frisch wie ein Borsdorfer Apfel, ich war gesund wie ein junges Füllen; meine Augen standen wie Sterne oberhalb zweier rosenrothen Berge, die sammetartig waren, wie reife Pfirsiche — und jetzt sehen wir aus wie Leichen, die schon eine Weile im Grabe gelegen haben. Gott hat uns verlassen, er hat kein Mitleid mit uns, und wir halten doch so fest an unserm Glauben, wir rufen Gottes Hülfe mit so innigem Vertrauen an.“

„Das ist eben Euer Fehler, Meister Arnold,“ rief August.

„Wie, Ihr nennt es einen Fehler, daß wir fromm sind, und auf Gott vertrauen?“ sagte der Leineweber mit dem größten Erstaunen.

„Nein, so meine ich es nicht; Eure Frömmigkeit tadle ich nicht, wohl aber, daß Ihr gleichsam meint, der Himmel wäre mit harten Thalern gepflastert, und der liebe Herrgott würde auf Euer inständiges Bitten Euch heute oder morgen ein paar Hände voll direct in die Tasche werfen — Das ist vom Uebel, Meister Arnold — nehmt meine Aufrichtigkeit nicht für ungut. Seht, mein Vater pflegt zu sagen: Selbst ist der Mann! Er muß wirken und schaffen im Unglücke, damit er sich herausarbeitet, und wieder auf einen grünen Zweig kommt. Ihr aber arbeitet Euch erst recht hinein durch Euern Kleinmuth, womit Ihr auch Eure Frau ansteckt, und Das ist Unrecht — die Weiber haben ohnedies so zaghafte Herzen — so hat Keins von Euch den Kopf mehr oben, und so muß Alles schief gehen.“

„Ihr mögt vielleicht nicht so ganz Unrecht haben, Herr August,“ sagte der Leineweber nach einem kurzen Bedenken, „aber seht, meine Frau hat erst kürzlich wieder einen Kleinen

zur Welt gebracht, alle die vielen Mäuler wollen gesättigt sein, die großen, wie die kleinen, und die Nahrungsmittel regnen nicht aus den Wolken, wie bei den in der Wüste weilenden Juden das Manna und die Wachteln.“

„Das war freilich die wohlfeilste Art, sich zu beköstigen,“ rief August mit einem fröhlichen Gelächter.

„Seht,“ hob der Leineweber wieder an, „Unsereiner muß sich Alles versagen. Das Wirthshaus wurde doch nicht für die räudigen Hunde erfunden, sondern für redliche Christenmenschen, die sich nach einer sauern Arbeitswoche Sonntags einmal eine gute Stunde machen wollen. Sonst trank ich auch zuweilen einen Schoppen — jetzt arbeite ich Tag und Nacht, ich versage mir jeden Tropfen Wein, ja sogar ein Glas Bier, um die beiden Enden aneinander knüpfen zu können, aber es geht doch nicht.“

„Ihr dürft nur die Hoffnung nicht sinken lassen, Meister Arnold, so kommen auch wieder bessere Zeiten,“ sprach August dem betrübten Manne tröstend zu. „Indessen wird auch die Hermine immer mehr heranwachsen, und einen braven Mann bekommen, der Euch dann hilfreich unter die Arme greifen wird.“

„Ach Herr, solch' ein blutarmes Ding, wie die Hermine, bekommt auch nur einen armen Schlucker zum Manne, und wenn der Hunger den Durst heirathet, dann giebt es eine schlechte Ehe, Das läßt sich an den Fingern abzählen.“

„Ei,“ rief August, „die Armuth hat auch ihre Süßigkeiten, wenn man zu Zwei arm ist und die Liebe die Haushaltung führt. Eine gegenseitige Armuth ist noch ein Reichthum, wenn man sich liebt, denn die Sorgen vermindern sich um die Hälfte, und die Freuden verdoppeln sich, weil sie getheilt sind.“

„Ja, die ehrbare Armuth, die noch nicht von Allem entblößt ist, da mögen Sie Recht haben,“ sagte der Meister mit seinem Seufzer; „aber wenn das Glend eingerissen ist, dann

ist es der Bruch mit Allem, was angenehm ist, ist das Erkalten der Freunde, die Verachtung der Verwandten, die mitleidige Theilnahme der Gleichgültigen — kurz, die Verlassenheit, die Einsamkeit, die Traurigkeit, wie Sie sie bei uns sehen, und solch' ein Loos möchte ich der Hermine nicht wünschen — lieber soll sie ledig bleiben und eine brave Magd werden."

In diesem Augenblicke ging die Thür auf und, mit von der Winterluft gerötheten Wangen, kam Hermine herein.

„Wenn man das Häslein nennt, so kommt es gerennt. Grüß' Gott, Hermine!“ rief August und streckte dem Mädchen zum fröhlichen Willkommen die Hand entgegen.

Hermine blieb einen Augenblick auf der Schwelle stehen, dann schoß sie auf den Jüngling zu, patschte ihm laut schallend in die Hand, und rief: „Grüß' Gott, lieber Au...“ — Sie schwieg verlegen, machte einen Knix, und setzte dann hinzu: „Herr von Göthe, wollte ich sagen. Verzeihen Sie.“

„Was ist Das?“ rief August erzürnt. „Seit wann heiße ich nicht mehr August für Dich? Warum nennst Du mich nicht mehr Du? Sprich, Mädchen, warum nennst Du mich nicht mehr Du?“

„Die Tante hat es verboten,“ flüsterte Hermine mit niedergeschlagenen Augen.

„Die Tante! Ach was, dummes Zeug! Gleich nennst Du mich wieder August und Du, oder ich betrete mein Lebtag Eure Schwelle nicht mehr. Ich habe Dich von Kindheit an gekannt, und Dich stets wie eine Schwester betrachtet, seit wann aber ist es Mode, daß sich Bruder und Schwester Sie nennen?“

„Die Tante will es aber so haben.“

„Und ich will es nicht haben. Du wirst mich nicht fränken wollen mit Deinem dummen Sie.“

„Die Tante sagte, Sie wären vornehmer Leute Kind, und würden selbst ein vornehmer Herr werden, ich aber würde Zettlebens ein armes, geringes Mädchen bleiben, und da schicke

es sich nicht, daß wir so vertraut miteinander umgingen, und ich müßte durchaus Herr von Göthe zu Ihnen sagen.“

„Lasse den Herrn von Göthe dahin fahren, wo der Pfeffer wächst, und nenne mich nach wie vor August, hörst Du — oder ich sehe Dich gar nicht mehr an. Wenn man mich auch zum König vom Schlaraffenlande machte, und mir eine Krone von Marzipan und ein Scepter von Gerstenzucker in die Hand gäbe, so würde ich doch für Dich stets Dein Freund und Bruder August bleiben.“

„Gut,“ rief Hermine mit einem schelmischen Lächeln, „ich werde dem Freunde und der Tante Jedem zur Hälfte den Willen thun. Ich werde August, aber auch Sie sagen. Nicht wahr, Onkel, so ist es recht.“

„Ja, mein Kind,“ billigte der Leineweber. „Wenn unser junger Nachbar es so haben will, so mag es in Gottes Namen bei dem August sein Bewenden haben.“

Jetzt fiel Herminens Blick auf das Arbeitskörbchen, an welches August eben die letzte Hand legte.

„Ach, wie schön!“ rief sie; „was giebt denn Das?“

„Das giebt ein Arbeitskörbchen für ein liebes Mädchen, dem ich eine Weihnachtsfreude damit machen will.“

„Der August hat gewiß einen Schatz.“

„Nein, der August hat keinen Schatz, aber er kennt dennoch ein liebes, gutes, herziges Kind, welches das Körbchen haben soll.“

„Dann bekommt es gewiß unsere junge Prinzessin Auguste, denn nur einem Schatze oder einer Prinzessin kann man ein so wunderschönes Geschenk machen.“

„Nein, die Prinzessin bekommt ihn erst recht nicht; Du sollst heute noch erfahren, wem ich ihn zudenke. Indessen möchte ich Dich bitten, mir einen Gefallen zu thun.“

„Ei, mit tausend Freuden.“

„So springe in's Brauhaus und hole mir ein Maas

Bier, ich habe Durst, und Dein Onkel wird mir wohl Bescheid thun."

Er gab dem Mädchen Geld, das, einen Krug nehmend und ein fröhliches Liedchen trällernd, schnell zur Thür hinaus sprang.

Indessen war August's Meisterwerk fertig geworden. In der Mitte des Körbchens befand sich ein Raum, um die Arbeit hineinzulegen; ringsum waren Fächer angebracht, um Zwirn, Seide, Scheere, Fingerhut und Nadelbüchse aufzubewahren.

Jetzt nahm er aus seiner Rocktasche ein Paket, aus dem er nacheinander ein Duzend fein polirter Holzplättchen zog, die mit verschiedenen Sorten Zwirn und Seide von allen Farben bewickelt waren, sodann zwei feine Stahlscheeren, eine große und eine kleine, eine mit englischen Nähadeln gefüllte silberne Nadelbüchse, einen Fingerhut und einen Nestelstecher von gleichem Metalle, und sogar das zum Wischen der Fäden nöthige Stückchen Wachs heraus, und ordnete Alles in die Fächer; dann schlug er das Körbchen wieder in seine Papierhülle ein, und band eine Kordel darum.

Hermine brachte das Bier. Der Leineweber trank mit August und wurde durch die langentbehrte Erquickung ganz munter. Hermine zündete die kleine zinnerne Oellampe an, setzte sich dem Studenten gegenüber an den Tisch und begann ein Kinderhemdchen zu flicken, das durchlöchert war wie ein Schaumlöffel. Der Leineweber, obgleich erheitert, kam doch zuweilen wieder auf den Gegenstand zurück, der ihm am Herzen nagte, und ihm das Leben abfraß.

„Herr August,“ sagte er, „der gewisse Mann, für den ich bürgte, hat mehr als schlecht an mir gehandelt, denn er hat nicht nur mich, er hat zehn Menschenseelen in's Elend gestürzt, und was das Schlimmste ist, er verlacht und verhöhnt mich noch. Man soll aber kein Spiel treiben mit dem Schmerze des geringsten Wesens, denn eine Ameise kann einen Eichbaum zum

Absterben bringen; ein zur Wuth aufgeregter Mensch, sei er auch noch so elend und gering, kann einen andern im Zorne todt schlagen.“

„Ihr hegt doch keine solchen Gedanken, Meister Arnold?“ rief August mit einer Umwandlung von Schrecken.

„Nein, vor solch' bösen Gelüsten behüte mich mein am Kreuz gestorbener Erlöser,“ erwiderte Arnold mit einem frommen Blicke gen Himmel. „Der Teufel ist zwar gleich bei der Hand, um den Menschen die Leiter zu halten, wenn sie in den Abgrund des Verderbens niedersteigen wollen, aber ich will nicht hinunter; ich wollte im Gegentheile sagen, als Sie mich gerade unterbrachen, daß ich diesem Manne, der mir so viel Unrecht und Elend angethan, um des heiligen Christfestes willen, das heute ist, und in welcher Nacht einft der Welterlöser zum Heile aller Menschen geboren wurde, von ganzem Herzen verzeihe.“

„Das ist recht schön und christlich von Euch,“ sagte August; „aber nun verfallt nicht wieder jeden Augenblick in Cuern alten Naptus und laßt Euch nicht so gehen, sonst werdet Ihr bald keinen Hasen mehr aus dem Busche jagen können. Laßt Das jetzt Alles, wir wollen heute, am heiligen Christabende vergnügt und munter sein und der Bescherung der Kinder mit fröhlichem Herzen beiwohnen.“

„Ja, mit der Bescherung hapert es eben,“ sagte der Mann und seufzte tief auf.

Die in der Stube herumlaufenden Kinder, die die Hälse empor reckten und die Ohren spizten, so oft die Rede auf den heiligen Christ oder das Bescheren kam, sprangen jetzt herbei und riefen: „Kommt denn bald das liebe Christkindchen und bringt uns Etwas?“

„Ich weiß es nicht!“ gab der Vater trostlos zur Antwort.

In der Nachbarschaft sah man hin und wieder schon den hellen Schein der Christbäume. August ging in die kleine

Küche zu der Hausfrau, die bei dem trüben Scheine einer kleinen Küchenampel an der Waschkütte stand und bitterlich weinte.

„Ei, Frau Arnold, warum weint Ihr denn?“ fragte August.

„Ach! Herr August,“ antwortete schluchzend die Frau, „mir will das Herz schier brechen, weil ich meinen Kindern so gar Nichts bescheren, ihnen nicht die kleinste Weihnachtsfreude machen kann.“

„Wirklich nicht?“ rief nun auch August ganz trübselig. „Ich wollte dazu fragen, ob es noch lange währen würde.“

„Ach! unser Elend wird wohl währen bis in's Grab. Ich habe Nichts, als ein Säckchen voll alter Nüsse, die ich den armen Würmern geben kann.“

„Nein, Frau Arnold, nein, Das darf so nicht abgehen,“ rief August voll warmem Mitleid, „die Kinder müssen ihren heiligen Christ haben. Deckt immerhin ein weißes Tuch auf den großen runden Tisch und schafft die Kleinen in die Kammer, ich werde gleich wieder da sein.“

„Wie, lieber Herr, Sie wollen?“ — rief die Leineweberin, und das Wort erstarb ihr vor freudiger Ueberraschung in dem Munde.

August war schon wieder in die Stube zurückgeeilt, nahm dort sein Käppchen von dem Kloben, an den er es gehängt, und ohne dem Leineweber oder Herminen ein Wort zu sagen, stürmte er zum Hause hinaus und lief geraden Wegs auf den Weihnachtsmarkt.

Dort kaufte er kleine Schornsteinfeger und Schäfer mit wächsernen Gesichtern, die baumwollene Schäfchen hüteten, die in einem Gärtchen mit Moose standen; Puppen, einen Müllerburschen, der einen mit Säcken beladenen Esel vor sich hertrieb, Säbel und Flinten, allerlei Spiele, Brummkreisel und Ballen; dann plünderte er die Bude eines Pfefferkuchlers, und um sein Werk zu krönen, erstand er einen prächtigen

Christbaum — endlich, damit der Säugling auch nicht leer ausgehe, kaufte er für diesen ein Kaffelchen.

„So, Das wäre für das Angenehme!“ sprach er zu sich selbst, „aber nun muß auch für das Nützliche gesorgt werden.“ — Er griff in die Tasche — sie war leer — doch Das setzte ihn nur einen Augenblick in Verlegenheit. Seine sämtlichen Einkäufe hatte er einem Keffträger übergeben und hieß Diesem, vor der Thür eines Kaufladens, den er ihm bezeichnete, seiner warten. Er selbst schlug den Weg zu einem bekannten Juden ein, der auf Pfänder lieb.

Der Manichäer gab ihm auf seine prachtvolle goldene Repetiruhr sammt schwerer goldener Kette — noch ein Geschenk der Frau Rath — dreißig Ducaten, und glücklich wie ein König verließ er mit diesem Gelde in der Tasche, die Höhle des Wucherers.

„Mein Alter wird zwar wettern,“ dachte er lachend, „wenn er erfährt, daß das schöne Kleinod unter die Philister gerathen ist; aber wenn er hört, welchen Gebrauch ich von dem Gelde gemacht habe, so wird er es schon wieder auslösen aus der schmähhlichen Gefangenschaft.“

Er ging in den Kaufladen, vor welchem der Keffträger seiner harrte. Dort kaufte er für jedes Mädchen ein Kleidchen, für jeden Knaben Tuch zu Camisol und Hosen; die Hausfrau und Hermine bekamen außer einem Kleide, auch noch eine Schürze und ein seidenes Halstuch; dann nahm er ein Stück Leinwand zu Hemden für die Kinder, eine gestrickte wollene Hausjacke für den Leineweber, für den er auf dem Weihnachtsmarkte schon eine Tabakspfeife mit einem schönen gemalten Porzellankopfe erstanden hatte, und die wenigen Thaler, die ihm jetzt noch übrig blieben, verschloß er wieder sorgfältig in seiner Börse, um sie unter die der Frau Arnold bestimmten Geschenke zu legen.

Glücklich wie ein Gott, trat er in Begleitung des Keff-

trägers wieder in das Haus des Leinewebers. Der Tisch war gedeckt, die Kinder entfernt.

„Hinein in die Kammer, Alles was Deine hat,“ rief er; „jetzt gehört das Gebiet mir allein, und daß ja Niemand herauskommt, bevor ich rufe.“

Die Familie Arnold ging voll freudiger Erwartung in die Kammer. Jetzt fing August an, seine Geschenke auf dem Tische zu ordnen. Zu den für Germinen bestimmten Sachen, stellte er das schöne, von ihm geflochtene Körbchen, nachdem er es von dem Papiere befreit hatte. Nachdem er den Christbaum mit Zuckerwerk behangen, das er vermittelst der Fäden, die er unter dem Webstuhle des Meisters gefunden, befestigt, und nachdem er die Wachslichter angezündet hatte, flatschte er dreimal in die Hände und rief: „Heraus, heraus, der heilige Christ ist da.“

Die ganze Familie kam heraus, die jubelnden Kinder voran, und nachdem Jedes herausgefunden hatte, was ihm bestimmt war, herrschte eine Freude unter den guten Leuten, wie sie noch keine erlebt hatten. Arnold konnte keine Worte finden, um dem jungen Studenten würdig zu danken; er stammelte nur von Zeit zu Zeit: „Gott vergelte es — Gott vergelte es tausendmal — Herr August!“ — Freudenthränen erstickten seine Worte.

Die Frau kam schon besser mit Worten fort. „Sie sind für uns der sichtbare Stellvertreter unsers Herrgotts,“ sagte sie, „und was Sie an uns thun, wird Ihnen aufgezeichnet werden im Buche des Lebens. Sie haben Niemand von uns vergessen, nicht einmal das Wickelkind! Der Herr wird dereinst auch Ihrer nicht vergessen. Kinder, bedankt Euch bei dem guten Herrn August, küßt ihm die Hände und die Füße.“

Die Worte der Mutter wörtlich nehmend, stürmten die Kinder auf August ein und küßten ihm die Hände; andere kauerten vor ihm nieder und drückten ihre frischen Mündchen auf seine Schneefeuchten Kanonenstiefel.

„Wollt Ihr mich loslassen, Ihr Mägen,“ rief er abwehrend; „wer wird denn den Leuten die Wicse von den Stiefeln lecken? Stopft Euch lieber die Mäuler mit Pfefferkuchen und Confect.“

Aber je mehr er wehrte, je erpichter wurden die Kinder, die sich unter lautem Lachen an ihn hingen und mit einer wahren Herzensfreude seine Stiefel abschmakteten, bis die Mutter der Sache ein Ende machte.

Indessen hatte Hermine in stummer Bewunderung vor den ihr zgedachten Geschenken gestanden. Auf den von August geflochtenen Korb deutend, rief sie jetzt: „Und auch Das soll mein sein . . . nein, es ist ja nicht möglich.“

„Ja, es ist Dein,“ gab ihr August zur Antwort; „ich habe es eigens für Dich gearbeitet.“

„Ich armes Mädchen soll ein Körbchen haben, das so schön ist, so schön, daß es auf dem Arbeitstische unserer Herzogin stehen könnte. O August, August, Du . . . Sie sind gütig wie ein Engel Gottes.“

„Sawohl,“ scherzte der Jüngling, „ich komme ganz dicht hinter unserm Herrgotte drein, und nächstens wird mir der Erzengel Raphael den an einem himmlischen Bandwurm hängenden, in Milchstrafesteinen gefaßten Mopsorden, wenn nicht gar meiner großen Verdienste wegen, den Orden pour le Meerrettig überbringen, und Du sollst ihn mir im Knopfloche befestigen.“

Hermine öffnete jetzt den Deckel des Körbchens, und fuhr bei dem Anblicke der darin enthaltenen Sachen mit dem freudigen Aufschrei zurück:

„Onkel! Tante! Da seht her! Die schöne Seide, den prächtigen Zwirn, die allerliebsten feinen Scheeren, und hier der Fingerhut, die Nadelbüchse, der Nestelstecher, Alles von blankem Binn.“

„Nein, von blankem Silber, Herminchen,“ rief August, „und es ist mein Wunsch, daß Dein Herz eben so blank und

rein bleiben möge, wie dieses Metall. Wenn aber dereinst, Dich Einer zum Altare führen will, der Dir nicht gefällt, so gib ihm den Korb und laß ihn damit abtrollen.“

„Den Korb! Ei, um Alles in der Welt gäbe ich den Korb nicht her,“ rief Hermine und bedeckte schnell das Schönste ihrer Habe mit beiden Händen; er soll mir bis zum Grabe ein werthes Andenken an den Grundgütigen Herrn August sein.“

„Auch gut, mein Schatz! Mache es wie Du willst,“ lachte August und drehte sich auf dem Absatze herum.

Nach einer Weile sagte der Leineweber: „Die Kinder haben jetzt für heute genug gejubelt und sich ihrer schönen Sachen gefreut; räume ab und decke den Tisch, Frau; die unverhoffte Freude hat mir den Magen gestärkt; ich verspüre Hunger.“

Die Frau und Hermine begannen sogleich die Christgeschenke wegzuräumen. Der Leineweber sagte indessen zu August: „Wären wir nicht gar zu geringe Leute, so würde ich mir die Ehre von dem jungen Herrn Nachbar auf ein Gericht Beringesehen ausbitten, aber wir haben Nichts als eine dicke Kartoffelsuppe und eine Schüssel voll Winterj Salat.“

„Und diese arme Kost essen wir mit blechernen Löffeln und eisernen Gabeln von irdenen Tellern,“ setzte die Frau hinzu.

„Sollte man nicht meinen, ich wäre ein Prinz, der auf Silber zu speisen verlangt,“ rief August voll Gemüthlichkeit. „Herr Nachbar, Frau Nachbarin, wenn Ihr es erlaubt, so bin ich heut' Abend Euer Gast — aber wir wollen ein Picknick arrangiren.“

„Es wird uns eine hohe Ehre sein,“ erwiderte der Leineweber. „Aber Pick-Nick was ist denn Das für eine Speise? Davon habe ich mein Lebtag Nichts gehört. Frau, hast Du schon ein Mal einen Pick-Nick gekocht?“

„Nein, Lorenz!“ sagte die Frau treuherzig. „Ist denn ein

Pick-Nick Fleisch oder Fisch, oder eine vornehme Mehlspeise, Herr August?"

„Nein,“ rief August mit einem herzlichen Gelächter; „wenn mehre Leute ihren Antheil an Speisen und Getränken zu einem gemeinschaftlichen Mahle zusammentragen und mit einander verzehren, so nennt man das ein Picknick, und so wollen wir es machen. Richtet nur immerhin Eure Kartoffelsuppe an, Frau Arnold, ich werde mit meinem Speisenbeitrage den Augenblick wieder da sein.“

Er eilte nach Hause. Es war Gesellschaft da, die zum Nachessen eingeladen war, so konnte er schicklicher Weise weder von seiner Mutter Speisen, noch von seinem Vater Geld verlangen. Glücklicherweise wußte er, wo der Kellerschlüssel zu finden war, und da er Bescheid wußte, so hatte er bald zwei Flaschen des köstlichsten Weines in seinem Besitze, die er heimlich auf seine Stube trug. Aber der Speisekammerschlüssel war ihm nicht zugänglich. „Nun,“ dachte er, „es wird sich in den Küchenschränken schon Etwas finden, was man unter die Zähne nehmen kann, es kommt nur darauf an, die Argusäugige Köchin zu entfernen.“

Raschen Schrittes ging er in die Küche.

„Gertrud,“ hob er unbefangen an, „ich komme nicht zum Nachessen. Sage Sie meiner Mutter, es seien Studenten von Jena herübergekommen, mit denen ich ein paar Stunden zubringen müßte. Da es mir aber an Tabak fehlt und keiner der Bedienten zur Hand ist, so sei Sie so gut in den nächsten Laden zu springen und mir ein Pfund Kanaster zu holen.“

Die Köchin war gern bereit, dem jungen Herrn gefällig zu sein; August griff in die Tasche — sie war leer wie der unendliche Raum, bevor Gott die Welt erschaffen hatte.

„Ich habe kein Geld mehr,“ sagte er. „Sei Sie so gut es auszulegen und der Mutter zu verrechnen, und bringe Sie mir den Tabak auf mein Zimmer.“

Die Köchin eilte fort, während August that, als ginge er die Treppe hinauf. Raum hatte sie den Rücken gewendet, als er wieder herunter sprang und den Küchenschrank durchstöberte, aber es war Nichts darin, was er hätte mitnehmen können. Rasch entschlossen, deckte er die auf dem Herde brodelnden Töpfe auf; allerlei gute Gerichte dufteten ihm entgegen, aber die meisten waren der Art, daß er sie nicht füglich hätte fortbringen können. Da hob er den Deckel von dem letzten Topfe und eine goldbraun gebratene Gans lachte ihm verlockend entgegen. Mit einem raschen Griffe hob er sie vermittelst der Fleischgabel heraus, hüllte sie in einen mitgebrachten großen Bogen Backpapier, deckte den Topf vorsichtig wieder zu, und schlich wie der Fuchs vom Hühnerstalle, mit seinem Raube in sein Zimmer. Dann lief er in den Speisesaal, nahm ein Weißbrod vom Büffet, und da ihm eine Platte Schwarzwild mit Gelee in die Augen fiel, erklärte er auch diese für gute Beute, nahm von dem Tische die auf seinem Bedeckte liegende Serviette, band auf seinem Zimmer Alles in ein Bündel, hing einen Mantel über, unter dem er das gestohlene Gut verbarg, und der heimkehrenden Magd auf der Treppe begegnend, nahm er dieser den Tabak ab und begab sich wieder zu der harrenden Leinewebersfamilie.

Als er seine Schätze auskramte, entstand ein Jubel, der eben so groß war, wie jener über die Christbescheerung. Die Kinder umtanzten den Tisch vor Vergnügen und riefen ein über das andere Mal: „Eine Gans! Eine wirkliche Gans! Wir werden Gans essen. Jubel!“

„Was hat sie denn in dem Bauche?“ fragte ein kleines Mädchen, „sind Kartoffeln drin?“

„Dummes Ding!“ rief ihr ältester Bruder, „Kartoffeln haben wir alle Tage, das wäre nichts Gutes. Es werden wohl Bratäpfel drin sein, oder Backbirnen.“

„Und was ist denn Das?“ fragte Hermine, auf das mar-

morartig geäderte Schwarzwild deutend, das gar schön unter dem Kristallhellen Ueberzuge der künstlich verzierten Gelee hervor sah.

„Das wird gewiß der Nickerick sein, von dem der Herr August vorhin gesprochen hat,“ rief wieder der älteste Knabe.

Man setzte sich jetzt und verzehrte die Kartoffelsuppe in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Endlich wurde die Gans zerschnitten und wieder gab es ein allgemeines Hallo-geschrei, als die herrlichsten Kastanien, Rosinen und Mandeln aus ihrem Innern kollerten, und der Feldsalat schmeckte denn auch gar gut zu dem vortrefflichen Gänsefleische. Solch' einen Festichmaus hatte die Leinewebersfamilie in ihrem ganzen Leben noch nicht gehalten. Der Wein aber erst, der erfreute ihnen Allen die Herzen, und der Hausvater, der nicht Viel vertragen konnte, begann ihn bald zu spüren; er wurde ganz lustig und sehr redselig.

„Herr August,“ sagte er, „Sie sind unser Wohl... Wohlthäter; Das ist ein Essen, wie man's bei Hofe bekommt. Sehen Sie, ich bin Keiner von Denen, die da meinen, man könne die Vögel fangen, wenn man ihnen Salz auf den Schwanz streut, — und so sage ich Ihnen denn, dieses Essen ist ein ganz anderes, als wenn mir meine Alte Bräbelsuppe, Keiferbsen, Zankdiviensalat und Glogaugen aufstischt.“

„O Glogaugen, Das sind hartgesottene Eier, die esse ich recht gerne,“ rief die kleine blauäugige Agnes.

„Vater,“ wandte sich die Leineweberin lachend an ihren Mann, „Vater, Du schwagest in's Blaue, als ob Du darauf ausgingest, Kirchenvorstand in der Fraubasenrepublik zu werden.“

„Schweige, Weib!“ rief Meister Arnold mit etwas schwerer Zunge. „Bedanke Dich bei unserm lieben Nachbar, er ist Schuld, daß Du künftig wieder in einem Alamodikleide wirst einherstolziren können und die Messelzungen Dich nicht mehr

wegen Deines schlechten Anzugs werden verspotten dürfen. Der Herr August soll leben!"

Die Frau brachte jetzt das Schwarzwild auf den Tisch und theilte es aus, nachdem der Gast sich zuerst damit versehen hatte.

„Jetzt kommt der Nickenick an die Reihe,“ rief der älteste Knabe, und nachdem er von der Speise gekostet hatte, setzte er hinzu: „Der Nickenick schmeckt sehr schön, wir wollen alle Tage Nickenick essen.“

„Halt's Maul, Georg!“ rief der Vater, der offenbar die Wirkung des Weins spürte; „halt's Maul, mein Junge, und laß die Lichter nicht so flimmern, sonst muß ich lachen, als ob mir Einer Kriveskraves auf den Knien machte.“

Die Mutter brachte jetzt ihre Nüsse als Nachtsch herbei. Ein fürchterlicher Nußknacker, der sich unter den bescheerten Spielsachen befand, mußte Eine nach der Andern in sein großes Maul nehmen und sie unter dem freudigen Jauchzen der Kinder, mit seinen spizen Zähnen aufknacken. Die meisten Nüsse waren taub.

August kam auf den Einfall, zum Ergözen der Kinder, illuminirte Schiffchen zu machen. Er fragte Germinen, ob sie nicht etwas alte Wolle oder Berg habe.

Sie brachte einen ausgedienten, mit Berg ausgefütterten Winterschuh herbei, August drehte Dochte aus dem Berg, setzte sie in die Nußschaalen, begoß sie mit Del aus der Küchenslampe, setzte die Schaalen in einen großen, mit Wasser gefüllten Waschkübel, den Frau Arnold herbeigeholt hatte, und steckte sodann die schwimmenden Boote in Brand.

Mit Jauchzen, Gelächter und Händepatschen wurden die kleinen, dahingleitenden Fahrzeuge verfolgt, die lustig durcheinander fahren, sich anstießen, abprallten, bis hin und wieder eins sich überpurzelte und in dem feuchten Elemente versank, und die Freude der Kinder hörte nicht auf, bis das letzte Flämmchen erloschen war.

So glücklich war die arme Familie lange nicht gewesen; sie war gesättigt, sie war gekleidet, und durch die Spende an baarem Gelde, die der Jüngling seinen andern Gaben beigefügt hatte, war auch die Sorge für die nächsten Tage verbannt; sie konnte die Feiertage vergnügt verleben.

Jetzt aber fielen den Kindern die schweren Augenlider zu, und die funkelnden Augen, die stammelnde Zunge des Leinewebers bekundeten hinlänglich, daß auch er der Ruhe bedürfe. Von den Segenswünschen der Familie begleitet, zog sich August zurück.

Zu Hause angekommen, fand er die Gesellschaft noch versammelt; eine dampfende Punschbowle stand auf dem Tische; die Unterhaltung war sehr belebt.

„Gut, daß Du nicht da warst, August!“ rief ihm seine Mutter entgegen, „Du würdest sonst zu kurz gekommen sein.“

„Wie so, Mama?“ fragte der Jüngling, indem er sich einen Stuhl nahm und sich zwischen seine Mutter und Frau Schoppenhauer setzte.

„Ja, es ist uns ein sonderbarer Streich passiert, mein Sohn,“ sagte nun Göthe mit einem Lächeln, welches bekundete, daß ihn der Streich mehr belustigt als geärgert haben mußte.

„Aber so erzählt doch, was vorgefallen ist,“ bat August mit dem unschuldigsten Gesichte von der Welt.

Seine Mutter hatte ihm inzwischen ein Glas mit Punsch und einen Teller mit Süßigkeiten gefüllt; jetzt sagte sie sehr ereifert: „Zu Ehren unserer lieben Gäste hatte ich der Köchin befohlen, heute Abend für ein feines Nachtessen zu sorgen. Sie schickte uns denn auch eine vortreffliche Züsuppe mit Klöschen auf den Tisch, dann folgten Macaroni mit Lammscoteletes, die Teltower Rübchen und der Hecht, die Zelter von Berlin geschickt hatte, ein ausgezeichnetes Gansleberragout mit Trüffeln“

„Mama, Du sagst mir ja den ganzen Küchenzettel her, als ob ich ein Feinschmecker erster Klasse wäre,“ fiel ihr August lachend in die Rede.

„Warte nur, Das gehört Alles zur Sache,“ antwortete seine Mutter. „Wo war ich denn gleich stehen geblieben? . . .“

„Bei dem Gansleberragout, beste Geheimeräthin,“ bedeutete die Schoppenhauer.

„Also nun sollte der Ordnung nach,“ hob Christiane wieder an, „eine Platte Schwarzwild in Gelsee aufgetragen werden, die der Bediente schon beim Tischdecken auf das Büffet gestellt hatte. Er wollte sie auf den Tisch tragen, aber sie war verschwunden. — Kannst Du Das begreifen, August?“

„Verschwunden, Mama? Wie ging denn Das zu? Ist vielleicht der Hund herein gerathen und hat sich einen Festtagsregal gemacht?“

„Der würde doch die Schüssel nicht mitgefressen haben,“ bemerkte sein Vater.

„Ja so, die Schüssel war auch fort,“ rief August laut auflachend und ganz froh, daß er dem innern Lachreiz, der ihn quälte, nun einen nicht auffallenden Ausbruch gestatten konnte.

„Der Franz,“ hob die Geheimeräthin wieder an, „der Franz fragte mich leise, ob ich etwa die Platte mit dem Schwarzwild weggesetzt hätte. Ei, Gott bewahre, sagte ich; vielleicht hat sie die Köchin wieder hinunter in's Kalte getragen. Franz ging hinunter. Die Köchin, die nie einen Fuß in das Speisezimmer setzt, war wie aus den Wolken gefallen, das Schwarzwild war und blieb auf eine unerklärliche Weise verschwunden. So ließ ich denn in die Küche sagen, die Köchin möge sogleich den Braten herauf schicken — aber denke Dir die Bestürzung der armen Person . . .“

„Nun, Mama?“ rief August, dessen Lachreiz einen neuen Ausbruch zu nehmen drohte.

„Als Gertrude den Deckel aufhob, brodelte nur die Sauce noch in dem Topfe; die herrliche Gans, die sie sechs Wochen lang genudelt und mit wahrer Herzenslust gepflegt hatte, war gestohlen!“

„Gestohlen, Mama?“ rief August und lachte, daß er schütterte. „Nun, Das muß ich sagen, Das muß ein schnurriger Dieb sein, der den Leuten den Festbraten aus den Töpfen holt.“

„Gut, daß er sich damit begnügte,“ setzte Göthe hinzu, „er hätte alles Silber von dem Tische mitnehmen können.“

„Er nahm also Nichts, als die beiden Gerichte?“ fragte August mit gut gespielter Neugierde.

„O ja, er nahm noch mehr,“ erwiderte Christiane; „dem Franz fiel nun ein, daß ihm auch ein Weißbrod fehlte, und daß beim Wegnehmen Deines Gedecks, der silberne Serviettenring auf dem Teller gestanden habe, die Serviette aber verschwunden gewesen sei — er habe jedoch geglaubt, der junge Herr selbst habe sie vielleicht gebraucht.“

August biß sich die Lippen fast blutig, um sein Lachen zu unterdrücken.

„Jedenfalls,“ nahm nun Göthe das Wort, „jedenfalls war der Entwender unserer Speisen kein Dieb von Profession, sonst würde er die werthvolleren Gegenstände nicht unberücksichtigt gelassen haben. Es will mich sogar bedünken, als wäre es weniger ein Dieb, denn ein in unserm Hause wohlbekannter Spatzvogel gewesen, der uns durch diesen Schabernack eine Verlegenheit bereiten wollte.“

„Vielleicht auch,“ warf ihm August ein, „vielleicht auch war es ein Mensch, der die Wohlthätigkeit der Mutter für eine ganze hungernde Familie in Anspruch nehmen wollte, und Niemand findend, von dem Anblicke der guten Speisen verlockt, sich in Versuchung führen ließ und sie mitnahm.“

„August könnte wohl das Richtige getroffen haben,“ meinte Göthe, „es könnte wohl so gewesen sein.“

„Wenn ich Das wüßte; so wäre ich gern geneigt, dem Diebe zu verzeihen,“ sagte Christiane gedankenvoll.

„Sedenfalls war der Spitzbube ein Kenner,“ sagte der Kanzler von Müller, „denn er hat sich die beiden besten Gerichte herausgesucht.“

„Vielleicht that er Dieses nur, weil sie am Leichtesten fortzubringen waren,“ warf ihm August ein.

„Man könnte fast in Versuchung kommen zu glauben, Sie wären mit dabei gewesen,“ bemerkte Frau Schoppenhauer und drohte ihm lächelnd mit dem Finger.

„Nun, wer weiß, vielleicht war ich auch dabei,“ lachte August, indem er der Mutter sein geleertes Glas zum Füllen hinhielt. „Und so schlage ich denn vor,“ fuhr er fort, „einen Toast auf die Gesundheit des unbekanntes Diebes auszubringen. Er soll leben, und die genossenen Speisen sollen ihm und den braven Leuten, die er damit sättigte, wohl bekommen.“

Bei diesen Worten erhob er sich und alle Anwesenden stießen lachend mit ihm an.

1811.

Frau von Arnim.

Anfangs März schrieb Zelter am Schlusse eines langen Briefes an Göthe:

„Die Bettina hat am Sonntage vor acht Tagen hier Hochzeit machen wollen mit dem Schriftsteller Achim von Arnim. Da hatten die Beiden einige Kleinigkeiten ver-
„gessen, zum Exempel, sich aufbieten zu lassen, eine Woh-
„nung zu miethen, ein Bett anzuschaffen und Dergleichen
„mehr. Sie ist und bleibt eben stets die alte Bettina, der
„das Herz sammt dem Verstande durchgeht.“

„Die Bettina heirathet!“ murmelte Göthe mit einem zufriedenen Lächeln vor sich hin. „Nun Gott sei Dank, da wird die arme Seele Ruhe bekommen und ich werde endlich von ihren überschwenglichen Liebesversicherungen befreit bleiben.“

Er faltete den Brief zusammen, legte ihn unter einen marmornen Briefbeschwerer und dachte mit großer Heiterkeit daran, daß er nun endlich aufhören würde, der vergötterte Geliebte seiner überspannten Verehrerin zu sein — aber der gute Göthe machte die Rechnung ohne den Wirth.

Am eilften März fand die Verheirathung Bettinens mit dem genialen Novellenschriftsteller Achim von Arnim statt.

Im Juni begab sich Göthe nach Carlsbad. Seine Frau folgte ihm dahin nach und brachte die eigene Equipage mit, wodurch er Ausflüge in's Freiere und Weitere machen konnte. Der Capellmeister Himmel aus Berlin gebrauchte ebenfalls die Cur, und obgleich leidend, so war er doch lustig und mittheilend. So verbrachte Göthe viele angenehme Stunden mit dem wackern Componisten so mancher schönen Oper, so vieler herrlicher Lieder, und auch der Umgang so mancher andern werthen Freunde und lieben Bekannten wirkte belebend auf ihn ein, so daß er nach Verlauf von einigen Wochen heiter und neuerjüngt nach Weimar zurückkehrte.

Bald nach seiner Heimkehr langte das neuvermählte von Arnim'sche Ehepaar an und stieg im Gasthose zum Elephanten ab.

Bettina stellte Göthen ihren Gemahl vor, der auf das Freundlichste von ihm aufgenommen wurde.

Nach einigen Tagen wurde der junge Mann durch Geschäfte weiter gerufen, seine Frau weigerte sich, ihn zu begleiten, sie zog es vor, bis zu seiner Rückkehr in Weimar zu bleiben.

Bald ging die alte Feier wieder an, und besonders bei ihren abendlichen Besuchen schwagte Bettina dem greisen Dichter beständig von ihrer Liebe vor.

Eines Abends saß er in der Abenddämmerung am Fenster. Bettina stand vor ihm. Es war Mondschein, die Neben schatteten sich auf Göthe's Antlitz ab, und der Wind bewegte sie, so daß sein Auge bald in Schatten kam, bald wieder im Mondlichte glänzte. Bettina drückte ihm den Blick scharf wie einen Pfeil in die Augen, und so blieb sie darin haften und bohrte sich immer tiefer und tiefer ein; Beide waren still; er zog ihre heruntergefallenen Zöpfe durch die Finger und spielte damit, und da es ihr schien, als ob sein Auge statt des stummen Mundes plaudere, so fragte sie plötzlich: „Göthe, was sagt Dein Auge?“

„Es sagt, Du gefällst mir,“ gab er zur Antwort.

„Ist Das aber auch gewiß wahr? Was sagen Deine Blicke?“

„Sie sagen,“ erwiderte Göthe mit einem Tone, aus welchem eine leise Ironie hervorklang, „sie sagen, Du gefällst mir, wie keine Andere mir eben gefällt.“

„O geh, Das ist gar keine Antwort auf meine Frage,“ sagte sie mit einer Bewegung der Schultern und des Oberkörpers, wie sie ein über das Possenspiel einer Mitschülerin ärgerliches Schulmädchen macht. „Ich bitte Dich, Göthe, sage mir, was Du mit Deinem durchdringenden Blicke sagen willst?“

„Nun, er betheuert, was ich sage, und beschwört, was ich nicht wage,“ rief er lachend, „daß nämlich kein Frühling, Sommer, Herbst und Winter von Dir meinen Blick verlocken soll, denn Du lächelst mir ja zu, wie Du der Welt niemals lächelst — soll ich Dir da nicht beschwören, was ich der Welt niemals geschworen?“

„O geh, geh, ich glaube, Du hältst mich zum Besten,“ rief Bettina und schwieg dann schmollend still.

Nach einer Weile sagte er: „Der Abendhimmel ist heute so schön, die Sterne glitzern so hell — sage, Bettina, wirst Du künftig beim Lichte der Sterne meiner gedenken?“

„Ja, ja,“ rief sie mit Hefigkeit, „ja, ich verspreche es Dir.“ — Sie fiel ihm leidenschaftlich um den Hals und wollte ihn küssen. Er drückte sie sanft zurück.

„Ich bitte Dich, Göthe,“ rief sie, „sitze doch nicht da, wie ein Sägemehl sprühender Holzkloß — werde doch ein Bißchen warm.“

Sie wollte ihn wieder umarmen, aber er drückte sie abermals zurück.

„Kind,“ sagte er, „Du hast kein Recht mehr, Deine Küsse zu verschenken, Du gehörst jetzt Deinem Manne an und hast Pflichten gegen ihn, die Dir heilig sein müssen.“

„Meinst Du etwa, ich hätte mich an den Achim verkauft, wie man in der Türkei die Slavinnen an einen Pascha verschachert. Nein, nein, Dich habe ich geliebt, ehe ich ihn kannte, Dich habe ich geliebt, bevor der Clemens den Achim in unser Haus brachte, und als Dieser mich heirathen wollte, habe ich ihm rund heraus gesagt, ohne der Sache ein schamhaftes Mäntelchen umzuhängen: Ich liebe den Göthe und werde ihm ewig mein Herz bewahren.“

„Und was hat der Arnim dazu gesagt?“

„Er hat gelacht wie ein Narr, und dann —“ Sie stockte.

„Nun, und dann?“

„Dann hat er gesagt: Meinetwegen, Bettina, lieben Sie den alten Knaben nach Herzenslust, solch' ein Rival genirt mich ganz und gar nicht, und wenn Sie sonst Nichts gegen mich einzuwenden haben, so wollen wir es in Gottes Namen mit einander wagen.“

„Und Du schlugst ein?“

„Ja, aber ich stellte meine Bedingungen.“

„Und die waren?“

„Daß er mir meine Liebe zu Dir nie zum Vorwurfe machen dürfe, daß er mir gestatten müsse nach Weimar zu reisen, so oft mich die Lust dazu anwandle, und daß er sich verpflichte, mich bald nach der Hochzeit zu Dir zu begleiten.“

„Und er ging darauf ein?“

„Ja; Du siehst, daß er Wort gehalten hat. Er hat mich hieher gebracht und hat mich vertrauensvoll bei Dir zurückgelassen.“

„Nun, Das konnte er auch; ich habe Dich immer geschont, und Du wirst ja wissen, daß Du Deinem Manne vor allen Dingen Treue schuldig bist.“

„Ja, die Treue des Körpers, meinetwegen — Das hat mir schon der Pfarrer auseinandergesetzt, der uns copulirte — ein langweiliger Kerl mit einer rothen Nase, der eine unge-

heuer Salbungreiche Rede hielt, womit er alle Kirchenmäuse vertrieb — ich glaube fast, ich habe unter derselben ein Wenig gedufelt — aber die Treue der Seele, Göthe, die gehört Dir, die ist Dein Eigenthum, das Dir selbst Gott nicht streitig machen kann. Dich habe ich geliebt, seit ich denken und empfinden kann; Dich werde ich liebend umfassen, so lange ein Pulsschlag des Lebens sich in mir regt.“

„Bah! pah! pah!“ rief Göthe mit einer unnachahmlich anmuthigen Bewegung der Hand, die er sodann der jungen Frau auf den plappernden Mund legte: „Bah, Du kleine durchtriebene Schuchlerin fabelst mir Etwas vor, gedenkst den alten Göthe mit Deinen Klauen in's Bodshorn zu jagen und Dich hinterher über ihn lustig zu machen. Ich war der erste Mann nicht, den Du geküßt hast — gesteh's, Bettina, gib der Wahrheit die Ehre.“

Sie schlug die Augen nieder.

„Wer war's? Sag' mir's, Bettina!“ fuhr er dringender fort.

„Nun denn,“ sagte sie nach einem kurzen Bedenken, „nun denn, wenn Du es durchaus wissen willst, ja, ich habe drei Männer geküßt, bevor ich Dich kannte.“

„Gar drei! Und Wen, junges Frauchen, Wen? erzähle mir Das, ich muß es wissen,“ rief Göthe mit einem vergnügten Lächeln.

„Ach! Das ist jedesmal eine lange Geschichte, die Dich nicht sehr erbauen wird.“

„Lauten die Musikanten so? Nun will ich es erst recht wissen, und sind Deine Geschichten zu lang, Bettina, so kürze sie ab, erzähle sie mir im Auszuge.“

„Nun denn,“ hob sie an, „einstmals, ich war vielleicht zwölf bis dreizehn Jahre alt und befand mich bei der Großmutter in Offenbach, da schellte es an der Hausthür. Ich öffnete und herein kam ein schwarzgekleideter Herr, der mir nicht im Mindesten gefiel und der nach der Großmutter fragte.“

Er sprach allerlei dummes Zeug, wurde zudringlich und wollte mich küssen. Da gab ich ihm eine Batsche, daß es klatschte *).“

„Sieht Dir ganz gleich, mein unartiges Kind!“ rief Göthe laut auflachend. „Ich sehe Dich im Geiste, wie Du die Hand aufhebst und sie mit Wucht niedersinken lässest.“

„Dem Herrn,“ fuhr Bettina fort, „mochten wohl die Feuerfunken aus den Augen geflogen sein, denn er bedurfte einer vollen Minute, bevor er sich von der Ueberraschung erholte, dann sagte er: Sie haben eine sehr rasche Hand, die einen sehr entschlossenen Character verräth. — Ich sah ihm ergrimmt in's Antlitz und erkannte ein freundliches Gesicht, das gar nicht erbittert über mein Verfahren zu sein schien.“

„Nun, und so abgeschlagen, erneuerte er den Angriff nicht?“

„Nein. Um meiner Verlegenheit zu entgehen — denn ich wußte nicht, ob ich recht oder unrecht gehandelt hatte, öffnete ich ihm rasch die Zimmerthür der Großmutter, die, als sie ihn kaum erblickt hatte, ihm mit ausgebreiteten Armen und den Worten entgegen kam: Herder, mein Herder! Ist es möglich, daß Ihr Weg Sie in diese Grillenhütte führt? Seien Sie tausendmal umarmt.“

„Also der Herder war's, den Du so freundschaftlich beobachtest? Da hast Du freilich dem Kalbe in's Auge geschlagen,“ rief Göthe und lachte, daß er schüttelte.

„Ich war sehr erschrocken,“ fuhr Bettina fort, „denn ich wußte, wie sehr viel die Großmutter auf den Herder hielt, und wußte im Voraus, daß sie mir gründlich den Text und die Leviten lesen würde, wenn sie Wind von der Sache bekäme. Während sie den Herder umarmte, schielte er über ihre Achsel hinaus nach mir und warf mir einen Botwurstvollen Blick zu. Ich gab ihm zu verstehen, daß er mich nicht verflagen solle, und ging dann ziemlich nachdenkend in den Gar-

*) Bettinens Tagebuch.

ten, wo sich meine Schwestern Lulu und Meline befanden. Wir waren alle drei gleich gekleidet in weiße Gewänder und trugen um die Taille halbellensbreite Himmelblaue, mit Rosenquirlanden durchwirkte Bänder, die hinten in einen ungeheuren Schlupf zusammengebunden waren, dessen beide Theile uns wie Flügel hinter den Schultern hervorguckten. Es dauerte nicht lange, so kam Herder mit der Großmutter in den Garten, wir wurden ihm vorgestellt und die Großmutter belehrte uns, wie glücklich wir seien, den berühmten Herder zu sehen und von ihm gesegnet zu werden. Herder war denn auch nicht faul. Er sagte: Allerliebste Kinder! wahrhaft drei geflügelte Engelchen, die direct in den Himmel zu streben scheinen. — Dann legte er mir, die ihn drohend ansah, die Hand auf den Kopf und sagte feierlich, aber mit einem recht boshaftem Lächeln: Diese da scheint mir ein wahres Muster von weiblicher Liebenswürdigkeit zu sein! — Ich stand so, daß mir die Großmutter nicht in's Gesicht sehen konnte. — Ich warf ihm einen zornigen Blick zu und legte mit einem gebieterischen Ausdrucke die Hand auf den Mund. Er verstand mich, nickte mir zu und fuhr fort: Sie scheint sehr selbstständig zu sein; wenn ihr Gott diese Gabe als Waffe für ihr Glück zugetheilt hat, so möge sie sich ihrer ungeschädigt bedienen, daß Alle sich ihrem kühnen Willen fügen und Niemand ihren Sinn zu brechen denke. — Die Großmutter war ziemlich verwundert über diesen wunderlichen Segen, aber mehr noch, daß Herder die Schwestern nicht segnete. Aber was that nun der höhnische Mensch!

„Nun, was that er, Bettina?“

„Ich hatte mich von ihm gewendet und war an einem Blumenbeete beschäftigt, als mich plötzlich Jemand an den Flügeln meiner Bandschärpe haschte. Es war Herder, welcher sagte: Siehst Du, kleine Psyche, mit den Flügeln genießt man wohl die Freiheit, wenn man sie zur rechten Zeit zu gebrau-

chen weiß. Aber an den Flügeln wird man auch gefangen. Was giebst Du mir, daß ich Dich wieder loslasse? — Ich bot ihm eine Patschhand an, aber er verlangte einen Kuß. Ich riß mich los und wollte davon laufen, aber der Ruf: Bettina! den die Großmutter mit ihrer strengen Commandostimme erschallen ließ, zwang mich zur Umkehr. Ich hatte jedoch indessen unvermerkt eine Nadel zwischen die Lippen genommen, mit der Spitze nach Außen gefehrt, und als Herder mich jetzt an sein Consistorialrathsberg drückte und mir dann einen schmagenden Kuß auf den Mund gab, stach er sich so empfindlich in die Lippen, daß er vor Schrecken drei Schritte zurückprallte.“

Göthe, der sich im Geiste die Scene recht lebhaft ausmalte, überließ sich einer unbändigen Heiterkeit. Bettina fuhr in ihrer Erzählung fort:

„Die Rose hat auch Dornen, rief Herder, indem er einen hervorquellenden Blutstropfen abwischte. Die Großmutter, die sich inzwischen mit meinen Schwestern beschäftigt hatte, merkte glücklicherweise nichts von dem Vorfalle. Ich lief nun fort, setzte mich auf das Dach des Taubenschlags und ließ meine Lieder hell in die laue Spätnachmittagsluft erklingen. Als Herder bald darauf mit der Großmutter in das Haus zurückging, sah er mich sitzen und drohte mir mit dem Finger. Ich schabte ihm Nübchen und dabei hatte es sein Bewenden.“

„Die Geschichte Deines ersten Kusses ist so interessant,“ sagte Göthe, „daß ich Dich bitte, die des zweiten unmittelbar daran zu knüpfen.“

„Diese ist bei Weitem ernster und hätte eigentlich zuerst kommen müssen, denn sie ereignete sich früher,“ versetzte Bettina, indem sie ihre Wangen schmeichelnd auf Göthe's Hände drückte, dann hob sie den Kopf wieder in die Höhe und fuhr fort: „Es war zu der Zeit, als die Feinde Mainz und Frankfurt eingenommen hatten, und Franzosen und Deutsche sich zu

Wursthüßel zerhackten, als eines Tages das Kriegsgetümmel auch nach unserem stillen Offenbach zog. Alle Thüren und Fensterläden wurden verschlossen, wir flüchteten mit der besten Habe der Großmutter in den Keller, und ich lief oft in das Haus zurück, um bald Dies, bald Das, was ich gern gerettet sehen wollte, noch in unsern Versteck zu schleifen. Am folgenden Morgen bei Tagesanbruche wagte ich mich wieder in das Haus und öffnete in dem untern Stocke einen Fensterladen, denn ich hörte in der Ferne schreien und hatte einen Reiter vorübersprengen gehört, in dem ich einen Rothmantel vermuthete, und einen solchen mochte ich für mein Leben gern sehen. — Ich hatte mich denn auch nicht getäuscht. Der Rothmantel hielt mitten in der Straße mit gezogenem Säbel, mit fliegendem Schnurrbart, dicken, schwarzen, geflochtenen Haarschöpfen, die unter der rothen Pelzmütze hervorhingen; der rothe Mantel schwebte in den Lüften, während er die Straße hinabflog, dann war Alles wieder todtenstill. — Plötzlich kam ein junger Mann in Hemdärmeln, bloßem Kopfe, Blutbespritzt, todtenbläß, Verzweiflungsvoll daher gerannt; er rasselte an den Hausthüren, klopfte an den Läden, aber Keiner that sich vor ihm auf. Jetzt erblickte er mich, ich winkte ihm; da ertönte Hufschlag; er schwang sich zum Fenster herein und kauerte sich in einen Winkel. Kaum war Dies geschehen, so kam der Rothmantel wieder; er sprengte an mich heran und verlangte Wasser; ich ging in die Küche, ihm welches zu holen. Wenn er sich in die Steigbügel gestellt hätte, so hätte er meinen Schützling sehen müssen, er that es aber nicht und nachdem er getrunken, fragte er, ob ich nicht einen sacrament'schen Franzosenhund gesehen hätte. Ja, sagte ich, der ist vorbeigeschossen wie eine Bombe, dort hinaus zu, und muß mit seinen flinken Beinen schon weit sein; wenn Ihr Euch aber recht beeilt, könnt Ihr ihn doch vielleicht noch einholen. Da fluchte und wetterte er wie ein Heide und sprengte fort, ohne den Geretteten zu ent-

decken, der mir jetzt die zitternden Hände küßte und nichts weiter sagte, als: Oh, mon Dieu, mon Dieu.“

„Und da hast Du Dich in ihn vergafft wie eine verliebte Märzkage in ihren zärtlichen Vater.“

„Ach geh doch,“ rief Bettina, „und warte ab, wie's kommt. Das Französchchen war am Kopfe verwundet. Retten Sie mich! verbergen Sie mich; mein Vater und meine Mutter werden für Sie beten! rief er flehentlich. Ich war in Verlegenheit. Der Großmutter durfte ich Nichts von seiner Anwesenheit sagen, um sie nicht zu erschrecken, so führte ich ihn in den Holzstall, wo ich seine Wunde untersuchte; das Blut konnte ich nicht abwaschen, da ich kein Wasser holen konnte, weil unser Nachbar André sich mit mehreren Freunden auf seinem Observatorium befand, um das Kriegswesen zu beobachten, und er mich leicht hätte bemerken können. Da begann ich ihm das Blut abzulecken, und da eben ein Huhn oben vom Holze herunterflog, worauf es seine Eier zu legen pflegte, so ließ ich den Franzosen das frische Ei austrinken, zog ihm dann die anlebenden Haare sanft zurück, und legte ihm dann die innere Haut des Eies auf die Wunde, die ich ihm mit meinem Taschentuche verband. So hielt ich ihn zwei Tage lang verborgen und mußte mit ungeheurer Vorsicht Brod und Wein für ihn stehlen, um ihn nicht verhungern zu lassen, denn ich dachte: Wenn er auch zu den Feinden gehört, so ist er doch nicht Schuld an dem Kriege, und er würde gewiß nicht herausgekommen sein, um uns Deutschen Etwas zu Leide zu thun, wenn er nicht genußt hätte. — Als es nun aber wieder ruhiger geworden und meine Angehörigen sich wieder aus ihren Schlupflöchern wagten, mußte ich ihn unbemerkt aus dem Hause schaffen, bevor er von den Dienstboten entdeckt wurde; aber in Hemdsärmeln konnte ich ihn doch nicht ziehen lassen. Da fiel mir ein, daß oben in dem Schranke die Müße und der Jagdrock eines Betters hing,

die holte ich ihm, und steckte ihm Alles, was ich an erspartem Gelde hatte, in eine der Taschen, und als ich ihn Abends durch den Garten führte, wo er über die Rosenheckenmauer steigen mußte, gingen wir Hand in Hand, und als er mir jetzt für seine Rettung danken wollte, nahm er mich auf den Arm, hielt mich hoch, und legte den verbundenen Kopf an meine Brust. Ich faltete die Hände über seinem Haupte zum Gebete, er küßte mich herzlich, und fort war er."

„Das war der sentimentale Theil Deiner Fußgeschichte,“ sagte Göthe; „aber wie war es mit dem Dritten?“

„Der ist eigentlich noch trauriger,“ erwiderte Bettina, indem ein leichter Schatten von Wehmuth über ihre Züge flog. „Um dieselbe Zeit, als ich das Französchen rettete, hielt sich der schöne junge Fürst von Aremberg in Offenbach auf, dem sein bester Freund auf der Jagd die prächtigen Augen blind geschossen hatte. Er kam täglich zu der Großmutter, und da mußte ich ihm die Zeitungen und alle Broschüren vorlesen, die über das damalige Treiben in Frankreich herauskamen. Eines Tages nahm er mich in seinem Wagen mit nach Frankfurt, und ich mußte ihm sagen, was ich Alles sah und an was wir vorbeifuhren. Er schien so traurig und doch so ergeben in sein Schicksal, daß ich das innigste Mitleid mit ihm hatte. Plötzlich zog er mich rasch an sich und küßte mich. Nach einigen Tagen fragte er mich, ob ich es der Großmutter gesagt habe, und als ich bejahte, wollte er wissen, was sie gesagt habe. Sie sagte, ein blinder Mann, ein armer Mann. Ja, ja, rief er, sie hat Recht, ein blinder Mann, ein armer Mann! und dann brach er in einen lauten Schrei der Klage aus, der mir wie ein Schwert durch das Herz fuhr.“

Bettina schwieg. Nach einer Weile fragte Göthe: „Und dann hast Du keinen Mann wieder geküßt, bis Du zu mir kamst?“

„Außer meinen Verwandten keinen,“ betheuerte Bettina

feierlich mit der Hand auf dem Herzen. „Ich hatte Dich ja schon geliebt, ehe ich Dich kannte, und seit ich Dich kenne, bist Du meine Welt, mein Alles, mein Heiland. Deine Mutter wußte es, und hat mich besser begriffen, als Du. Einst an einem schönen Pfingsttage fuhr ich mit ihr in's Kirschenwäldchen. Da erzählte ich ihr von einem stillen Sonntage voll Sonnenschein, Blumenduft und Vögelgesang, den ich in Offenbach verlebte hatte, unter einem Baume sitzend, der seinen Blüthenschnee auf mich herabgoß. Da hatte sich ein junges Käzchen in den auf meinem Schooße spielenden Sonnenschein gelegt, und war eingeschlafen. Ich blieb einige Stunden lang sitzen, und regte und rührte mich nicht, aus Furcht, das liebe Thierchen aufzuwecken. Da sagte Deine Mutter: Ja, damals hast Du den Wolfgang noch nicht gekannt, da hast Du mit der Kage vorlieb genommen.“

Jetzt sprang Bettina auf und wollte sich, wie ein Kind, auf Göthe's Kniee setzen, und ihm lieblosend die Wangen streicheln; er aber erwehrte sich ihrer, indem er, auf den Himmel deutend, sagte: „Sieh, da ist der Komet indessen am Abendhimmel in seiner ganzen Pracht und Größe sichtbar geworden, Den müssen wir doch näher betrachten.“

„Ach, geh mir doch mit Deinem dummen Kometen,“ rief Bettina ärgerlich, „Der kommt mir vor, wie ein Drache mit einem großen Papierschwanz, der von Gassenbuben an einem langen Seile durch die Luft gezogen wird. Laß uns doch lieber von unserer Liebe reden, Das ist viel interessanter.“

Aber Göthe hatte sich bereits erhoben, um ein Fernrohr herbeizuholen; er sah hindurch, und ließ auch Bettina hindurch sehen, und ergoß sich des Breitern über dieses Meteor. Sie kam stets wieder auf das von ihr angeschlagene Thema zurück, und er kam ihr beständig wieder mit seinen astronomischen Bemerkungen in die Quere. Endlich, da er wieder ein anderes Fernrohr herbeiholte, faßte ihn Bettina ungeduldig am Arme

und sagte: „Höre jetzt ein Wenig auf mit Deiner Stern-
guckerei, ich habe Dir eine Gewissensfrage zu thun.“

„Nun, was willst Du denn?“

„Sage mir aufrichtig, Göthe, bist Du eifersüchtig auf
den Arnim, weil Du meine Liebkojungen so kalt zurückweist?“

„Nein, Bettina,“ rief Göthe laut auflachend, „nein, ich
bin nicht eifersüchtig, ich gönne Dich dem wackern Arnim von
Herzen, und werde seine Rechte niemals kränken.“

Bei diesen Worten setzte er das Fernrohr wieder an das
Auge und rief: „Sieh nur, wie schön er funkelt.“

„Du bist nicht eifersüchtig, und willst doch sagen, daß
Du mich liebst . . .“ rief die junge Frau leidenschaftlich; „nein,
nein, Du liebst mich nicht, Du willst mein Herz zertreten.“

„Ruhig, ruhig, Bettina,“ mahnte Göthe mit ernster Würde.
„Ich habe Dir den Theil von meinem Herzen eingeräumt, den
ich Dir geben konnte und durfte; in der Art, wie ich Dich
geliebt habe, liebe ich Dich noch, aber es giebt eine Grenzlinie,
über die ich nie hinausging, und nie hinausgehen werde —
Das laß Dir gesagt sein.“

Und abermals wehrte er mit dem Schweife des himmlischen
Meteors diese stets wiederkehrende Fliege, die sich ihm gern
auf die Nase gesetzt hätte, wie mit einer Ruthe ab, aber das
alte, bereits verheirathete Kind gab noch immer keine Ruhe.

„Ich aber bin eifersüchtig auf Dich,“ rief sie wie ein
schmollendes, eigensinniges Kind, das seinen Willen durchsetzen
will; „ich bin eifersüchtig auf Deine dicke Frau, auf jede Dame,
mit der Du verkehrst, auf Deine Schauspielerinnen, auf Deine
Freunde, ja auf Deinen Schatten. Du sollst . . .“

„Es ist angerichtet, Excellenz!“ meldete der eintretende
Diener, und machte dadurch einer für Göthe höchst unange-
nehmen Scene ein Ende. „Die Frau Geheimrathin,“ fuhr
der Bediente fort, „lassen den Herrn Geheimrath bitten, sich
mit Frau von Arnim in das Speisezimmer zu verfügen.“

Göthe ließ sich den Schlafrock ausziehen, den er mit einem Frack vertauschte, bot Bettinen den Arm, und führte sie zu Tische.

Im Speisesaale fanden sie Frau Schoppenhauer, den Professor Maier, den Canzler von Müller, Falk und noch einige Herren versammelt. Das Mahl wurde durch eine belebte Unterhaltung gewürzt, Bettina aber war stiller als gewöhnlich, und offenbar verstimmt, worüber Maier, dem ihre ganze Art zu sein, im höchsten Grade zuwider war, sich freute, und ihr, so oft er konnte, versteckte Sottisen sagte, deren Stachel sie gar wohl fühlte, ohne daß sie es wagte, sie zu erwidern. Sie fühlte instinctartig, daß er sie haßte, und vergalt ihm diesen Haß mit gleicher Abneigung.

Christiane und Frau Schoppenhauer sprachen dem Glase tüchtig zu, denn Beide hegten eine gleiche Neigung zu den Gaben des Bacchus, nur konnte die Schoppenhauer weit mehr vertragen, als die Geheimrätthin, die sie häufig unter den Tisch trank, denn sobald sie genug hatte, ging sie nicht um ein Glas weiter, und rettete so den Schein, eine Säuferin zu sein, der stets gegen Christianen war und vielfach verhinderte, daß man ihren sonstigen guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Auch am heutigen Abende begannen die verrätherischen Geister des Weins in Christianens Gehirn zu spuken, während Frau Schoppenhauer nur munter angeregt schien. Als Christiane ihren Zustand fühlte, erhob sie sich vom Tische und verließ, indem ihr Gang Windungen beschrieb, die sehr bedeutend von der geraden Linie abwichen, das Zimmer, ohne wiederzukommen. Nach einer Weile, als die Herren sich mehr und mehr in einen Streit über Kunst und Alterthum vertieften, gab Frau Schoppenhauer Bettinen einen Wink, und als Diese zu ihr kam, sagte sie leise zu ihr:

„Bettina, wollen Sie einen curiosen Anblick genießen?“

Froh, aus Maier's bedrückender Nähe zu kommen, nahm

sie den Arm der Schriftstellerin, die sie in Christianens Zimmer führte.

Diese hatte sich auf das Sopha geworfen, von dem sie halb herabgeglitten war. Sie schnarchte, wie ein Bauer nach einem mühevollen Erntetage. Durch eine Wendung, die sie im Schlafe machte, fiel sie jetzt vollends auf den Boden, wo sie in einer höchst unästhetischen Lage liegen blieb, wachte jedoch nicht auf, sondern grunzte und stöhnte in ihrem bleischweren Schlafe, daß es grausenhaft anzuhören war.

„Brrrh! Und solch' ein Ferkel konnte der Göthe zum Weibe nehmen. Das ist wirklich nicht zu begreifen,“ rief Bettina. „Bisher ist mir die dicke Watschel nur zuwider gewesen, jetzt ist sie mir verächtlich.“

Sie wandte sich mit Ekel von der betrunkenen Frau ab, und verließ mit heimlichem Schauer das Zimmer.

Eine Stunde später kam Göthe in das Zimmer seiner Frau. Der Anblick, der sich ihm darbot, war ihm nicht neu, und doch konnte er ihn nie ohne eine Aufwallung des Mergers sehen. Als er Christianen geheirathet hatte, war die Sehnsucht nach einem eigenen Herde, nach einer gemüthlichen Häuslichkeit, unüberwindlich in ihm geworden, denn er pries jeden Menschen glücklich, der seine Welt innerhalb des Hauses suchte; er war für sein Weib ein guter, aufmerksamer Gatte, er erkannte ihre Tugenden in ihrer ganzen Ausdehnung an, aber wenn er sie betrunken sah, übermannte ihn der Zorn, dem er diesmal Worte gab.

„Beträgt sich das Weib nicht ärger, als eine Küchenmagd?“ murmelte er vor sich hin. „Man merkt es dieser Person doch gar nicht an, wie lange sie in meiner Nähe gelebt hat.“

Er verließ das Zimmer und warf die Thür dröhnend in das Schloß; er wußte, daß diesem Uebel nicht abzuhelfen, daß Christiane in diesem Punkte unverbesserlich war.

1844.

Ein unheilbarer Bruch.

Den Tag darauf sollte Bettina mit Göthe in die Gemäldeausstellung gehen.

Als sie kam, um ihn abzuholen, war oder stellte er sich unpäßlich, und versicherte, nicht mitgehen zu können.

„Du sollst aber deshalb doch nicht um das Vergnügen kommen, so manches vortreffliche Meisterwerk zu sehen,“ sagte er. „Meine Frau wird Dich begleiten; sie hat sich bereits zu dem Ausgange angezogen, und erwartet Dich.“

„Nein,“ rief Bettina, „wenn Du nicht mitgehst, so mag ich lieber die ganze Ausstellung nicht sehen.“

Bettina hatte sich auf diesen Gang gefreut. So allein an Göthe's Arme durch die Straßen zu wandeln, so manches angenehme Wort, das ihrer Eitelkeit schmeicheln konnte, von seinen Lippen zu hören, ihm ungestört von ihrer Liebe vorplaudern und die ganze Natur zu Zeugen derselben nehmen zu können, Das wäre so recht nach ihrem Sinne gewesen, und nun machte ihr Göthe mit einem Male einen dicken Strich durch die Rechnung.

„Sei kein unartiges Kind, Bettina,“ versetzte Göthe auf ihre Weigerung; „heute ist der letzte Tag, heute Abend wird

die Ausstellung geschlossen, und es ist gar manches Gute, ja Vortreffliche unter den ausgestellten Bildern. Ich habe meine Frau ersucht, meine Stelle bei Dir zu vertreten."

„Deine Stelle zu vertreten," rief Bettina mit einem bittern und zugleich höhnischen Gelächter; „als ob Deine Stelle selbst durch einen Engel, ja, durch Gott Vater, Sohn und heiligen Geist vertreten werden könnte, denn Du stehst mir über der Dreieinigkeit, Das weißt Du wohl."

„Bettina," rief er lachend, „die Dreieinigkeit, dieser göttliche Triangel, darf nicht zu einem Vierecke gemacht werden. Doch Scherz bei Seite," setzte er ernsthaft hinzu, „Du weißt, daß ich solche überschwengliche Redensarten, in Bezug auf mich, nicht hören mag, sie verletzen nicht nur mein Ohr und meinen Geschmack, sondern auch die Würde meines Alters. Laß es Dir also ein- für allemal gesagt sein, daß ich sie nicht mehr hören will, und verschone mich künftig damit."

„Man wird sich's hinter die Ohren schreiben," sagte sie schmolleud, drehte sich auf dem Absatze herum, ging an's Fenster und begann mit allen zehn Fingern auf die Scheiben zu trommeln.

„Bettina, höre auf, ich kann Das nicht hören."

„Du bist ja heute empfindlich, wie ein Kräutchen Rührmich = nicht = an," antwortete sie, indem sie ihre Paukeret einstellte.

„Meine Nerven sind gereizt, und ich bin heute weniger als je geneigt, mir Unarten, welcher Art sie auch sein, und von wem sie auch kommen mögen, gefallen zu lassen."

Bettina sah mit ihren großen schwarzen Augen grimmig an die Decke, als ob sie dort einen Gegenstand suche, an dem sie ihren Zorn auslassen könnte. Nach einer Pause sagte Göthe:

„Bettina, meine Frau wartet schon lange auf Dich; Du wirst sie nicht beleidigen wollen durch Dein Ausbleiben."

Er hatte einen solchen Nachdruck auf die Worte gelegt, daß Bettina wohl merkte, wie viel Uhr es geschlagen hatte, und daß es die höchste Zeit sei, einzutreten.

„Nun gut, ich gehe,“ sagte sie; „aber blicke mich nun auch nicht mehr mit Deinem grimmigen Jupiterblicke an, lege den Donnerkeil einstweilen bei Seite, und gieb mir einen Kuß mit auf den Weg.“

Mit einer Bewegung voll Ungeduld streifte er mit seinen Lippen flüchtig ihre Stirne; sie setzte ihren Hut, den sie beim Eintreten abgeworfen hatte, wieder auf, und ging in das Zimmer der Geheimeräthin.

Bettina war in einer massacranten Stimmung. Die Geheimeräthin kam ihr völlig angezogen entgegen.

„Wo bleiben Sie denn so lange, Bettina?“ rief sie freundlich. „Ich habe mich Ihnen zu Ehren gepuht, habe, wie Sie sehen, das schöne weiße Kleid angezogen, das Sie mir gestickt haben. Sie haben mir eine große Freude damit gemacht.“

„Ich habe es nicht nur gestickt, sondern auch selbst genäht,“ rief Bettina, indem Sie sich auf das Sopha warf, und die Beine weit hin ausstreckte. „Und warum habe ich es gethan?“ fuhr sie fort. „Weil man bei meinem letzten Hiersein in der Gesellschaft bei der Frau Schoppenhauer behauptete, daß ich keinen Stich machen könne, daß ich gar nicht mit Nähadel, Scheere und Fingerhut umzugehen wisse. Da habe ich mich an die Arbeit gemacht, um die vorlauten Großmäuler zu beschämen.“

„Also nicht um mir eine Freude zu machen, haben Sie das Kleid gestickt?“

„O ja,“ erwiderte Bettina gedehnt; aber dieses O ja klang, als wenn sie die Worte daran hätte hängen wollen: „Warum nicht gar, Dir eine Freude machen, das läge mir an.“

Christiane fühlte mit ihrem richtigen Instincte gar wohl das Verlegende in ihrem Tone, aber mit der ihr eigenen Gutmüthigkeit sich darüberwegsetzend, sagte sie: „Kommen Sie, es ist schon spät.“

Bettina erhob sich, streckte und dehnte sich, wie Jemand,

der eben aus dem Schlafe erwacht, und rief gähmend: „Ach, die verwünschten Bilder! Ich wollte, sie wären wo der Pfeffer wächst.“

„Sind Sie keine Freundin von Gemälden?“

„Ach, was liegt mir an den Gemälden? — was an der Ausstellung? — was an der ganzen Welt?“

„Sie scheinen heute nicht gut gestellt zu sein, Bettina! was haben Sie?“ fragte Christiane mit freundlicher Theilnahme.

„Ich bin wahrscheinlich mit dem linken Fuße zuerst aus dem Bette gestiegen,“ erwiderte Bettina schnippisch, „oder es ist mir beim Ausgehen heute Morgen eine Hexe begegnet, da bleibt man den ganzen Tag in der übelsten Laune. Doch kommen Sie, denn wenn ich nicht hingehe, so macht mir der Göthe drei Tage lang ein Gesicht wie ein Brummbar.“

Der Weg nach der Ausstellung wurde ziemlich einsylbig zurückgelegt. Gleich in dem ersten Saale trafen sie den Professor Maier, der die Geheimeräthin mit großer Freundlichkeit, Bettinen aber mit einer gewissen Steifheit und Gezwungenheit begrüßte, die augenfällig bekundete, wie wenig er sie leiden mochte. Bettinen war es bei seinem Anblicke, als ob ihr unversehens eine Kröte über den Fuß liefe.

Maier, dem es als Director der herzoglichen Gemäldegallerie oblag, die Ausstellungen zu leiten, und der es mit dem wahren Feuereifer einer ächten Künstlernatur that, begleitete die Damen durch die Säle, erklärte ihnen die Bilder und machte sie auf das Sehenswürdigste aufmerksam — wo er aber Bettinen einen Stich geben konnte, that er es mit der Freude eines Banditen, der den Dolch in der Wunde seines gehaftten Feindes noch einige Male herumdreht.“

Er zeigte ihnen jetzt eine Gruppe Kinder, die von einem ältern Mädchen überwacht wurden.

„Sind Das nicht wahre Amorettenköpfschen?“ sagte er, „und ein Ausdruck von Kindlichkeit, eine so süße Unschuld liegt

in ihren Gesichtern, daß ich ein Zauberer sein möchte, um sie zu beleben und mich an ihrem herzigen Geplauder zu erfreuen.“

„Hätte ich doch nicht gedacht, daß Sie ein so großer Kinderfreund wären,“ sagte die Geheimeräthin.

„O ja, ich liebe die Kinder,“ erwiderte Maier, „aber die wirklichen Kinder, bei denen die Naivität naturwüchsig ist; doch die alten Gänse — Sie verzeihen mir den Ausdruck, Frau Geheimeräthin — die sich ihre Naivität ankünsteln und ein Studium aus der Kindlichkeit machen, die sie dann als eingelernte Rolle im Publicum zur Schau tragen, die sind mir verhaßt, weil bei ihnen die einstudirte Kindlichkeit alle zarte Weiblichkeit verdrängt, die doch der Hauptschmuck ihres Geschlechtes ist.“

So gutmüthig auch Christiane war, so gönnte sie Bettinen im Stillen für so manchen Nadelstich, womit sie von ihr verwundet worden war, doch nun auch die Pfeile, die Maier mit gewandter und sicherer Hand auf sie abschob, und die das hochmüthige Kind mitten in das Herz trafen.

Sie blieben jetzt vor einem Bilde der Sappho stehen, welches die Mythischen Dichterin in dem Augenblicke darstellte, wo sie im Begriffe ist, sich von dem Leucadischen Felsen herab in das Meer zu stürzen, der Lorbeerkranz lag zerrissen zu ihren Füßen, die Leyer mit schlaff herabhängenden Saiten lehnte zerbrochen an einem Felsen. Die unglückliche Dichterin stand mit weitausgestreckten Armen auf dem äußersten Felsenvorsprunge, an dessen Fuße sich die schäumenden Meereswellen brachen. Ihr Blick drückte maßlose Verzweiflung aus; die Zerfallenheit mit sich und der Welt sprach aus jedem Zuge des todtenbleichen Angesichtes; der violette, goldbesäumte Mantel, den sie über dem weißen Untergewande trug, flatterte gleich den langen aufgelösten Haaren, im Winde. Das Bild war schaurig schön und machte einen großartigen Eindruck.

„Mir gruselt, wenn ich die arme Person ansehe,“ sagte Christiane. „Die muß recht unglücklich gewesen sein.“

„In der Einbildung allerdings,“ antwortete Maier; „sie würde es aber nicht gewesen sein, wenn sie ihren Pflichten nach gelebt hätte. So aber war sie ein phantastisches Wesen, die einen Mann mit unverlangter Liebe verfolgte, sich ihm aufdrängte, sein Leben durchkreuzte und ihm tausend Unannehmlichkeiten bereitete. Phaon nahm nun ein von ihm geliebtes Mädchen zur Frau; da ward die alte Närrin, die, wie Einige behaupten wollen, ebenfalls verheirathet gewesen sein soll, doch ist Dieses nicht erwiesen — Teufelstoll, und sprang, um ihre verliebte Gluth zu fühlen, in das salzige Meer. Es war das Beste, was sie thun konnte, und es wäre zu wünschen, daß alle Närrinnen, die ähnliche Gelüste tragend, den Männern ihre Liebe auf dem Teller präsentiren, ihrem Beispiele folgten und die Welt durch ein kaltes Bad von ihrer unnützen Gegenwart befreiten.“

„Ei, der Maier geberdet sich ja als Weiberfeind,“ rief Christiane recht herzlich lachend. „Ich hatte bisher immer geglaubt, Sie seien ein Verehrer des schönen Geschlechts.“

„Das bin ich auch, Frau Geheimrätthin, aber mit Maß und Ziel. Ich sage mit dem persischen Dichter: „Es giebt Frauen, die Rosen, andere, die Dornen sind; es giebt Frauen, die das Lächeln Gottes, andere, die eine Gesichtsverzerrung des Teufels sind.“ Den Ersteren widme ich meine ganze Verehrung, den Andern gehe ich aus dem Wege.“

Bei diesen Worten beschrieb er einen Halbkreis um Bettina herum, stellte sich auf die andere Seite und fuhr dann fort: „Eine Cornelia, die ihre Kinder als ihren schönsten Schmuck betrachtet, eine Arria, die mit dem Gatten stirbt, eine Antigone, die sich zur Führerin des blinden Vaters macht, eine Eponina, die mit dem verbannten Gemahle neun Jahre lang unter der Erde lebt, eine Herjilia, die den zum Hungertode verurtheilten Vater mit der Milch ihrer Brüste nährt und am Leben erhält,

eine Lucretia, die ihre geschändete Ehre nicht überleben will, ja, selbst eine Judith, die aus Vaterlandsliebe dem Feinde ihrer Nation den Kopf abschlägt, eine Johanna d'Arc, die sich zur Errettung ihres Vaterlandes in das Kampfgewühl stürzt, eine edle Patriotin, wie Charlotte Corday, eine Agostina, die nach dem Tode ihres Geliebten, auf den Wällen von Saragossa, wohin sie ihm eine Erquickung bringen wollte, an die Stelle des getödteten Artilleristen trat und die Kanonen auf die Feinde richtete, unter denen sie eine blutige Verheerung anrichtete, eine Johanna Steegen, die vor wenigen Jahren den Kämpfern bei Lüneburg unter dem heißesten Kugelregen Munition in ihrer Schürze zutrug, eine Elisabeth Fry, die sich in unsern Tagen in England zum Engel der Gefängnisse macht und die verwahrlosten Verbrecher zur Tugend zurückzuführen strebt, Das sind mir edle, nachahmungswürdige Vorbilder der Weiblichkeit. Aber eine Eva, die sich von der Schlange verlocken läßt, eine Lullia, die über den Leichnam des Vaters fährt, eine Theoigne Mericour, die sich zur blutdürstigen Hyäne macht, eine unzüchtige Potiphar, eine um Liebe winselnde Sappho, und wie das ganze Chor der verliebten Narrinnen weiter heißt, die ihre Bestimmung nicht begreifend, ein phantastisches Dasein führen, diese, ich wiederhole es, sind mir zuwider wie Gift."

Der Angriff war zu direct, als daß Bettina ihn hätte mißverstehen können; sie würgte jedoch ihren Ingrimm hinunter, denn sie fühlte, daß sie mit all' ihrem Wize der derben Gradheit des Malers nicht gewachsen war; sie hielt es also für das Beste, zum Rückzuge zu blasen. Nachdem sie noch einige Bilder angesehen hatte, sagte sie plötzlich:

„Die Hitze in diesen Sälen ist unerträglich; ich ersticke fast, ich muß an die Luft. — Und ohne eine Antwort abzuwarten, lief sie mit schnellen Schritten dem Ausgange zu.

„Das war ein allzustarker Tabak für die arme Bettina,“

sagte die der jungen Frau nacheilende Christiane im Fortschreiten zu dem Hausfreunde.

„Wohl ihr, wenn er wirkt, und sie tüchtig in's Niesen kommt, dann wird ihr das Gehirn vielleicht von den verrückten Dünsten befreit, die es umnebeln,“ sagte Maier. „Sie hat die Lektion auch um Thretwillen verdient, liebe Geheimeräthlin.“

„Um! Ich nehme es so genau nicht mit ihr und halte ihr Viel zu gut um des Geheimeraths willen; Sie haben es aber wirklich zu arg mit ihr gemacht.“

„Ich habe ja nur im Allgemeinen gesprochen, übrigens, wen's juckt, der mag sich fragen.“

Bei diesen Worten öffnete er der Geheimeräthlin die Ausgangsthür und empfahl sich ihr mit einer tiefen Verbeugung.

Unter der Thorhalle traf sie mit Bettina zusammen, die ihrem Borne nun freien Lauf ließ.

„Nein,“ rief sie vor Wuth zitternd, „einen gröbern Flegel, als den Maier, findet man selbst unter dem Sachsenhäuser Janhagel nicht, und Das will viel sagen. Ich werde den Grobian mein Lebtag nicht mehr ansehen.“

„Warum denn nicht? Was hat er denn gethan?“ fragte Christiane ganz unbefangen.

„Meinen Sie denn, ich wäre so dumm, daß ich seine Sottisen nicht verstanden hätte, die alle direct auf mich gemünzt waren?“

„Wer wird denn gleich Alles auf sich beziehen? Der Maier hat es gewiß nicht böse gemeint und sprach nur in Bezug auf die Bilder, woher er denn Veranlassung nahm, seine Ansichten über unser Geschlecht im Allgemeinen auszusprechen.“

„Ja freilich, Sie dürfen ihm nicht abstecken, denn für Sie ist er lauter Honig, während er für mich lauter Eßig ist. Mich kann er nicht riechen — und ist mir daher nicht grün; vor Ihnen macht er den Scherwenzler und hat auch alle Ur-

sache dazu, da er doch Nichts weiter als ein pique-assiette an Göthe's Tische ist."

„Der Maier eine Bique-Aß!“ rief Christiane ganz erstaunt. „Das verstehe ich nicht, Bettina. Was wollen Sie damit sagen?“

„Wenn Sie es nicht verstehen, so lassen Sie sich's von Jemand auslegen, der es versteht. Ich werde Göthe bitten, diesen Menschen aus seinem Hause zu lassen, wenigstens so lange ich noch hier bin. Ueberhaupt merkt man es dem Göthe an, daß er alt geworden ist, denn er fängt an, kindisch zu werden.“

Christianen stieg die Röthe des Zorns in die Wangen und sie sagte sehr gereizt: „So lange Sie über Andere herfielen, mußte ich es mir gefallen lassen, aber da Sie sich mit Ihrer Ungezogenheit auch an den Geheimrath wagen, den ich gewohnt bin, als ein höheres Wesen zu betrachten, so sage ich Ihnen, nehmen Sie Ihre Worte zurück, oder es wird nicht gut zwischen uns werden.“

„Was gesagt ist, ist gesagt.“

„Bettina, nehmen Sie die Schmähung gegen den Geheimrath zurück.“

„Nein, ich werde sie ihm vielmehr in's Gesicht sagen.“

„Das verbiete ich Ihnen, Bettina! Sie dürfen ihn nicht beleidigen, ihm nicht wehe thun, sonst . . .“

„Nun, wollen Sie mich etwa herausfordern auf den Kochlöffel oder auf den Borstwisch?“ rief Bettina mit einem grellen Gelächter. „Ich gestehe, daß ich in diesen Waffen, die Sie von Jugend an geführt haben, nicht geübt bin, Sie würden also zu sehr im Vortheil sein.“

„Frau von Arnim!“ rief Christiane in der höchsten Empörung des Gefühls.

„Mamsell Bulpia!“ entgegnete Bettina mit giftigem Spotte. Christiane warf das Haupt stolz zurück, sah Bettinen mit

Hoheit an und sagte: „Sie scheinen ganz und gar zu vergessen, daß Sie die rechtmäßige Gemahlin Sr. Excellenz, des Herrn Geheimeraths von Göthe vor sich haben.“

„Diese Heirath war auch der gescheidteste Streich nicht, den Göthe gemacht hat,“ brummte Bettina zwischen den Zähnen, doch laut genug, daß Christiane es hören konnte; dann setzte sie laut hinzu: „Wenn ich Das auch nicht vergesse, so kann ich doch eben so wenig vergessen, daß ich diese weibliche Excellenz — dabei machte sie eine spöttische Verbeugung — gestern Abend nach Tische in einem Zustande sah, der einem betrunkenen Dragoner alle Ehre gemacht haben würde.“

Christiane zuckte die Achseln, wandte sich ab und sagte Nichts weiter, als: „Sie sind eine Gans, man darf Ihnen Nichts übel nehmen.“

„Und Sie,“ rief Bettina im höchsten Zorne, „Sie sind eine wahnsinnige Blutwurst, und Ihr heutiges Benehmen ist wahrscheinlich noch eine Folge Ihres gestrigen Rausches.*)“

Als sie Das gesagt hatte, lief Bettina mit Schnellläuferschritten fort und war bald aus Christianens Augen entschwunden.

Christiane kam nicht leicht aus der Fassung, aber diese unverdienten Beleidigungen waren denn doch zu stark für sie. Sie war todtenbleich geworden, ihre Augen hatten sich mit brennenden Thränen gefüllt, die ihr jetzt langsam über die Wangen rollten, dann aber wischte sie entschlossen die feuchten Perlen ab und ging nach Hause.

Sie begab sich sogleich in das Zimmer ihres Gemahls und erzählte ihm den Vorfall in der Gemäldegallerie mit Maier, sowie auch die daraus entstandenen Folgen. Göthe hörte sie aufmerksam an. Als sie an die Stelle kam, wo Bettina den Hausfreund als Pique-assiette bezeichnet hatte,

*) Thatsächlich.

sagte sie: „Sie nannte den Maier eine Pique-Uß — was sie nur damit sagen wollte? So viel mir bekannt, ist der Maier kein Spieler. Es ist kein Sinn und Verstand in dieser Benennung. Weiß der Geheimerath vielleicht, was sie damit meinte?“

„Ja,“ versetzte Göthe, „mit der Benennung pique-assiette — was sie doch wahrscheinlich gesagt haben wird, bezeichnet man einen gemeinen Tellerlecker, was unser Freund doch wahrlich nicht ist. Aber fahre fort in Deinem Berichte.“

Christiane erzählte weiter. Sie setzte keine Sylbe dazu, aber sie ließ auch das Lüpfelchen auf dem i nicht weg. Göthe, der sie fortwährend sehr gelassen angehört hatte, streichelte ihr, als sie fertig war, gutmüthig die Wange.

„Nimm Dir die Sache nicht zu Herzen, Christiane,“ sagte er, „und denke, daß man auf eine Beleidigung von der närrischen Bettina kein Gewicht legen darf. Geh auf Dein Zimmer, schlage Dir die dumme Geschichte aus dem Sinne, und überlasse es Deinem Manne, der beleidigten Ehre seiner mißhandelten Frau die gehörige Satisfaction zu geben.“

Kaum hatte Christiane sich entfernt, als sich Göthe an den Schreibtisch setzte und mit hastigen Zügen einige Zeilen auf das Papier warf, den Brief siegelte und ihn an Frau von Arnim in den Elephanten schickte.

Als Bettina in der heftigsten innerlichen Erregung nach Hause gekommen war, hatte sie Hut und Shawl abgeworfen; der Hut war unter den Tisch, der Shawl in den Waschkübel, Handschuhe und der Sonnenschirm hinter den Ofen geflogen; sie selbst hatte sich auf das Sopha gekauert; die Beine hinaufgezogen, die Arme darum geschlungen und den Kopf auf die Kniee gestützt, saß sie da wie eine Gnomide, die über bösen Anschlägen brütet. Es war ihr nicht wohl zu Muthe, denn bei ruhigerem Nachdenken sah sie doch ein, daß sie sich viel zu viel erlaubt hatte; ihr ahnte, daß Göthe die Sache nicht

so leicht nehmen würde, und sie sann, wie sie ihm den Vorfall wohl am Besten wegschmeicheln könnte. Da kam der Kellner und brachte ihr einen für sie abgegebenen Brief.

Noch ehe sie ihn in der Hand hatte, erkannte sie an dem blauen Couvert, daß er von Göthe sei. Das Herz begann ihr gewaltig zu schlagen. Sie erbrach das Siegel und las:

„Der heutige Vorfall veranlaßt mich, Dir den ferneren
 „Besuch meines Hauses, ein für alle Mal, zu verbieten.
 „Wer die Frau beleidigt, die meinen Namen trägt und
 „meinem Herzen theuer ist, beleidigt mich hundertfach, und
 „so wirst Du begreifen, daß alle bisher zwischen uns be-
 „standenen Beziehungen auf immer abgebrochen sein müssen.
 W. v. Göthe.“

Bettina war wie vernichtet, Das hatte sie nicht erwartet. Bald aber sprang sie auf, suchte ihre Sachen zusammen, und ohne zu bemerken, daß der ganze hintere Theil ihres Shawls, den sie in der Eile umwarf, von dem schmutzigen Waschwasser durchnäßt war, die Feuchtigkeit an ihr herabtropfte und eine Spur hinter ihr bildete, stürmte sie nach dem Göthe'schen Hause und drang in das Zimmer des Geheimraths.

Ihre Wangen waren sehr erhibt, ihre Augen schossen Blitze, das Haar hing ihr wirr und unordentlich unter dem Hute hervor.

„Göthe! Göthe!“ rief sie, mitten im Zimmer stehen bleibend, mit zitternder Stimme und konnte nicht weiter sprechen.

Er drehte sich um, heftete den zürnenden Blick fest auf sie und fragte kalt: „Hast Du meinen Brief nicht erhalten?“

„O ja, ja!“ rief sie und hob die Hände flehend zu ihm auf. „Ich weiß, daß ich im Zorne gesehlt habe. . . . O, sieh mich nicht an mit diesen Blicken eines Weltzertrümmernden Gottes, verzeihe mir — mein Herz wußte Nichts von meinen unartigen Worten — ich will Deine Frau um Verzeihung bitten.“

„Nein,“ sagte er mit Bestimmtheit, „nein, Du sollst das Antlitz meiner schwergekränkten Frau nicht mehr schauen, sollst ihre Augen durch Deinen Anblick nicht mehr beleidigen — es bleibt bei meinem Ausspruche.“

„So liebst Du denn Deine Frau?“

„Ja, ich liebe und ehre sie, und wenn sie auch nicht Fehlerfrei ist, so hat sie trotz ihrer Fehler, doch hundert Mal mehr Weiblichkeit und Herzensgüte, als Du.“

Jetzt sank Bettina auf die Kniee und rief: „Verstoße mich nicht, vergieb mir nur noch dies eine Mal, es wird gewiß nie wieder was Aehnliches vorkommen.“

Göthe stand auf, riß sie empor und rief unwillig: „Laß dergleichen Ueberschwenglichkeiten, Du weißt, ich liebe sie nicht. Du hast einen mir werthen Freund geschmäht, Du hast mein Weib auf die gemeinste, gröblichste Weise beleidigt — es kann kein Verkehr mehr zwischen uns bestehen.“

„Göthe, Göthe, vermagst Du meine Liebe so zu lohnen?“

„Bettina,“ sagte er, „auch dieser Roman muß sein Ende finden; ich hätte Deine Hingebung benutzen können, ich habe es nie gethan; Du gehörst jetzt einem Andern, und Deine und seine Ehre zu wahren, darfst Du durch Deine Rücksichtslosigkeiten Dich nicht der Gefahr aussetzen, daß die Welt Dich meine Maitresse nennt, und das kann nicht ausbleiben, wenn Du so fortfährst, wie bisher.“

„Dem Reinen ist Alles rein,“ rief Bettina und blickte ihn zornig an.

„Aber die Welt liebt das Strahlende zu schwärzen, sagt Schiller; und kurz und gut, ich bin fest entschlossen, ein Verhältniß aufzulösen, welches Du nicht in den Grenzen der Freundschaft lassen wolltest, und das mir tausend Verlegenheiten brachte. Weder Bitten noch Flehen wird mich von meinem Entschlusse abbringen, der unerschütterlich ist. — Lebe wohl.“

Bettina stand einen Augenblick wie erstarrt, dann sagte

sie dumpf: „Welche Schmach vor der Welt! Was wird mein Mann sagen, wenn er kommt und mich nicht mehr hier findet. . . . Und ist Das der Lohn für so viel Liebe?“

„Der Welt werde ich Nichts davon ausplaudern,“ erwiderte Göthe. „Deinem Manne werde ich die Gründe meiner Handlungsweise vorlegen, und er wird sie billigen. Für meinen Verlust wirst Du, wie recht und billig, in den Umarmungen Deines Gatten Ersatz finden, und da Deine Liebe ihre Wurzeln in der Phantasie, nicht aber in dem Herzen geschlagen hat, so wirst Du sie bald genug vergessen. Nochmals, lebe wohl.“

Bettina blieb noch einen Augenblick Gedankenvoll stehen, dann wandte sie sich rasch und trotzig um, und verließ ohne ein Wort zu sagen, das Zimmer.

1812.

Maitressenränke.

Der Herzog Karl August war noch immer derselbe, er lebte burschicos fort, wie er es immer gethan; die Welt gefiel ihm und er war der Welt stets durch die regste Lebenslust verbunden.

Die Herzogin Luise, die schon frühe ganz einsam gelebt hatte in der Welt, ohne ein weibliches Wesen zu haben, das ihren Bedürfnissen nach Freundschaft genügt hätte, lebte in ihrer gewohnten Weise fort. Sie glaubte sich ziemlich genau zu kennen, und aus dieser Selbsterkenntniß die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß ihre Existenz auf keine andere wohlthätig zu wirken vermöge. Darum blieb sie kalt und in sich verschlossen, darum fiel es ihr nicht schwer, nach der Geburt ihres letzten Kindes, aus Gesundheitsrückichten auf das weitere eheliche Zusammenleben mit ihrem Gemahle zu verzichten und ruhig zuzusehen, daß Dieser sein Herz an eine Andere hing. Ihrer leidenschaftslosen Natur, die weder Begierde hegte, noch die marternden Qualen der Eifersucht kannte, wurde es nicht schwer, den Gatten frei zu geben, eine Nebenbuhlerin zu dulden.

Die Jagemann, oder vielmehr Frau von Seygendorf, wie sie sich jetzt nannte, hatte einen ungeheuern Einfluß auf den

Herzog gewonnen, und benahm sich, ihrer Macht auf den alten Herrn gar wohl bewußt, mit einer Arroganz, die wahrlich ihres Gleichen suchte. Schon im Jahr 1804 mußte Demoiselle Jagemann eine Reise von einigen Monaten machen, um dem Herzoge ihren ersten Sohn in der Stille zu gebären. Als sie zum ersten Mal wieder in Weimar auftrat, war ihr Organ noch sehr schwach und angegriffen, aber ihr Spiel war so hinreißend, daß sie mit Beifallsbeweisen, Blumen und Kränzen fast überschüttet wurde, besonders aber war der Herzog entzückt von seiner schönen Geliebten. Einige Tage darauf schenkte ihr der Herzog das Rittergut Heygendorf im Altstädtischen, das er für sie hatte kaufen lassen, und erhob sie als Frau von Heygendorf in den Adelsstand.

Die nunmehrige adelige Dame, die sich mit dem größten Aplomb in ihren neuen Standesverhältnissen zu benehmen wußte, hatte wiederholt nothwendige Reisen zu machen, und gebar ihrem herzoglichen Geliebten noch einen zweiten Sohn, und später auch eine Tochter.

Karl August fühlte sich überglücklich in dem Besitze der schönen Frau, die ihm auf die ausgesuchteste Art zu schmeicheln, und den alten Herrn immer fester an sich zu fetten verstand.

Das Bild der Sappho, das in der letzten Ausstellung so großes Aufsehen gemacht hatte, brachte den Herzog auf den Gedanken, seine Geliebte ebenfalls als Sappho malen zu lassen — aber nicht als unglücklich Liebende, die das Ende ihrer Qual im Tode sucht, sollte sie gemalt werden, sondern als allbewunderte Dichterin, der ganz Griechenland die Kränze wohlverdienten Ruhms huldigend zu Füßen legt.

Einer der geschicktesten Maler erhielt den Auftrag, das Werk zu fertigen, und die damals hohe Dreißigerin, die aber noch hinreißend schön war, bestimmte ihm die Stunden, in welchen sie ihm sitzen wollte.

Als das Bild fertig war, war es ein vollendetes Meisterwerk. Sappho war in einer Berggegend sitzend dargestellt. Die Saiten der Leyer mit kunstfertigen Fingern rührend, die schönen Augen gen Himmel geschlagen saß sie in Dichterischer, recitirender Begeisterung auf einem Felsenvorsprunge. Den plastisch-schönen Körper umfloß ein weißes Gewand, über welches, bis an die Hüften reichend, ein ebenfalls weißer Ueberwurf fiel, dessen Goldstickereien am Saume sich scharf von dem Unterkleide abzeichneten. Ein ihr von den Schultern gesunkener Purpurmantel lag ihr auf den Knien. Der entblößte wunderschöne Hals, die vollen üppigen Arme waren mit reichen Goldspangen geschmückt. Das Haupt umgab ein dunkler Lorbeerkranz, unter dem hervor sich die dunkelblonden Haare auf die Stirn ringelten.

Der Herzog war bezaubert von dem wohlgelungenen Bilde, dessen Character, trotz des deutschen Typus, etwas Antiques hatte, und es war nicht zu läugnen, daß in dieser edel-schönen Form ein Geist wohnte, der an Energie der Seele dem Manne verwandt war, dem sie sich in Liebe und Verehrung hingegeben hatte. Der Herzog befahl, das Gemälde auf die eben stattfindende Ausstellung zu bringen.

Der Platz vor demselben ward den ganzen Tag nicht leer von Besuchern, die der hohen Meisterschaft des Malers und der Schönheit des Originals den Zoll der Bewunderung darbrachten.

Eines Tags besuchte auch die Großfürstin Marie, von einigen Herren und Damen ihres Hofstaates begleitet, die Ausstellung.

Die Großfürstin war vielleicht die Einzige am ganzen herzoglichen Hofe, die eine entschiedene Gegnerin der Seygen-dorf war und Dessen kein Hehl hatte. Ihr keuscher, sittlicher Sinn war von Natur aus der Maitressenwirthschaft abgeneigt, aber mehr noch als Das verletzte es sie, daß ihre edle Schwieger-

mutter, für die sie eine unbegrenzte Verehrung hegte, einer Andern nachgesetzt ward. Ihre Abneigung gegen die Geliebte ihres Schwiegervaters nahm in dem Maße zu, als ihr oft Züge von deren Arroganz zu Ohren kamen, und sie mit Bestimmtheit erfuhr, daß sie sich sogar in Staatsangelegenheiten zu mischen wagte. Die Großfürstin ging daher fast gar nicht mehr in's Theater, wenn die Hengendorf auftrat, und endlich verbot sie es sogar, deren Namen vor ihr zu nennen.

Die Hengendorf hatte natürlich auch in den Hofkreisen Creaturen, die es um ihres Vortheils willen mit der allvermögenden maitresse en titre nicht verderben wollten, die ihnen nützen oder schaden konnte. So war ihr die Abneigung der Großfürstin bekannt geworden und sie vergalt ihr redlich Gleiches mit Gleichem.

Wie alle Andern, so blieb auch die Großfürstin in der Gemäldeausstellung bewundernd vor dem Bilde stehen, das einen herrlichen Totaleffect machte. — „Ein prachtvolles Gemälde ist dieses!“ Mit diesen Worten wandte sie sich an den Kammerherrn von Börl, und erkundigte sich sodann nach dem Namen des Meisters, der es gemalt habe.

Der Kammerherr nannte den Maler und setzte dann hinzu: „die Aehnlichkeit ist frappant.“

„Die Aehnlichkeit!“ rief die Großfürstin. „So ist es kein Gebilde der Phantasie? Wie ist mir denn,“ setzte sie, da sie sehr kurzichtig war, hinzu und nahm ihr Augenglas zu Hilfe — „in der That, diese Züge kommen mir bekannt vor. Ist es nicht die Person — nun, wie heißt sie doch nur gleich mit ihrem adligen Namen — die Hengendorf?“

„Zu hohem Befehl, kaiserliche Hoheit!“ erwiderte der Kammerherr, „es ist wirklich Frau von Hengendorf, die hier als Sappho dargestellt ist.“

„Und die Comödiantin hat die Effronterie, sich hier aufhängen zu lassen?“

„Es ist auf Befehl des Herzogs geschehen, kaiserliche Hoheit.“

„Ach so!“ erwiderte die Großfürstin gedehnt. „Es ist Schade, daß die Person nicht einen analogen Character wählte, um sich bildlich darstellen zu lassen; sie hätte sich offenbar als Jezabel müssen malen lassen — Das wäre Wahrheitgetreuer gewesen.“

Bei diesen Worten wandte sie dem Bilde den Rücken zu und ging weiter.

Als sie bald darauf die Ausstellung verließ, beliebte sie mit ihrer Begleitung einen Gang durch den Park zu machen.

Unter einer schönen großen Baumgruppe hielt sie an und nahm Platz auf einer darunter stehenden Gartenbank.

„Das ist mein Lieblingsplätzchen,“ sagte sie zu ihren Hofdamen. „Diese herrliche Baumpartie mit ihren weitüberhängenden schattigen Zweigen erinnert mich an eine Stelle in dem kaiserlichen Hofgarten meiner Heimath.“

„Kaiserliche Hoheit haben Recht,“ erwiderte eine Hofdame; „diese Bäume — gewiß die ältesten im ganzen Parke — machen einen sehr großartigen Eindruck.“

„Ich glaube, der ganze Park wäre mir verleidet, wenn ich diese Baumriesen mit ihren ehrwürdigen Laubhäuptern nicht mehr sände,“ hob die Großfürstin wieder an. „Das Plätzchen unter ihnen ist mir gar so traut und anheimelnd.“

Und noch lange ergoß sich die hohe Frau in Bemerkungen über die Schönheit dieses Ortes und über die Freude, die es ihr mache, unter diesen Bäumen zu sitzen und die lauwarme Luft einzuathmen. Endlich erhob sie sich und begab sich in das Schloß zurück.

Kaum war sie in ihren Gemächern angelangt und hatte ihr Gefolge verabschiedet, als der Kammerherr von Wörl sich zu Frau von Hengendorf begab.

Der Kammerherr war ein kleines, sehr mageres Männ-

chen, mit dünnen, kurzen Beinchen, auch pflegte man ihn nur das Gräschen zu nennen. Seine geistigen Fähigkeiten standen im Einklange mit seiner Persönlichkeit.

Er fand die Schauspielerin im reizendsten Anzuge in halb liegender Stellung auf ihrer Bergère hingegossen. Seine devoten Verbeugungen erwiderte sie mit einem kurzen Kopfnicken. Er blieb in Bewunderung versunken, vor ihr stehen.

„Reizend, reizend in der That,“ rief er aus. „Dieser weiße, mit zartem Grün durchwundene Turban kleidet Sie himmlisch, meine Gnädige. Sie gleichen der alttestamentarischen Esther, welche der verliebte König — Assuerus hieß er, glaube ich — auf seinen Thron erhob. O, möchten Sie, die Sie längst die Beherrscherin aller Herzen sind, dereinst auch wirkliche Beherrscherin auf einem Throne werden.“

„Das heißt, Sie wünschen der Herzogin Luise den Tod und mich an deren Stelle. Ist es nicht so, Gräschen?“ fragte die Heygendorf.

Graf Börl sah sich erschrocken um; er wollte sich überzeugen, ob Niemand die Worte gehört habe, denen man eine so hochverrätherische Deutung geben konnte; dann sagte er mit einem schmachttenden Lächeln: „Solches ist allerdings der geheime Wunsch meines treuergebenen Herzens, aber die Vorsicht gebietet, derlei geheime Wünsche nicht laut werden zu lassen — also bitte ich meine schöne, liebe, himmlische Gnädige, mich durch Verlautbarung der geheimen Sehnsucht meines Herzens nicht in's Unglück zu stürzen und mir das süße Geheimniß treulich zu bewahren.“

Bei diesen Worten legte er mit einer sprechenden Geberde den Finger auf den Mund.

„Hoffschranze!“ rief die Heygendorf mit wegwerfender Miene und nahm eine noch bequemere Stellung an. „Schleichen Sie mir doch den Schemel mehr unter die Füße, Gräs-

chen," fuhr sie fort, „und dann setzen Sie sich hier auf dieses Tabouret und erzählen Sie mir, was es Neues giebt und was Sie diesen Morgen getrieben haben.“

„Nicht Viel, meine adorable Gebieterin!“ antwortete der Graf, indem er sich auf den Rand des ihm angewiesenen Sitzes niederließ, um seine kurzen Beinchen nicht in der Luft schweben zu lassen: „Nicht Viel — ich habe unsere kaiserliche Hoheit in die Ausstellung begleitet.“

„Die Russin?“ rief die Heygendorf mit verächtlich aufgeworfenen Lippen.

„Ja, unsere durchlauchtigste Großfürstin.“

„Hat sie mein Portrait gesehen?“

„Allerdings, sie war entzückt davon. Ich mußte ihr den Namen des Malers nennen.“

„Nun, Das ist neu,“ rief die Schauspielerin, indem sie sich halb aufrichtete. „Ich dachte bisher, ich wäre ihr sogar im Bilde verhaßt.“

„Sie hatte Sie allerdings nicht erkannt,“ schaltete der Kammerherr mit einiger Verlegenheit ein; „meine liebe Gnädige werden ja wissen, daß die Frau Großfürstin sehr kurzsichtig an den Augen sind.“

„Und hat sie mich auch später nicht erkannt?“

„Doch, doch, man half ihr auf die Sprünge.“

„Und wie hat sie sich da geäußert?“

Wörl zog die Achseln bis an die Ohren, machte ein sehr diplomatisches Gesicht und schwieg.

„Werden Sie reden, Gräschen?“ fuhr ihn die Heygendorf mit Bornfunkelnden Augen an.

„Ich wage in der That nicht zu wiederholen, was Ihre kaiserliche Hoheit zu äußern beliebten.“

„Auf der Stelle reden Sie,“ befahl die Schauspielerin; „ich will Alles wissen, Gräschen, und daß Sie sich ja nicht unterstehen mich zu belügen, sonst ist es Nichts mit der Haupt-

mannsstelle, um die sich Ihr Neffe bewirbt, Das schwöre ich Ihnen bei meinem Einflusse, den Sie kennen."

„Wenn Sie denn durchaus befehlen, meine liebe Charmante," sagte kleinlaut der Kammerherr, „so muß ich meiner Göttin den Willen thun und das Unerhörte über meine Lippen gehen lassen."

„Spannen Sie mich doch nicht länger auf die Folter und öffnen Sie endlich die Schleusen Ihres sonst so redseligen Mundes."

„Nun denn," hob der Graf mit einem Seufzer an, „als Ihre Hoheit sich vermittelst ihres Augenglases überzeugt hatten, daß meine holde Priesterin der Musen unter der Gestalt der Sappho verborgen sei, sagte sie mit einer häßlichen Grimasse: „Es ist eine Efferterie von der Comödiantin, sich hier aufhängen zu lassen."

Frau von Heygendorf empfand einen schmerzlichen Stich in dem Herzen und mit bebender Stimme rief sie: „Weiter, Gräfschen, weiter."

Der Kammerherr fuhr fort: „Ihre Hoheit wandten hierauf dem Bilde den Rücken zu und sagten im Weitergehen: „Diese Person hätte besser gethan, sich als Jezabel malen zu lassen, Das wäre Wahrheitgetreuer gewesen. — Sie wissen doch, meine Sternestrahrende Schönheit, daß laut der Bibel die Jezabel die verruchte Königin war, die dem armen Manne seinen Acker wegnahm, sich das Angesicht schminkte, und am Ende zur Strafe für ihre Gräuelthaten von Hunden zerrissen ward."

Jetzt erhob sich Frau von Heygendorf und stand in ferkengerader Stellung vor dem erschrockenen Grafen, der sich von dem Tabouret herabgleiten ließ und einige Schritte zurück prallte. Die Wangen der beleidigten Frau glühten in dunkler Röthe, ihre Augen schossen Zornesblitze; ihre Aufregung war so groß, daß sie sich auf den Tisch stützen mußte und der feu-

henden Brust vermochten sich keine Worte zu entringen. Endlich stieß sie die Worte hervor: „Das — Das — Das hat sie sich zu äußern — unterstanden?“

„Das hat sie,“ antwortete der verblüffte Kammerherr. „Aber alteriren Sie sich nicht so darüber, schöne Frau — es könnte Ihren lieben Nerven, Ihrer kostbarer Gesundheit schaden.“

Die Heygendorf ließ sich wieder auf ihre Bergère fallen und fragte mit anscheinend wiedergewonnener Ruhe: „Und was geschah nachher?“

„Ihre Hoheit entfernten sich bald darauf, um einen Spaziergang durch den Park zu machen.“

„Was sprach sie dabei?“

„Nichts von Belang. Sie äußerte ihre Freude über die schöne Baumgruppe, die man hier aus Ihren Fenstern sehen kann, und meinte, die ganze Lust am Parke würde ihr verdorben sein, wenn sie je diese Bäume missen müßte.“

„Es ist gut, Gräfschen! Ich danke Ihnen, Sie können nun gehen, ich habe zu lernen und kann Sie nicht länger brauchen.“

Kaum hatte der Kammerherr die Thür hinter sich zugemacht, als sie aufsprang und mit drohenden Geberden rief: „Großfürstin, Großfürstin, Du bist zu weit gegangen, und obgleich Du eine Czarentochter bist, so sollst Du doch die Macht der von Dir verachteten Comödiantin empfinden. Die Person, die Du eine Jezabel nanntest, wird Dir noch mehr als einmal schmerzliche Thränen auspressen, und um anzufangen, sollen Deine Lieblingsbäume unter der Axt fallen.“

Sie ging noch eine Weile mit festzusammengekniffenen Lippen und Zornglühenden Wangen in dem Gemache auf und ab, dann schellte sie ihrer Kammerjungfer.

„Heute Abend wird jeder Besuch abgewiesen, wer es auch sein mag; ich bin für Niemand zu Hause, als für den Herzog.“

„Schön, gnädige Frau.“

Als der Abend heran kam, machte sie eine studirte Toilette. Sie ließ sich das Haar nach griechischer Art ordnen und mit schmalen silbernen Bändern durchziehen; dann zog sie ein Gewand von Himmelblauer Seide an, das nach damaliger Mode sehr kurz und enge, alle Körperformen zeigte; um die sehr kurze Taille trug sie ein blaues Atlasband, das unter der Brust eine Schleife bildete und dessen lange Enden bis auf den mit einer breiten Florpuffe besetzten Saum des kurzen Röckchens fielen, welches die schönsten, mit weißseidenen Schuhen und Strümpfen bekleideten Füßchen sehen ließ. Der sehr tiefe Ausschnitt des Kleides zeigte den herrlichen Nacken, die prachtvolle Büste einer griechischen Bildsäule. Der Ohren-, Hals- und Armschmuck bestand aus ciselirtem Silber — sie hatte nie so reizend ausgesehen — und sie wußte es.

Als der Herzog kam, blieb er wie geblendet vor seiner Geliebten stehen.

„Caroline, Du bist himmlisch schön in in diesem Anzuge,“ rief der Herzog bewundernd aus. „Erwartest Du heute große Gesellschaft, da Du eine so reizende Toilette gemacht hast?“

„Im Gegentheile; meine ganze Gesellschaft ist bereits versammelt, allen Andern habe ich meine Thür verboten lassen, auch puge ich mich nicht für jene seelenlosen Fragengesichter, sondern nur für Dich, mein Geliebter; nur für Dich will ich schön sein, nur Dir will ich gefallen, alles Andere ist mir gleichgültig.“

„Zaubererin!“ rief er, zog sie an sich und bedeckte ihr Mund, Augen, Nacken und Schultern mit brennenden Küßen.

Sie führte ihn zu einem weichen Sessel und der Thee wurde gebracht.

Jetzt machte sie die angenehme Wirthin, würzte den chinesischen Trank mit dem geistreichsten Geplauder, erzählte von ihren Kindern, die schön heranwüchsen und dem Vater so ähnlich sähen, und schmeichelte dem alten Herrn so süß, so

gar süß, daß er in einem wahren Meere von Entzücken schwamm.

Als der Thee getrunken und der Tisch auf seinen leichten Rollen abseits geschoben war, zog er mit einer raschen Bewegung die um ihn herum Gaukelnde an sich. Sie setzte sich auf seine Kniee und schlang die Arme um seinen Hals.

„Weib, Weib, wie machst Du mich so froh und glücklich!“ rief er begeistert aus. „Du überschüttest mich mit einer Fülle von Genüssen, um die mich selbst die Götter beneiden könnten. Könnte ich nur auch Etwas für Dich thun, das Dir eine so rechte herzliche Freude machte.“

„Das kannst Du, mein liebes Herzensväterchen,“ rief sie mit dem süßesten Wohllaute ihrer Stimme, und drückte ihr reizendes Gesicht an das seine, und streichelte mit ihrer zarten Hand ihm die gebräunte Wange, daß es ihm war, als ob er von einem Engelsfittige berührt würde. „Ja, Das kannst Du, mein Geliebter!“ wiederholte sie, „denn ich wollte Dir heute eine kleine Bitte vortragen.“

„Sprich, meine Sylphide, sprich,“ rief er feurig, „und wenn es Nichts ist, das gegen meine Ehre, die Würde meines Hauses oder das Wohl meiner Familie verstößt, so ist Deine Bitte gewährt.“

„Mein Wunsch verstößt in Nichts gegen diese Bedingungen. Ich möchte nur eine kleine Veränderung in dem Parke vornehmen lassen.“

„Thue Das, mein Kind, verändere nach Herzenslust. Bestelle Dir den Hofgärtner, und gieb ihm Deine Befehle.“

„Ich habe also Dein Wort, Väterchen?“

„Mein herzogliches Wort, und hier hast Du zum Ueberflusse noch meine Hand darauf.“

Jetzt erhob sich Frau von Seygendorf, und den Herzog mit sich nach dem Fenster ziehend, deutete sie auf die Baumgruppe und sagte:

„Du weißt, lieber August, wie sehr ich Fernsichten liebe. Dort die häßlichen alten Bäume versperren mir die Aussicht, sie müssen fallen.“

„Diese Bäume!“ rief der Herzog fast erschrocken, „diese Bäume, der Schmuck und die Zierde des ganzen Parks! Fordere alles Andere, Caroline, nur Das nicht; das Plätzchen, das diese Bäume beschatten, ist der Lieblingsaufenthalt meiner Schwiegertochter.“

„Ja freilich,“ rief die Seygendorf sehr piquirt, „wenn die Frau Großfürstin dem Herzen Eurer Hoheit näher steht, als ich, so müssen die Bäume wohl stehen bleiben.“

„Caroline, was ist Das für ein Ton?“ rief der Fürst mit Behmuth.

„Ich könnte mich allerdings darauf berufen,“ hob die Seygendorf wieder an, „daß ich das Wort Eurer Hoheit habe, und daß einem Manne, besonders einem Fürsten, sein Wort heilig sein muß — aber da die Suchtenduftende Russin dem Herzen Eurer Hoheit um so Viel näher steht, als ich, so gebe ich Höchstdenselben Dero herzogliches Wort zurück.“

Als sie Das gesagt hatte, wollte sie, indem eine Thräne ihren schönen Augen entrollte, die sie Sorge trug, den Herzog sehen zu lassen, sich aus dem Zimmer entfernen. Karl August eilte ihr nach, umschlang ihren Leib, und führte die sich Sträubende zurück.

„Du hast mein Wort,“ sagte er, „und so mögen denn die schönen Bäume in Gottes Namen fallen.“

Mit einem Freudenschrei hing Caroline an seinem Halse.

„Aber,“ hob der Herzog betrübt wieder an, „was wird die gute Marie sagen, wenn sie hört, daß dieser Bandalismus ausgeführt werden soll?“

„Sie braucht es ja nicht eher zu erfahren, als bis es geschehen ist,“ warf ihm Caroline schnell ein. „Wir warten ab, bis sie verreist ist.“

„Sie geht schon morgen auf acht Tage nach Belvedere.“

„Desto besser. Wenn sie dann wiederkommt und Nichts mehr findet, so wird die Czarentochter es wohl machen müssen, wie es der Kaiser macht.“

„Und wie macht es Der?“

„Da, wo er Nichts mehr findet, giebt er sein Recht verloren.“

„O Zaubererin! Zaubererin!“ rief abermals der Herzog, und breitete ihr die Arme entgegen; sie sank hinein und erstickte sein letztes Bedenken unter ihren Küssen.

Als die Großfürstin von Belvedere zurückkam, wagte Niemand ihr zu sagen, was indessen im Park vorgegangen war.

Zur gewohnten Stunde machte sie in Begleitung zweier Hofdamen und eines Gesellschaftscavaliers ihren Gang durch den Park, schlug den Weg nach ihrem Lieblingsplätzchen ein, und stand starr vor Erstaunen, als sie es demolirt fand.

„Was ist Das?“ rief sie mit schmerzlichem Erstaunen.

„O, wer hat mir Das gethan?“

Ihre Begleitung blieb stumm, Niemand wollte es wagen, den Herzog zu tadeln.

In tiefer Wehmuth ließ sich die Großfürstin auf eine Gartenbank fallen, dann befahl sie, den Hofgärtner zu rufen.

„Warum ist dieser schöne Platz so unverantwortlich verwüstet worden?“ fragte sie, sobald der Gärtner mit der Mütze in der Hand vor ihr stand.

„Hoheit,“ erwiderte er, „ich habe mit blutendem Herzen die schönen ehrwürdigen Bäume fällen lassen.“

„Auf wessen Antrieb geschah es?“

„Auf Befehl des Herzogs.“

„Des Herzogs!“ wiederholte die Großfürstin. „Und er wußte doch, daß es mein Lieblingsplätzchen war.“

„Auch schien es seiner Hoheit Leid um die Bäume zu sein,“ bemerkte der Hofgärtner, „aber . . .“

„Sprechen Sie weiter,“ drängte die Großfürstin.

„Aber Frau von Seygendorf war bei ihm, und schien ein besonderes Gewicht auf das Fällen der Bäume zu legen.“

„Ah so, die Comödiantin!“ rief die Großfürstin, und gab dem Hofgärtner das Entlassungszeichen. Als er sich zurückgezogen hatte, erhob sie sich. Zwei große Thränenen rollten über ihre Wangen, indem sie zu ihrer Begleitung sagte: „Der Park hat allen Reiz für mich verloren, ich werde mir künftig ein anderes Ziel für meine Spaziergänge suchen müssen.“

Ende des neunten Bandes.
(Des Ersten des Greisenalters.)

Der Roman eines Dichterlebens.

III. Abtheilung:

Göthe's Greisenalter.

(1807—1832.)

Von

K. Th. Zianitzka.

Zweiter Band.



Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1863.

1807—1832

oder

Goethe's Greisenalter.

Von

H. Th. Zianitzka.

Zweiter Band.



Leipzig,

Berlag von Christian Ernst Kollmann.

1863.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Goethe's Greifenalter.

(1807 — 1832.)

Zweiter Band.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

1812.	Beethoven.....	1
1813.	Wieland's letzte Tage.....	16
1813.	Patriotisches Streben.....	29
1813.	Der Helmgang einer schönen Seele.....	42
1814.	In Wiesbaden und Frankfurt.....	51
1814.	Eine Theaterprobe.....	60
1815.	Eine Liebesidylle und ihr tragisches Ende.....	78
1816.	Ein unverhofftes Wiedersehen.....	110
1816.	Ein bitteres Scheiden.....	124
1816.	Der Hund des Aubry de Montdidier.....	133
1817.	Goethe des Diebstahls beschuldigt.....	144
1822.	Ulrike von Lewezow.....	153
1822.	Ein Echo aus längstvergangener Zeit.....	178



1812.

Beethoven.

Indessen diese Vorgänge in Weimar stattfanden, befand sich Göthe auf dem Wege nach Teplitz, wo er dies Mal die Badesaison zubringen wollte.

Am ersten Tage einer beginnenden Badecur fühlt man sich noch fremd unter den vielen nie gesehenen Gesichtern, die sich zusammendrängen, um sich Genesung aus dem Heilquell der Hygea zu schöpfen, und doppelt fremd, wenn man solch' einen Badeort zum ersten Male besucht.

So ging es auch Göthen. Am Morgen nach seiner Ankunft trank er seinen Brunnen, wandelte in den Alleen auf und ab und besah sich die Leute, unter denen er nur wenige Physiognomien fand, die ihn ansprachen oder ihm auffielen. Alte Herren und alte Damen wandelten auf und ab oder ließen sich in Kollwägelchen ziehen; manche abgeblühte Mutter hatte eine schöne aufblühende Tochter zur Seite, die neugierig beängelt wurde von jungen abgelebten Greisen, die Gesundheit und Kraft leichtsinnig vergeudet hatten und jetzt neue Stärkung suchten, nicht um künftig weiser zu handeln, sondern vielmehr um ihr altes Treiben wieder beginnen zu können. Alte zahnlöse Jungfrauen schlichen umher und beseufzeten, daß die stief-

mütterliche Natur nicht auch einen Verjüngungsquell aus ihrem Schooße hervorprudeln lasse, und scrophulöse Kinder mit häßlich aufgeworfenem Munde, rothen Triefaugen, unförmlich dicken Leib und kurzen Beinchen waren überall zu sehen.

Jetzt bemerkte Göthe in einer Allee einen Mann, der einsam auf einer Bank saß und mit einem Bleistifte auf einzelne Streifen Papier, denen er sein Taschenbuch zur Unterlage gab, Allerlei zu notiren schien.

Dieser im reiferen Mannesalter stehende Fremde war eine untersekte Gestalt mit breiter Brust; das unschöne Gesicht, auf dem jedoch der Widerschein des dem Körper innewohnenden Genius strahlte, war so starr und regungslos, daß es aus Marmor gemeißelt oder aus Erz gegossen zu sein schien; die hohe, gewölbte, Gedankenreiche Stirne überfluthete ein üppiger, bereits mit etwas Grau untermischter dunkler Haarmuchs, der fast wie eine Löwenmähne aussah.

„Das ist kein gewöhnlicher Mensch,“ sprach Göthe zu sich selbst, „wer mag es sein? So sieht nur Einer aus, der Vieles und Großes zu leisten vermag.“

In diesem Augenblicke fiel auf einem der Grundstücke, die sich damals noch hinter den Alleen herzogen, und mit Obstbäumen besetzt waren, ein Schuß unter die naschhaften Spagen, die entsezt davon flogen. Manchem weiblichen Munde entfuhr ein Schreckenschrei, und selbst die Männer sahen sich wenigstens um; nur der schreibende Mann auf der Bank blieb regungslos, keine Muskel zuckte an ihm. Göthe schloß daraus, daß er sehr in seine Arbeit vertieft, wenn nicht gar taub sein müsse. Er erkundigte sich bei einem vorübergehenden Badegaste, wer wohl dieser Mann sein möge — aber Dieser entschuldigte seine Unkenntniß mit seiner erst gestern erfolgten Ankunft.

„Laß sehen, vielleicht giebt die Badeliste Auskunft,“ dachte Göthe, ging an die aufgeschlagene Bude eines Buchhändlers und kaufte sich eine Badeliste.

Sein Auge überflog die Namen, aber keiner schien ihm auf den Fremden zu passen; da blieb sein Blick ganz zuletzt, auf dem Namen Beethoven haften.

„Beethoven!“ rief er; „ja Das könnte Beethoven sein — aber,“ fügte er nachdenkend hinzu, „wenn dieser Mann wirklich taub ist, so kann es Beethoven nicht sein; einen Mann, der solche Tonschöpfungen hervorzubringen vermag, den strafen die Götter nicht mit Taubheit.“

Er ging wieder in die Gegend, wo der Fremde saß. Es stand ein Herr bei ihm, der ihm eine angenehme Nachricht mitzutheilen schien, denn ein heller Freudenschimmer, zog über sein Gesicht. Der Herr ging weiter; der Zurückbleibende legte jetzt seine Schreibtafel neben sich und sah sich wie suchend unter den Auf- und Abwandelnden um. Im Näherkommen konnte Göthe's scharfes Auge bemerken, daß die Papierstreifen, die der Mann neben sich gelegt hatte, mit Zahlen, Noten und Zeichen beschrieben waren. Kein Zweifel mehr, es mußte Beethoven sein. Er ging noch einige Schritte weiter; der Mann erhob sich, ließ den forschenden Blick einen Augenblick auf dem ihm Gegenüberstehenden weilen, und mit dem gleichzeitigen Ausrufe: „Göthe! Beethoven!“ breiteten sie die Arme aus, und zwei der größten Geister ihres Jahrhunderts lagen einander an der Brust und Jeder fühlte den heftigen Herzensschlag des Andern.

Göthe sprach nun Worte voll Herzlichkeit und hoher Weihe zu dem Meister der Töne, aber Dieser rief, auf seine Ohren deutend: „Lauter, lauter, ich verstehe Sie nicht.“

„Also taub, wirklich taub!“ rief Göthe mit tiefer Behemuth, indem er ihm mit der vollen Kraft seiner Lunge in die Ohren schrie. „Wie ist es möglich, Maestro, daß Sie bei solch' einem Gebrechen componiren können, als ob Ihnen die Engel die Melodien vorsängen.“

„Das thun auch die Engel, und ich höre sie mit den

Ohren der Seele," erwiderte Beethoven trübe und zog ein akustisches Rohr aus der Tasche, das er an sein rechtes Ohr setzte, um die Unterhaltung zu erleichtern. „Meine Ohren," fuhr er fort, „sind leider eine Scheidewand, durch die ich nicht leicht eine freundliche Communication haben kann — so bin ich denn in der Gesellschaft wie ein Frosch auf dem Sande, der wälzt sich und wälzt sich und kann nicht fort, bis eine wohlthätige Galathee ihn wieder in's gewaltige Meer hineinschafft."

„Leiden Sie schon lange an diesem Gebrechen?" fragte Göthe voll der regsten Theilnahme.

„Es mögen wohl an die zwölf Jahre sein, seit ich zuerst bemerkte, daß mein Gehör anfing hart zu werden. Ich habe viel Herbes erlebt, viel Schweres getragen im Leben, Herr Geheimerath, mich oft herumgebalgt mit dem ungerechten Weltgeschmeisse, aber doch war mir Nichts so herb und so schwer, als der Verlust meines Gehörs. Ein Musiker und taub — o, es ist grauenvoll und entsetzlich."

Er schlug die Hände vor die Stirn und athmete schwer.

„Und war keine Hülfe möglich?" fragte Göthe nach einer peinlichen Pause.

„Keine," erwiderte der Meister. „Die geschicktesten Aerzte Wiens haben ihre Kunst an mir erschöpft, ich habe umsonst alle Bäder besucht, umsonst die berühmtesten Heilkünstler zu Rathe gezogen, sie konnten mir nicht zurückgeben, was mir die Fügung Gottes genommen hatte. Ich bin ein Mann und weiß männlich zu tragen, aber mehr denn einmal war ich doch nahe daran, meinem elenden Leben ein Ende zu machen, und nur das Lesen des Plutarch, den ich allen andern Schriftstellern, selbst dem Homer, vorziehe, hielt mich ab, meinen frevelhaften Entschluß auszuführen. So trage ich denn, was ich nicht ändern kann — aber sagen Sie selbst, was ist ein Musiker, der seine eigenen Töne nicht zu vernehmen vermag?

Und ich werde noch ganz Stocktaub werden, dann bin ich übler daran als der Blinde, der doch wenigstens Theil an der Unterhaltung nehmen kann, der dem Leben nicht abstirbt, wie der Taube, der ein lebendig Todter unter den Menschen ist, die ihn nicht mögen, die seine langweilige Nähe fliehen.“

„Wie, Sie meinen wirklich, die Blindheit sei der Taubheit vorzuziehen?“

„Ja, so meine ich, denn der Blinde bleibt ein Mensch unter Menschen; er theilt ihre Freuden und Leiden, erfreut sich ihrer Aufmerksamkeit und Theilnahme, und hat er Geist und Verstand, so hört man seinem Gespräche mit Freuden zu — aber der Taube, das heißt der Stocktaube — und dahin wird es mit mir kommen ehe viel Wasser die Donau hinunter läuft — ist ein vereinzelt, ausgestoßenes Wesen, das von Allen gemieden, Allen zur Last, ja ihnen lächerlich ist. Und nun gar der Musiker, der aus dem Paradiese der Töne verstoßen ward — o, welche Qual der Verdammten reicht auch nur von Weitem an diese Pein! Dante hat sie in seiner Hölle zu schildern vergessen — und ich möchte zuweilen meinen Kopf in einen Sack stecken um, da ich Nichts höre, auch Nichts zu sehen von Dem, was in der absurden Welt vorgeht.“

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken, bedeckte sich einige Minuten lang das Gesicht mit den Händen und zerdrückte ein paar Thränen in seinen Augen, während ein gewaltiger Schmerz in seinen Zügen arbeitete. Nach einer Weile legte ihm Göthe die Hand sanft auf den Arm. Beethoven zuckte zusammen, ließ die Hände langsam von dem Angesichte sinken, das nun bleich und kalt wie Marmor war, sah Göthen fragend an und setzte sein Hörrohr wieder in das Ohr.

„Sind Sie verheirathet?“ fragte Göthe mit zarter Theilnahme.

Beethoven schüttelte wehmüthig den Kopf. „Nein,“ sagte er, „solch' ein Glück kam nicht auf mein Antheil.“

„Haben Sie auch nie geliebt?“

„Geliebt! o,“ rief er mit begeisterten Blicken, „wer je einmal meine Adelaide singen gehört, der muß wissen, daß der Beethoven geliebt hat. Ja, ich habe sogar mehrmals geliebt und — ich liebe noch; ich ward geliebt, ich werde noch geliebt — aber meine Sterne standen zu hoch, um sie erreichen zu können — die dunkle Wolke der Verhältnisse schob sich trennend zwischen uns.“

„Sollten Sie anderwärts keinen Ersatz finden können? Gerade in Ihrer Lage würde Ihnen eine zarte weibliche Pflege gar wohlthätig sein.“

„Das schon, aber eine Heirath ohne Liebe begreift der Beethoven nicht, und mag eine solche nicht eingehen. Doch reden wir von etwas Anderem.“

Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als ob er eine ihn belästigende Fliege verjagen wolle, und seufzte tief auf. Göthe sah ihn mit einer Innigkeit der Theilnahme an, die der Maestro gar wohl fühlte, und sein ganzes Herz erschloß sich mehr und mehr dem Dichter. So offen und mittheilend, wie er sich gegen Göthe erwies, war Beethoven, der in der Regel kalt und verschlossen blieb, seit langen Jahren gegen Niemand gewesen.

Nach einem kurzen Schweigen fragte Göthe, ob der Meister schon öffentlich in Teplitz gespielt habe?

„Nein,“ erwiderte Beethoven, „ich habe es nicht und werde es auch nicht thun. Fragen Sie jeden Wiener, er wird Ihnen sagen: Der Beethoven ist ein wunderlicher Kerl und ein Grobian dabei; es giebt Dinge, die er nun einmal nicht vertragen kann, und wenn sie vorkommen, so wird er zum Flegel und läuft davon, weil nun einmal Nichts von einer Hoffschranznatur in ihm liegt.“

Da Göthe ihn mit einem gewissen Ausdrucke von Neugierde ansah, so fuhr er fort:

„Ich muß Ihnen schon erzählen, was mir einst passiert ist. Die fürstliche Familie Lichnowsky war mir sehr gewogen, ich hatte mein Logis und freie Tafel in dem Palaste und ward wie ein Sohn behandelt. Dagegen spielte ich oft bei ihren Soiréen. Einst, da ich eine neue Composition von mir vortrug — ich hörte damals noch ziemlich gut — nahmen sich einige gräßliche Hohlköpfe heraus, während meines Spiels fortwährend mit einigen Herz- und Geistlosen Damen, die keinen Sinn für die heilige Kunst hatten, eine laute, störende Conversation zu führen. Ich warf ihnen einige Mal unwillige, Schweigen gebietende Blicke zu, da aber das Gänsegeschnatter nicht aufhörte, so sprang ich mitten in einem Satz auf, warf den Flügel zu, und mit den Worten: Für solche Schweinspiele ich nicht! verließ ich grollend den Salon.“

„Das war allerdings stark, lieber Maestro.“

„Seitdem ich nun tauber und tauber geworden bin,“ nahm Beethoven das Wort wieder auf, „bilde ich mir ein, daß fortwährend Geräusch gemacht wird, während ich spiele, und dieser Gedanke wirkt so sehr auf mich, daß er mich im Spiele stört — ich vermeide es daher, wo ich kann, öffentlich aufzutreten.“

„Das ist ein großer Verlust für mich, da ich nun des Genusses entbehren muß, Sie, den großen Meister der Töne, zu hören,“ sagte Göthe.

„Nein, Das sollen Sie nicht entbehren,“ rief der Andere lebhaft. „Für Sie werde ich spielen, alle Tage und zu jeder Stunde, so oft und so lange Sie wollen. Kommen Sie mit in mein Gasthaus, ich habe einen Flügel auf meine Stube bringen lassen. Der Göthe soll den Beethoven hören.“

Bei diesen Worten erhob er sich, packte seine Papierstreifen zusammen und zog Göthen, der sich ebenfalls erhoben hatte, in größter Eile mit sich fort.

Er spielte vor Göthe, der hingerissen von dem meister-

haften Vortrage, als er nach zwei Stunden endlich aufhörte, ihm den Zoll seiner aufrichtigen Bewunderung darbrachte, der den geschmeichelten Meister zu der Aeußerung hinriß:

„Ihre Art, mich zu beurtheilen, gefällt mir, denn von seines Gleichen will man mit dem Verstande gehört sein; Nührung paßt nur für Frauenzimmer, dem Manne muß Musikfeuer aus den Augen schlagen.“

Göthe drückte ihm mit Wärme die Hand.

„Sie sind ein gewaltiger Meister,“ sagte er, „und scheinen mir berufen zu sein, die Anerkennung der ganzen Welt davon zu tragen.“

„Man muß sein, wenn man was scheinen will, die Welt muß Einen erkennen, sie ist nicht immer ungerecht, aber geben Sie Acht, den Beethoven wird sie erst schätzen lernen, wenn er längst im Grabe modert.“

Die beiden Männer schlossen sich von da an täglich mehr aneinander, Göthe brachte jeden Tag einige Stunden bei Beethoven zu und lauschte, in Entzücken verloren, seinem herrlichen Spiele.

So sehr er stets die Musik geliebt hatte, so lernte er doch jetzt erst durch das unvergleichliche Spiel des Meisters begreifen, was eigentlich Musik sei.

Wenn Beethoven es endlich müde war, himmlische Melodien aus den Tasten zu ziehen, die unter seinen Fingern eine eigene Seele zu bekommen schienen, dann gingen sie miteinander in Gottes freie Natur, wo sie in deren Schönheiten schwelgten und bald große Gedanken miteinander austauschten, bald trauliche Gespräche führten, als ob sie von jeher die besten Freunde gewesen wären. Auf dem Wege blieb Beethoven oft plötzlich stehen und zeigte seinem Begleiter die schönsten Punkte. Gleich darauf versank er wieder gänzlich in sich

selbst und summtete bloß auf unverständliche Weise vor sich hin.

Einst, da sie sich wieder zu einem Ausfluge auf die Berge rüsteten, kam der Briefträger und brachte einen Brief für den Maestro. Beethoven betrachtete die Aufschrift, legte das Schreiben auf den Tisch und sagte: „Den Brief werde ich heut Abend lesen und mich darüber freuen, denn es wird Vieles darin stehen, was mich erquickt und erheitert.“

Göthe, der indessen einen Blick auf den Brief geworfen hatte, sagte: „Die Handschrift sollte ich kennen.“

„Ei wohl, der Brief ist von Frau von Arnim.“

„Von Bettina?“

„Von derselben.“

„Sie kennen sie?“

„Schon seit Jahren. Doch kommen Sie, ich will Ihnen unterwegs erzählen, wie ich mit ihr bekannt wurde.“

Und sich in Göthe's Arm hängend, wanderten die beiden großen Geister durch die Straßen von Tepliz nach den Bergen hinaus. Unterwegs erzählte Beethoven:

„Es mag drei bis vier Jahre her sein, da kam die Bettina nach Wien zu ihrem dort wohnenden Bruder und wollte mich kennen lernen. Es war aber für Niemand ein Leichtes, mich aufzufinden, denn durch meine Taubheit war ich sehr wunderlich geworden und schloß mich von der Welt ab. Ich hatte damals drei bis vier Wohnungen, wovon eine auf dem Lande, in Mödling war, die ich möglichst geheim hielt; heute brachte ich in dieser, morgen in jener zu, denn ich wollte ganz geschieden von der Welt, nur mir selbst und der heiligen Kunst leben, ohne von dem schüden Getriebe der Menschen gestört zu werden. Die Bettina ließ sich indessen durch keine Schwierigkeit zurückschrecken, sie suchte und spürte so lange, bis sie mich glücklich aufgefunden hatte, und drang eines Morgens in mein Zimmer, ohne daß ich tauber Mensch es merkte. Ich

saß am Claviere und phantasirte. Wohl zwei Stunden lang hörte sie mir zu, wie sie mir später gestand; sie hatte Hut und Shawl abgeworfen und stand, ganz Ohr, lauschend hinter meinem Stuhle. Plötzlich vermochte sie dem Drange ihrer Gefühle nicht mehr zu widerstehen, sie fiel mir um den Hals, herzte und küßte mich unter Lachen und Thränen, und setzte dann mir taubem Kerle einen mitgebrachten Blumenkranz auf den Kopf.“

„Ja, ja, Das ist Bettina, wie sie lebt und webt,“ warf Göthe dazwischen.

„Ich war schier erschrocken über die unvermuthete, weißgekleidete Erscheinung,“ fuhr Beethoven fort, „und war einen Augenblick geneigt, sie für die Muse der Musik, wenn nicht gar für einen vom Himmel herabgestiegenen Engel zu halten. Aber nun gab sie sich mir zu erkennen, sagte mir, welche unendliche Mühe sie sich gegeben, um mich zu finden, und wie sie sich recht unglücklich in Wien gefühlt haben würde, wenn es ihr nicht gelungen wäre, zu mir zu gelangen — kurz, sie benahm sich so lieb, sie schrieb mir so angenehme Dinge in die Ohren, daß mir ordentlich das Herz aufging und ich mich wieder in meine angenehmste Zeit zurückversetzt glaubte.“

„Ja, Bettina konnte ein artiges Kind sein und sehr belebend wirken, wenn sie wollte.“

„Ich war recht auf dem Trocknen, als ich von ihr überrascht ward, in einem Augenblicke, wo der Mißmuth ganz meiner Meister war,“ begann der Musiker abermals — „aber er verschwand mit ihrem Anblicke, denn ich hatt's gleich weg, daß sie aus einer andern Welt ist, als aus dieser absurden, in der man mit dem besten Willen die Ohren nicht aufthun kann. Aus ihren Augen sieht ein gutes Herz, Verstand spricht aus ihren Ohren, wenigstens verstehen ihre Ohren zu schmeicheln, wenn sie zuhören — und der große geschmeidte Blick ihrer Augen hat mir zugesetzt, daß ich es nimmer vergessen kann. —

Ehe ich mich's versah, hatte ich meinen Hut auf und war mit ihr auf dem Wege, sie zu ihren Verwandten zu begleiten. Als wir eintraten, saß die Familie mit einigen Gästen bei Tische; das Mahl war fast zu Ende, man überhäufte sie mit Vorwürfen, daß sie so lange habe auf sich warten lassen. Sie aber rief: „Schweigt! hier bringe ich Euch den Beethoven, und Das ist ein Dessert, wie Ihr doch noch keins genossen habt.“ — Es wurde frisch für uns aufgetragen in Hülle und Fülle; — ich genoß wenig — wozu auch die vielen Gerichte? Der Mensch steht doch wenig über dem Thiere erhaben, wenn sein Hauptvergnügen sich auf die Tafel beschränkt — ich liebe nur Fische, besonders Forellen, und aß auch damals Nichts weiter. Nach dem Essen setzte ich mich an's Clavier und trug Einiges aus Händel's Messias vor, denn Händel ist der größte Componist, der je gelebt hat. Sein Messias ist ein erhabenes Meisterwerk, das seinen unsterblichen Genius bezeugt. Ich würde mein Haupt entblößen und auf seinem Grabe knien, wenn ich zu demselben gelangen könnte. — So machte ich den Leuten einige vergnügte Stunden, wofür sie mir sehr dankbar waren.“

„Sie sahen Bettina nun wohl öfter?“

„Ja, so lange sie in Wien blieb, kam sie täglich zu mir und ich gewann sie von Herzen lieb. Hätte ich eine Zeit mit ihr haben können, wie Sie, Das dürfen Sie mir glauben, ich hätte noch viel mehr Großes hervorgebracht. Die schönsten Themata schlüpften aus ihren Blicken in mein Herz, die erst die Welt noch entzücken sollen, wenn der Beethoven nicht mehr dirigirt. Ich ließ sie Clavier spielen, auch mußte sie mir zuweilen Etwas vorphantasiren. An ihrem schlechten Fingersage erkannte ich gleich, daß sie eine Stümperin war; ihre Art, die Hände zu halten, war unedel, ihr Anschlag matt, sie spielte nicht, sie hackte; aber aus ihren Phantasien erkannte ich, obgleich ich sie nicht hörte, daß sie musikalische Gedanken voll

Tiefe und Gefühl hatte, ja, einige waren so schön, daß ich mir sie gleich notirte und sie, um sie nicht verloren gehen zu lassen, später in meine Compositionen einflocht. So schenkte sie dem armen tauben Manne viele schöne Stunden, die mir noch in der Erinnerung lieb sind, und seit sie geschieden ist, schreiben wir uns von Zeit zu Zeit."

So fortwährend von Bettina sprechend und sich manche Eigenthümlichkeit von ihr mittheilend, hatten die beiden Spaziergänger den Gipfel des Berges erreicht, der das Ziel ihrer heutigen Wanderung war. Die herrliche Aussicht und die weite Fernsicht in verschiedene Länder war aber auch wahrhaft entzückend, und nur ein völlig abgestorbenes Herz hätte hier kalt und empfindungslos bleiben können.

Als sie ihrer Schaulust genug gethan hatten, lagerten sie sich an einen schattigen Platz und Göthe zog eine Flasche Burgunder nebst einem ledernen Becher aus der Tiefe seiner geräumigen Rocktasche, wogegen Beethoven einige Schinkenbrödchen aus der seinigen hervorlangte. Ihre Gaben austauschend, aßen und tranken sie, und ergöhten sich zuweilen wieder an der Aussicht, indem sie lange Blicke in die Ferne gleiten ließen. Mit einem Male deutete Beethoven auf ein zu seinen Füßen liegendes Zeitungsblatt, in welches die Schinkenbrödchen eingewickelt gewesen, und sagte:

„Nun, der Napoleon ist mit seiner Armee bereits auf dem Wege nach Rußland. Dort, denken Sie an mich, dort wird ihn sein Schicksal erreichen.“

„Sie sind wohl kein Freund von dem französischen Kaiser?“

„Die weite Erde schließt vielleicht keinen Menschen in sich,“ rief Beethoven mit blitzenden Augen, der ihn mehr geliebt und verehrt hätte, als ich, so lange ich ihn für einen Republicaner hielt; von ihm erwartete ich die Größe Frankreichs, das Heil der Welt. In jugendlicher Begeisterung

componirte ich eine Symphonie, Dasjenige unter allen meinen Werken, auf das ich den meisten Werth lege, da ich es für mein Gediegenstes und Bestes halte. Schon lag es in sauberer Abschrift vor mir, schon stand in kalligraphischer Schönheit die Zueignung auf dem Titelblatte, schon wollte ich es in die Musikdruckerei tragen, da kam ein Freund mit der neuesten Zeitung — Napoleon hatte sich zum Kaiser der Franzosen erklärt — ich war vernichtet.“

„Nun,“ rief Göthe, nachdem der Maestro eine Weile in tiefe Gedanken versunken, geschwiegen hatte, „nun, fahren Sie fort.“

„Betrogen in allen meinen Hoffnungen, die ich auf jenen Mann gesetzt hatte, war ich in der ersten Regung der Verzweiflung — denn Verzweiflung darf ich es nennen — im Begriffe, das dem ersten Consul gewidmete Werk den Flammen zu opfern. Bessere Ueberlegung jedoch ließ mich nur das Titelblatt zerreißen, und ich gab diese Tonschöpfung später unter dem Titel: Symphonie éroica heraus. Seitdem bin ich des Kaisers grimmiger Feind, ich hasse ihn, wie kein Anderer ihn haßt, und alles Böse, das ihm widerfahren mag, das gönne ich ihm.“

„Sonderbar!“ rief Göthe, „mir geht es gerade umgekehrt mit ihm; ich habe ihn früher gehaßt und Nichts von ihm wissen wollen, aber seit ich ihn selber gesprochen, seit ich den Zauber empfunden habe, den er auf alle Gemüther auszuüben versteht, seitdem lernte ich seine Größe schätzen und gehöre zu seinen aufrichtigen Bewunderern.“

Beethoven schüttelte mißbilligend den Kopf; Beide versanken in ein lang anhaltendes Schweigen, Jeder mit seinen Gedanken über den Weltbeherrschenden Kolosß beschäftigt und in das Anschauen der Naturschönheiten versunken.

Die Sonne begann sich jetzt zu neigen, es fing an kühl zu werden auf dem Berge, die Obensitzenden schickten sich zur Heimkehr an.

Aber je tiefer sie hinunter kamen, je wärmer wurde es wieder, und am Fuße des Berges wurde dem Maestro die Hitze so unerträglich, daß er seinen Rock auszog, ihn auf seinen Stock hing und in Hemdsärmeln weiter wanderte.

Sie erreichten Tepliz und mußten die ganze Promenade passieren. Göthe machte seinen Begleiter aufmerksam, daß es jetzt Zeit sei, seinen Rock wieder anzuziehen. Beethoven schüttelte den Kopf.

Als sie eine Strecke weiter gegangen waren, rief Göthe ganz erschrocken. „Ich bitte Sie um's Himmelswillen, Beethoven, ziehen Sie Ihren Rock an, dort kommt uns die ganze kaiserliche Familie entgegen.“

„Da frage ich den Henker danach,“ erwiderte der Maestro trozig, „die kennen alle den Beethoven, und nehmen ihm Nichts übel. Der Erzherzog Rudolph ist sogar mein Schüler.“

Indessen kamen die hohen Herrschaften immer näher; Göthe eilte von Beethoven weg, um sich an die Seite zu stellen. Vergebens rief ihm der Maestro zu: „So kommen Sie doch; stellen Sie sich doch nicht an die Wand, wie ein demüthiger Lakai, und gehen Sie ruhig weiter mit mir.“

Umsonst, er vermochte ihn keinen Schritt weiter zu bringen. Da ließ Beethoven ihn ärgerlich stehen, drückte den Hut fest auf den Kopf, und ging, seinen Stock mit dem daranhängenden Rocke auf der Schulter tragend, mitten durch den dicksten Haufen. Fürsten und Schranzen machten Spalier, der Herzog Rudolph zog den Hut vor ihm ab, die Kaiserin Ludovica grüßte ihn zuerst, und winkte ihm freundlich lächelnd mit der Hand.

Als er durch den Haufen war, drehte er sich um und sah mit wahren Späße die allerhöchste und hohe Procession an Göthe vorbeistrafiren, der mit abgezogenem Hute in tiefster Devotion an der Wand stand, ohne daß ihn ein Mensch beachtete. Er wartete, bis Göthe wieder zu ihm kam.

„Nun, was haben Sie jetzt von Ihrer demüthigen Raßen-

buckelei?“ rief ihm Beethoven barsch entgegen. „Säßen's machen sollen wie ich; vornehmen Leuten muß man imponiren, sonst achten sie Einen nicht.“

„Nein, Das vermag ich nicht,“ versetzte Göthe; „im täglichen Umgange mit Fürsten habe ich gelernt, wie man sich gegen sie betragen muß.“

„Bah!“ rief Beethoven, „Könige und Fürsten können wohl Professoren machen und Geheimeräthe, können Titel und Ordensbänder verleihen, aber große Menschen können sie mit all' ihrer Gewalt nicht machen; Geister zu machen, die über das Weltgeschmeiß hinausragen, Das müssen sie wohl bleiben lassen, und damit muß man sie in Respect halten. Wenn so Zwei zusammen kommen, wie Sie und ich, da müssen auch große Herren merken, was bei Unsereinem als groß gelten kann.“

„Aber so begreifen Sie doch...“

„Säßen Das nicht thun sollen, hätten sich nicht so demüthig machen sollen, Das will mir gar nicht von Ihnen gefallen,“ fiel der Maestro dem sich Entschuldigenden in das Wort, und fuhr fort, ihm den Kopf zu waschen, ohne ihm Parolen zu geben, bis sie das Gasthaus erreicht hatten, in dem sie jetzt alle Beide wohnten.

1813.

Wieland's letzte Tage.

Schon im Jahre 1809 war Wieland mit vieler Auszeichnung von der Freimaurerloge in Weimar als Bruder aufgenommen worden, und mit den Andern fuhr er fort in dem ernstesten Streben, vor Allem sich selbst, und dann auch, so viel wie möglich, die übrigen Menschen dem Ideale der Humanität, — Dem, was der Mensch gleichsam als ein lebendiger Stein in der ewigen Stadt Gottes, zu sein bestimmt ist, durch unermüdete Bearbeitung — immer näher zu bringen, und dabei nie dem kleinmüthigen Gedanken: Nach dem Unerreichbaren zu streben, sei vergebliche Mühe, — Gehör zu geben.

Dagegen wetteiferten aber auch Alle, die Zufriedenheit dieses lebenswürdigen Greises befördern zu helfen. Schon seit seiner Rückkehr von Osmannstädt war jedes Jahr sein Geburtstag ein Festtag für alle gebildete Bewohner Weimar's, und als er im Jahre 1812 in solch' einem gebildeten Kreise in Jena seinen achtzigsten Geburtstag feierte, überraschten ihn die Logenbrüder mit einer Medaille, die sie als einen Beweis ihrer hohen Achtung auf ihn hatten prägen lassen. Die Vorderseite zeigte sein wohlgelungenes Brustbild mit der Umschrift: Wieland! Die Rückseite über einem durch eine Schleife ver-

einigten Blumengewinde eine Lyra mit der Umschrift: Dem unsterblichen Sänger!

Indessen dachte er nun doch oft daran, daß er wohl bald das Ziel seines irdischen Wirkens erreicht haben würde, und sehnte sich, in dem stillen Osmannstädt an der Seite seiner geliebten, ihm vorangegangenen Dorothea und seiner jungen Freundin, Sophie Brentano, zu ruhen; ein Wunsch, dessen Verwirklichung ihm um so gewisser war, da Osmannstädt längst in den Besi der Familie Brentano übergegangen, die, da Wieland schon früher bestimmt erklärt hatte, nach seiner irdischen Pilgerschaft nirgends anders als dort ruhen zu wollen, die drei Gräber durch ein gemeinsames Monument bezeichnet hatte, das sich auf einem kleinen Rasenhugel zu deren Häuptern erhob und solcher Art aufgestellt war, daß es durch die Schrifttafel einer jeden Seite das vorliegende Grab bezeichnete. Für Sophie Brentano hatte man das Sinnbild der Seele, einen mit jungen Rosen umgebenen Schmetterling gewählt; für Wieland's unvergeliche Dorothea das Sinnbild der Eintracht und Treue, zwei verschlungene Hände in dem Eichenkranze deutscher Biederkeit; für Wieland selbst war für späterhin die geflügelte Lyra mit dem Sterne der Unsterblichkeit darüber, bestimmt. Der treffliche Hofbildhauer Weißer in Weimar hatte diesen Entwurf in Seeberger Sandstein ausgeführt, und von Wieland war schon 1806 folgendes Distichon zur Inschrift verfertigt worden:

Liebe und Freundschaft umschlang die verwandten Seelen im Leben,
Und ihr Sterbliches deckt dieser gemeinsame Stein.

Beim einbrechenden Winter des Jahres 1813 erfreute sich der achtzigjahrigre Greis der besten Gesundheit, und nahm den größten Antheil an Jffland's trefflichen Darstellungen auf der Weimarer Bühne, wo der große Mime Gastrollen gab. Den Tag nach Neujahr kam der Professor Gruber aus Halle zu dem greisen Dichter, und bald genug drehte sich ihre Unterhaltung um die politischen Ereignisse der Zeit und um Napoleon,

der damals seine Vorbereitungen zu dem Kriege mit Rußland machte.

„Nun,“ fragte Gruber mit einem feinen Lächeln, „sind Sie immer noch so für ihn eingenommen, wie zu der Zeit, da Sie ihn persönlich kennen lernten?“

„Ich erkenne in Napoleon immer den außerordentlichen Mann,“ erwiderte Wieland, „ja, ich halte ihn für ein Werkzeug der Vorsehung, und kann mich nicht so schnell an den Gedanken gewöhnen, daß er nur ein Mitwisser, geschweige selbst ein Veranlasser so vieler vorgefallener Gräuel sei.“

„Aber diese Gräuel sind doch Thatsachen,“ warf ihm Gruber ein.

„Thatsachen, ja,“ versetzte Wieland, „aber an gar Manchem, worüber man viel schreit, ist doch nur unser schafmäßiges, linkisches und characterloses Benehmen Schuld, und wenn nicht Alles so bleibt, wie es gewisse Leute gerne möchten, so ist ja dabei auch kein Unglück.“

„Ja, aber was in Spanien, was bald darauf in Oesterreich vorging, Balm's Erschießung mit eingerechnet, Das sind doch Dinge . . .“

„Das sind allerdings Dinge, die den tiefsten Unwillen erregen,“ fiel ihm der Greis in das Wort, „aber doch hat mir kaum Etwas mehr in die Seele geschnitten, als der Fall der letzten freien Städte in Deutschland, Hamburg, Lübeck und Bremen, und daß ein einziger Federzug hinreichte, acht deutsche Männer in Franzosen zu verwandeln, und ein paar Decrete, um ihren ganzen Wohlstand in einigen Monaten zu vernichten. Uebrigens,“ fuhr er fort, „übrigens preise ich mich doch glücklich, daß ich eine so merkwürdige Zeit erlebt habe, und aux risques de tous les hazards, wünsche ich noch so lange zu leben, um die Entwicklung dieser großen Weltragödie zu sehen.“

„Wenn mit dieser Entwicklung,“ seufzte Gruber, „nur

nicht eine solche Masse von Uebeln verbunden wäre, unter welchen das Menschengeschlecht zu erliegen scheint. Uebrigens hoffe ich, daß ein Wendepunkt eintreten wird, wenn es auf's Aeußerste gekommen ist — daß es aber dahin kommen muß, ist nicht zu bezweifeln, und dann werden wir Dem, der uns jetzt in die Schule genommen hat, das Schulgeld bis auf den letzten Heller bezahlen."

"Ja, ja, da haben Sie Recht," rief Wieland. „Nur hütet Euch, Ihr Jüngern, solche Gedanken nicht von den Dächern zu predigen, bevor der rechte Zeitpunkt gekommen ist."

Gruber nickte zustimmend. „Wir haben was erlebt seit der Schlacht von Jena," sagte er.

"Ja, ja, aber leider nicht als handelnde, sondern als leidende Personen," fiel ihm Wieland schnell in das Wort, „als blos ohnmächtiger Zuschauer habe ich zusehen müssen, der anstatt zu applaudiren, oft lieber hätte rasend werden mögen, weil ich nicht wenigstens, wie Roland, rasen, Eichbäume und Weisstannen ausreißen und dann unter den Feinden Gottes und den Menschen eine so schreckliche Niederlage habe anrichten können, von der man noch nach tausend Jahren in allen Spinnstuben zu erzählen gehabt hätte."

"Das ist nicht sehr christlich," lächelte Gruber, indem er dabei dem Gegenübersitzenden sinnend in die leuchtenden Augen schaute.

"Nein," rief Dieser, „christlich ist es nicht, aber es ist wenigstens socratisch, denn der höchste Begriff, den sich der gute Socrates von einem wackern und tauglichen Manne machte, war, daß er ein Mann sei, der immer den Willen habe, seinem Vaterlande und seinen Freunden alles mögliche Gute, den Feinden desselben hingegen alles nur ersinnliche Böse zu thun. Deshalb bleibt aber der Napoleon doch immer ein großer Mann, der Viel für Kunst und Wissenschaft gethan, und überall das wahre Verdienst herauszufinden und anzuerkennen weiß."

„Das hat er Ihnen bewiesen, und es ist wirklich sonderbar, daß es Ausländer waren, die Sie mit dem Orden der Ehrenlegion und dem russischen St. Annenorden schmückten, und daß nicht ein deutscher Kaiser oder König auf diese Weise Ihr Verdienst ehrte; und eben so sonderbar ist es, daß Sie zwar Mitglied des französischen Nationalinstituts, aber keiner einzigen deutschen Academie sind.“

Das fiel dem guten Wieland selbst ein Wenig auf und er sagte Kopfnickend: „Sie haben Recht, lieber Gruber, es ist wirklich so, und es kommt halt hier das Sprichwort zur Geltung, daß kein Prophet in seinem Vaterlande Etwas gilt. Da fällt mir ein, daß auch früher schon ein Ausländer gerechter gegen mich gewesen ist, als meine Landsleute.“

„Wirklich! und wer war es?“

„Der berühmte französische Dichter, Graf Bouffleurs war es, der im Jahre 1770 den ersten Grund zu meinem nachmaligen Rufe in Wien legte, indem er einigen Damen von hohem Range stückweise meine Grazien in's Französische übersetzte und ihnen hintendrein tüchtig den Text las, daß sie als deutsche Frauen ihren Landsmann, der solch' ein Günstling der Grazien sei, erst durch einen Franzosen müßten kennen lernen.“

„Es ist eine traurige Wahrnehmung,“ bemerkte Gruber, „daß das deutsche Verdienst, um Anerkennung in der Heimat zu finden, immer erst durch das Ausland gewürdigt und in das rechte Licht gesetzt werden muß.“

Wieland's Tochter, die Wittwe Liebeskind, brachte jetzt Licht.

„Liebes Väterchen,“ sagte sie, „willst Du nicht etwas Stärkendes zu Dir nehmen? Der Oberhofmeister hat wieder ein Duzend Flaschen der feinsten Weine geschickt.“

„Der gute Herzog hat mir seinen ganzen Keller zur Verfügung gestellt,“ sagte Wieland mit Rührung zu Gruber; dann sich an seine Tochter wendend, setzte er hinzu: „Nein, ich will

Nichts trinken, ich fühle mich so wohl, daß ich, wenn sich meine Gesundheit so hält, wohl das hundertste Jahr erreichen werde.“

Gruber erhob sich jetzt und schied mit dem Versprechen, bald wieder zu kommen.

Wieland ahnte nicht, als er dem Fortgehenden den letzten Handschlag gab, wie nahe er dem Endziele der Sterblichkeit sei; er legte sich heiter zu Bette, aber wenige Tage darauf bekam er ganz unerwartet einen Schlaganfall. Nach einer Stunde stellte sich ein starker Fiebersrost ein, der eine glückliche Krisis herbeizuführen schien, und so gelang es dem umsichtigen Arzte für die ersten Tage die Gefahr zu entfernen; aber in der Nacht vom 13. Januar wiederholten sich die Krampfanfälle, das Fieber stellte sich wieder ein, die Gefahr nahm stündlich zu. Die letzten Tage des Greises waren nicht Schmerzlos; in seinen Phantasien beschäftigte er sich mit seinen Kindern und mit der Beendigung seiner Uebersetzung der Briefe des Cicero. Der neunte Tag verfloß so ruhig, daß der Arzt wieder Hoffnung schöpfte, am zehnten aber kehrte das Fieber mit verdoppelter Heftigkeit zurück. Bilder der alten classischen Zeit zogen an seiner Seele vorüber; oft recitirte er auch in italienischer Sprache Stellen aus den Briefen des Ariost, oder sein Geist beschäftigte sich mit Shakspeare. Seine Kinder, die ihn Behmuthsvoll umstanden, vernahmen in den Abendstunden mehrmals, wie er zwar schwach, aber doch deutlich Hamlet's Worte: Sein oder Nichtsein, erst deutsch und dann englisch aussprach. Hierauf versiel er in einen sanften Schlummer, aber kurz vor Mitternacht, am 20. Januar, trennte sich die edle Dichterseele von der Hülle des edeln Menschen.

Durch die Kunde seines Ablebens ward ganz Weimar in die tiefste Trauer versetzt und in allen Herzen entstand der Wunsch, ihn noch in seinen irdischen Ueberresten zu ehren. Die Brüder Maurer beschloßen, ihm ein würdiges Todtenopfer zu halten. Der Legationsrath Bertuch, der dreiundvierzig

Jahre lang Wieland's Freund gewesen, räumte dazu das durch architektonische Verzierungen passende Lokal seines mittleren Gebäudes ein, welches schwarz ausgeschlagen und zweckmäßig verziert wurde. Hier wurde die Leiche des ehrwürdigen Dichtergreises am Abende des 21. Januars von acht bis zehn Uhr auf einem Katafalk ausgestellt. Der von einem Lorbeerfranze umgebene Kopf ruhte auf einem blauseidenen, mit goldenen Spitzen besetzten Kissen, der Körper war in ein weißes, mit schwarzen Schleifen verziertes Leichengewand gehüllt. Ueber den neben der Leiche liegenden Sargdeckel war eine blauseidene, mit Goldborden besetzte Decke gebreitet, worauf oberhalb auf einem rothen Sammetkissen, von einem Lorbeerfranze umgeben, in Prachtexemplaren sein Oberon und sein Musarion lagen, und darunter auf einem ähnlichen Sammetkissen ein kleineres von weißem Atlas, worauf der kaiserlich russische St. Annenorden und der kaiserlich französische Orden der Ehrenlegion ausgebreitet waren.

Zahllose Verehrer und Freunde des Verstorbenen wallfahrten in jenen Abendstunden zu der Leiche des Vollendeten. Der Satyriker Falk kämpfte lange mit sich selbst, ob er ihn im Tode noch einmal sehen sollte oder nicht. Den Abend brachte er in einem geselligen Kreise zu, wo Göthe's natürliche Tochter vorgelesen wurde, aber sein Herz war nicht dabei, er ging früher als gewöhnlich fort. Es mochte neun Uhr sein. Er wollte nicht dahin, wohin sein Herz ihn zog, aber in der Esplanade erfaßte es ihn mit solcher Gewalt, daß er nicht länger widerstehen konnte. Die Straßen waren gedrängt voll von Menschen, unwillkürlich folgte er dem Menschenstrom, der ihn nach Bertuch's Hause hindrängte, vor welchem zwei Schildwachen aufgestellt waren. Die schwarzbehangene Hausflur war durch zahllose Lichter erhellt; Falk bemerkte aber Nichts als den Sarg, worin er eine zwar edle, aber ihm völlig unkenntliche Gestalt wahrnahm, der man einen Lorbeerfranz auf die Schläfe gedrückt hatte.

Bald darauf trat Bertuch's Sohn zu ihm aus dem Gedränge und sagte: „Wir haben einen großen Verlust erlitten.“

Als Falk diese Worte hörte und zugleich das alte, freundliche, sonst so holdselige Gesicht, so ernst, so verfallen, so ganz verändert bei dem Scheine der Todtenkerzen in dem Sarge erblickte, ergriff ihn ein Gefühl des bittersten Wehs, so daß er kein Wort über die schmerzlich zuckenden Lippen zu bringen vermochte, sondern still in einen Winkel trat, um — von der Menge unbemerkt, sich ausweinen zu können. Zu Hause angekommen, verfolgten ihn diese traurigen Empfindungen noch mehre Stunden in die Nacht hinein.

In der Nacht wurde die Leiche still nach Osmannstädt geschafft und in einem Saale des Gutsgebäudes einstweilen bewacht. Montags eilte ganz Weimar zum Begräbniße hinaus.

Falk fühlte sich zu tief erschüttert, als daß er dem Leichenzuge hätte beiwohnen können; auch war er auf den Nachmittag zu Göthe beschieden, für dessen Gesundheit er unter diesen Umständen mehr als jemals fürchtete.

Göthe war durch diesen Vorfall äußerst bewegt. Falk fand eine so feierliche Stimmung in seinem Wesen, wie man sie selten an ihm zu sehen gewohnt war. Es war etwas so Weiches, Behmüthiges in ihm, seine Augen glänzten häufig in einem feuchten Schimmer, selbst sein Ausdruck, seine Stimme waren anders als sonst.

Als er hörte, daß Falk Wielanden am vergangenen Abende im Sarge gesehen und sich dadurch eine schlimme Nacht bereitet habe, schalt er ihn tüchtig aus. „Warum,“ sagte er, „soll man sich die lieblichen Eindrücke von den Gesichtszügen seiner Freunde und Freundinnen durch die Entstellungen einer Maske zerstören lassen? Es wird ja dadurch etwas Fremdartiges, ja völlig Unwahres, unserer Einbildung aufgedrängt. Ich habe mich wohl in Acht genommen, Herder, Schiller und die verwittwete Herzogin Amalie im Sarge zu sehen, denn der Tod

ist ein sehr mittelmäßiger Portraitmaler. Ich meinerseits, will ein Seelenvolleres Bild als seine Masken von meinen sämtlichen Freunden im Gedächtnisse aufbewahren. Also bitte ich Euch, wenn es dahin kommen sollte, es auch einmal so mit mir zu halten."

"Dieser Augenblick soll uns noch lange fern bleiben," sagte Falk.

"Aber ausbleiben wird er nicht," rief Göthe. "Ich will nicht verhehlen, daß Das es ist, was mir an Schiller's Heim- gange so außerordentlich wohl gefallen hat. Unangemeldet und ohne Aufsehen zu machen, kam er nach Weimar, und ohne Aufsehen zu machen, ist er auch wieder von hinnen gegangen. Die Paraden im Tode sind nicht Das, was ich liebe. Zwar ist das Ausstellen der Leichen eine uralte, gute Gewohnheit, und sogar nöthig für das Volk und die öffentliche Sicherheit. Es beruht Etwas darauf für die Gesellschaft, nicht nur, daß man weiß, daß ein Mensch, sondern auch wie er gestorben ist. Deshalb, daß man überhaupt stirbt, läßt sich Niemand ein graues Haar wachsen, aber Jedem von uns muß daran gelegen sein, daß kein Leben früher als der Naturlauf es gebietet, sei es von geldgierigen Erben, oder auf eine andere, jedesmal unliebige Weise den Kreisen, worin es sich bewegte, unter- schlagen werde."

Es trat eine kleine, Gedankenvolle Pause ein, dann fragte Frank plötzlich: „Was glauben Sie wohl, daß Wieland's Seele in diesem Augenblicke vornehmen mag?“

„Nichts Kleines," erwiderte Göthe mit Feuer, „nichts Unwürdiges, nichts mit der sittlichen Größe, die er sein ganzes Leben hindurch behauptete, Unverträgliches. Aber, um nicht mißverstanden zu werden, so muß ich wohl weiter aus- holen," setzte er hinzu. „Es ist Etwas um ein achtzig Jahre so würdig und ehrenvoll geführtes Leben; es ist Etwas um die Erlangung so geistig-zarter Gesinnungen; wie sie in

Wieland's Seele so angenehm vorherrschten; es ist Etwas um diesen Fleiß, diese eiserne Beharrlichkeit und Ausdauer, worin er uns Alle übertraf."

„Möchten Sie ihm wohl einen Platz bei seinem Cicero anweisen, mit dem er sich noch bis an seinen Tod fröhlich beschäftigte?“

„Stört mich nicht, wenn ich in dem Gange meiner Ideen eine vollständige und ruhige Entwicklung geben soll,“ rief Göthe mit einer leichten Aufwallung von Unwillen. „Vom Untergange so hoher Seelenkräfte, kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein — so verschwenderisch behandelt sie ihre Capitalien nie. Wieland's Seele ist von Natur ein Schatz, ein wahres Kleinod. Dazu kommt noch, daß sein langes Leben diese geistig-schönen Anlagen nicht verringert, sondern vergrößert hat. Noch ein Mal, bedenkt mir sorgsam diesen Umstand! Raphael war kaum in den Dreißigen, Kepler kaum einige Bierzig, als Beide ihrem Leben plötzlich ein Ende machten, indessen Wieland —“

„Wie,“ fiel ihm Falk mit Erstaunen in das Wort, „sprechen Sie doch vom Sterben, als ob es eine Art von Selbstständigkeit wäre.“

„Das erlaube ich mir öfters, und wenn es Ihnen anders gefällt, so will ich Ihnen auch von Grund aus, weil es mir in diesem Augenblicke erlaubt ist, meine Meinung darüber sagen.“

Falk war sehr begierig, aber sie wurden durch den Eintritt August's von Göthe unterbrochen, der heute seines Vaters Stelle versehen und dem Begräbniß Wieland's zu Osmanstädte in seinem Namen und Auftrage beigewohnt hatte.

„Ach, August, da bist Du ja,“ rief der Geheimerath seinem Sohne entgegen und drückte freundlich die ihm darge-

reichte Hand. „Nun, wie ist es gegangen?“ fuhr er fort. „Erzähle uns doch die näheren Umstände der Bestattung.“

Nachdem August Hut und Mantel abgeworfen und sich einen Stuhl herbeigezogen hatte, begann er: „Die sämtlichen Brüder der Loge Amalie und eine große Anzahl von Wieland's Verehrern und Freunden versammelten sich in dem Schlosse zu Osmaunstädt. Auch die französische Gesandtschaft und eine Deputation der Stadt Weimar, eine andere der Regierung und der Kammer erschien und drückte öffentlich ihre Theilnehmende Verehrung aus. Um drei Uhr begann der Zug zur Beerdigung. Der geschlossene Sarg, worauf — von einem Lorbeerkranze umgeben, zwei Bände von Wieland's Werken lagen und daneben seine beiden Orden, ward von sechszehn Maurerbrüdern getragen. Zunächst dem Sarge folgte der französische Gesandte, Baron von St. Aignan, mit dem ältesten Sohne Wieland's, dann schloß sich die übrige Begleitung Paarweise an.

„Es muß ein großartiger Anblick gewesen sein,“ murmelte Göthe so leise, als ob er zu sich selber spräche. August fuhr fort:

„Die einfachen Glocken der Dorfkirche läuteten; die ganze Dorfgemeinde war voll Behmuth herzugeströmt, um ihren alten Gutsherrn, wie sie Wieland noch immer nannten, die letzte Ehre zu erweisen; und so näherte sich der Zug die lange Allee des ehemaligen Schloßgartens hinab, dem Bosquet, in welchem das Grab sich befindet. Hier war das hiesige Chor versammelt und stimmte bei Annäherung des Sarges einen sanften Trauergesang an. Der Sarg wurde am Grabe niedergesetzt und Herr Oberconsistorialrath Günther hielt eine kleine, aber herzliche und gemüthvolle Rede, worauf unter Zustimmung des Gesangs von Stockmann: Wie sie so sanft ruhen &c. mit thränendem Blicke ein Jeder dem Abgeschiedenen ein letztes Lebewohl und seiner Asche eine sanfte Ruhe wünschte.“

„Die getroffenen Einrichtungen kann man nur loben,“ sagte darauf Göthe, „besonders auch, daß Einige von der Re-

gierung, Andere von der Kammer, gleichsam aus der Mitte der Collegien, bei dieser Feyerlichkeit zugegen waren. Es ist die letzte Ehre," fügte er hinzu, „die wir ihm und uns selbst zu erzeigen im Stande sind. Niemal zeigt es von einem würdigen Sinne, wenn man solche Anlässe gehörig benützt, und so legen wir dadurch vor der Welt wenigstens ein Zeugniß ab, daß wir nicht unwerth sind, ein so seltenes Talent eine lange Reihe von Jahren hindurch in unserer Mitte besessen zu haben."

„Dennoch hat ihn die neue Schule oft stark angegriffen," warf ihm Falk ein.

„Was, neue Schule," rief Göthe — „laßt nur ein paar Jahrzehnte vergangen sein, so wird aller dieser Schattenseiten, die man so geflissentlich an Wieland aufzudecken suchte, nur sehr wenig gedacht werden; er selber aber wird als geschmackvoller, humoristischer Dichter denjenigen heitern Platz im Jahrhunderte behaupten, worauf er von Natur die gerechtesten Ansprüche besitzt."

Hierauf wandte er sich wieder an seinen Sohn, der ihm die Begräbnißstätte, den Ort im Garten, den Stein, Alles auf's Genaueste beschreiben mußte. Auch vernahm er mit Vergnügen, daß über fünfhundert Menschen aus den umliegenden Dörfern sich unaufgefordert bei Wieland's Grabe eingefunden hatten.

„Er fand," sagte Göthe mit tiefer Rührung, „er fand, wie er einst schrieb, Beruf und Pflicht und Eid stets in sich selber — ihnen gemäß lebte er, und in diesem Bewußtsein ging er lächelnd dem Tode entgegen. Heilig sei uns Dein Andenken, Du lieblicher Sänger, Du ächter Weiser, Du verdienstvoller Deutscher, Du edler Mensch!"

Er ließ den Kopf auf die Brust sinken und blieb lange in schmerzliche Betrachtungen verloren sitzen. August entfernte sich, um sich umzukleiden.

Indessen war es spät geworden und Falk schickte sich zum

Aufbruche an. Als er Göthen verließ, küßte ihn Dieser beim Abschiede auf die Stirne, was sonst nie seine Gewohnheit war. Falk wollte im Dunkeln die Treppe hinuntergehen, aber Göthe litt es nicht; er hielt ihn beim Arme fest, bis er geklingelt hatte und der Bediente kam, der ihm hinunterleuchten mußte. Noch in der Thür rief ihm der Geheimerath nach: „Seien Sie ja auf Ihrer Hut, lieber Falk, und nehmen Sie sich in Acht vor der rauhen Nachtlust — Diese ist die gefährlichste Zeit im Jahre.“

1813.

Patriotisches Streben.

Das Kriegsglück, das bisher mit Napoleon so treu verbündet gewesen, hatte sich in den Eissteppen Rußland's zum ersten Male gegen ihn gewendet; Menschen konnte er besiegen, Das hatte sein gewaltiges Schwert, Das hatte seine untrügliche Feldherrntactik auf zahllosen Schlachtfeldern bewiesen, aber mit der Macht der Elemente konnte er nicht kämpfen, gegen die Kälte konnte er seine donnernden Kanonenschlünde nicht richten, den Schnee und das Eis konnte er nicht werfen, wie man ein feindliches Bataillon wirft, auf die Krankheit konnte er nicht einhauen lassen und sie in die Flucht treiben; das bleiche Glend, die Verzweiflung, die Entmuthigung, Das waren Feinde, die ihm mehr zu schaffen machten, als eine ganze Armee in Waffen es gethan haben würde.

Die wilde, regellose Flucht begann über unzählbare Leichen von Menschen und Pferden, die auf Rußland's Schnee- und Eissteppen liegen blieben, nicht von russischen Kugeln hingestreckt, nicht an von russischen Schwertern geschlagenen Wunden verblutend, sondern niedergeworfen von der unwiderstehlichen Hand des Frostes, der ihnen alle Lebenswärme aus den Adern gesogen; theils auch waren sie umgekommen aus

Mangel an Nahrung, aus Hunger und Durst, die ihnen die leeren Gedärme grimmig zusammengezogen, die dürren Lippen und Gaumen verbrannt hatten.

So manche Hoffnung Liebevoller Aeltern, so mancher Heißgeliebte, dem die schöne Braut in Angstvoller Sorge entgegen bangte, so mancher Gatte, der zu Hause ein trautes, liebevolles Weib, gute, Hoffnungsvolle Kinder zurückgelassen, die täglich ihre kleinen gefalteten Händchen zu dem himmlischen Vater aufhoben und ihn anflehten, ihren Erzeuger mit seiner mächtigen Hand unversehrt durch die Gefahren des Krieges zu geleiten und ihn in ihre Mitte zurückzuführen; so mancher hochstrebende Jünglingsgeist, der einst der Schmuck und die Zierde des Vaterlandes, so manches biedere Herz, das einst die Stütze des Staates geworden sein würde, starb hier eines einsamen Todes auf den unabsehbaren Schneeflächen, versank bei dem Gräuelvollen Uebergange über die Beresina in deren eifigen Fluthen, oder verkam, wenn es ihm gelang, sich noch eine Strecke weiter zu schleifen, in irgend einem schmutzigen, Schaudervollen Spital an den ansteckenden Krankheiten, die aus dem ausgestandenen Glende hervorgingen, oder hauchte, auf der Straße umfallend, Hülflos den Geist aus, um sodann mit andern Unglücklichen in eine gemeinsame Grube geworfen und mit ungelöschtem Kalle bedeckt, zur Verhütung der weitem Verbreitung der herrschenden Seuche, verbrannt zu werden. Von allen den vielen Menschen, die ausgezogen waren, unter Napoleon's Anführung den nordischen Kolos zu bekämpfen, sollten nur Wenige, nur gar Wenige ihr Vaterland und ihre Angehörigen wiedersehen.

Jetzt auf einmal erschallte ein gemeinsamer Schrei. Deutschland, das von jeher zerrissene Deutschland wollte auch einmal versuchen, ob es wohl einig sein könnte, und so vereinigten sich alle deutschen Fürsten, die bisher Napoleon's Verbündete gewesen, zu seiner Bekämpfung. In allen Ländern wurden Aufrufe erlassen an die Kampffähigen Männer und Jünglinge, zu

den Waffen zu greifen, sich zu Schaaren unter Kriegserfahrenen Führern und auszuführen gegen den Gewaltbegabten Riesen, der so lange seine eiserne Hand über das arme, zitternde Deutschland ausgestreckt und es mit gewaltiger Wucht niedergedrückt gehalten hatte, und so fehlte es nicht, daß auch der stets edel und deutschgesinnte Karl August seine Weimaraner zu den Waffen rief.

Um diese Zeit berührte auch Göthe auf einer Reise den Kriegsschauplatz. Die schwarzen Jäger, die sich gebildet hatten, sollten gerade ausziehen, um ihre Waffenthaten zu beginnen. Göthe wollte diesen Auszug mit ansehen, aber um nicht erkannt zu werden, hüllte er sich, wie er es von jeher gethan hatte, in eine Verkleidung, die ein befreundeter hoher Militair ihm lieb. Allein trotz der tief in das Gesicht gedrückten Militairmütze und des russischen Generalsmantels mit dem rothen Kragen, erkannte ihn Einer der Vaterlandsfreunde, der sich unter die schwarzen Jäger hatte einreihen lassen. Es war ein Küfermeister, der ein braves Weib und drei liebe Kinder hatte, aber er verließ Alles, Haus und Herd, um als deutscher Mann den gemeinsamen Feind bekämpfen zu helfen. Früher hatte er lange als Geselle in Weimar gearbeitet und kannte daher Göthen.

„Wie, sehe ich recht?“ rief er plötzlich, „Das dort ist der Göthe,“ sagte er links und rechts zu seinen Nebenmännern.

„Wo? Welcher?“ tönte es zurück.

„Der dort in dem Mantel?“

„Ach, warum nicht gar, Das ist ja ein russischer General.“

„Das heißt, er trägt einen russischen Mantel. Ich werde doch wahrhaftig den Göthe kennen, den ich täglich in Weimar sah. Ihr sollt mich Zeitlebens Hans Dummerian heißen, wenn es der Göthe nicht ist.“

Seine Zuversicht steckte die Andern an, und die herrliche

Entdeckung, daß der Götthe die Adleraugen auf die schwarzen Jäger gerichtet hatte, durchlief bald die Reihen.

„Wie wäre es,“ hob der Küfermeister wieder an, „wenn wir dem Dichter aller Dichter eine Lebehoch brächten?“

Die Köpfe wurden wieder zusammengesteckt, die Offiziere fragten: „Was Teufel habt Ihr, denn?“ „Der Götthe steht vor unsern Reihen, und wir möchten ihm ein Lebehoch bringen,“ lautete die Antwort. Die Offiziere erklärten sich bereit, mit einzustimmen, und so ließ denn die ganze Compagnie unter Hörnerklang ein dreifaches Hurrah Götthe! erschallen, und zwar so Kraftvoll, daß die Fenster aller umstehenden Häuser schütterten.

Ueberrascht, erstaunt, und zugleich tief gerührt, trat Götthe einen Schritt zurück, während die schwarzen Jäger das Gewehr vor ihm präsentirten und die Offiziere ihm mit ihren Degen salutirten.

„Kinder, Kinder, Ihr seid irre!“ rief Götthe mit lauter Stimme; „ich bin nicht Der, für den Ihr mich haltet.“

Da trat der Küfer aus der Reihe hervor und sprach:

„Mit Verlaub, es hilft Ew. Excellenz das Incognito zu Nichts, die schwarzen Jäger haben scharfe Augen, und ich kenne Sie von Weimar her, wo ich mehre Jahre in Arbeit stand. Bei unserm ersten Ausmarsche dem berühmten Dichter zu begegnen, ist ein zu günstiges Zeichen, als daß wir es sollten unbeachtet vorübergehen lassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen.“

„Von Herzen gern will ich Euch Den geben,“ erwiderte Götthe, „und gebe Gott, daß er die Kraft haben möge, Euch alle zu unüberwindlichen Helden zu machen.“

Der Küfer trat in die Reihe zurück. Auf Befehl der Officiere wurde ein Viereck um Götthen gebildet, und er legte seine Hände auf die ihm dargereichten Büchsen und Hirschfänger und sprach dabei: „Ziehet mit Gott, und alles Gute sei Euerm frischen Muthe gegönnt.“

Jetzt öffnete sich das Biered wieder, nochmals ertönte Hörnerklang und nochmals erschallte ein donnerndes Hurrah, unter dem sich Göthe entfernte. Es blinkte Etwas wie eine Thräne in seinem Auge, aber er glaubte nicht an den Sieg Deutschland's, hielt die Erhebung seiner Söhne für Hoffnungslos und murmelte auf dem Wege nach seinem Gasthause leise vor sich hin: „Ja, schüttelt nur an Eueren Ketten, der Mann ist Euch zu groß; Ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern sie nur noch tiefer in's Fleisch ziehen.“

Während er abwesend war, hatte auch in Weimar in Folge des Aufrufs des Herzogs, sich ein Corps Freiwilliger gebildet, die sich zum baldigen Auszuge rüsteten. Als Göthe zurückgekommen, trat an dem Morgen nach seiner Ankunft sein Sohn völlig bewaffnet in sein Zimmer.

Göthe sah ihn einen Augenblick voll Erstaunen an, dann, seine Absicht begreifend, ward er sehr bleich und rief mit bebender Stimme: „Was soll die Mummerei heißen, August?“

„Das soll heißen, Papa, daß ich mit den hiesigen Freiwilligen ausziehen werde, um Napoleon vom Throne stürzen zu helfen.“

„Du wirfst augenblicklich diese Waffen und diese Kleider wieder ablegen, und Dich nicht an einem Kampfe bethelligen, dessen Nutzlosigkeit jeder vernünftig denkende Mensch einsehen muß.“

In August's Gesichte stieg eine zornige Röthe auf, und mit blitzenden Augen rief er: „Wenn das Herz den Arm bewaffnet, dann ist die Nation unüberwindlich, das wird Deutschland beweisen.“

„Das sind hochtönende Phrasen, Nichts weiter. Napoleon ist der Mann der Vorsehung, und Gottes Arm wird ihn halten.“

„Nein, er wird ihn sinken lassen, denn das Maß seiner Unthaten ist gefüllt, und die deutsche Jugend ist entschlossen, mit verzweifelter Heldenmuth ihr Leben dem Vaterlande zum

Opfer darzubringen. Da wo mit mächtigen Worten die Priester von den Kanzeln donnern, um das heilige Feuer des Patriotismus in den Herzen der jungen Leute anzuschüren, da wirst Du Dich dem Rade des Schicksals nicht hemmend entgegen stellen wollen."

„Und dennoch muß und werde ich es thun," sagte Göthe weich. „Ich habe Dir bisher in Allem den Willen gelassen, August, hier aber muß ich mich Deinen Wünschen zum ersten Male entgegenstellen. Du bist mein einziger Sohn — willst Du mich kinderlos machen?"

„Wenn mich eine Kugel trifft, so wirst Du Dich mit dem Gedanken trösten müssen, daß es das Vaterland war — das Höchste und Heiligste, was der Mensch hat — für das ich mein Blut vergoß. Wenn ich aber als Sieger wiederkehre, dann wirst Du Dich nachher doppelt Deines Sohnes freuen."

„August," rief Göthe mit in Behmuth brechender Stimme „August, willst Du mir den Stab meines Alters zerbrechen? Willst Du mich einsam dem Grabe zuwanke lassen? Zudem bist Du seit einiger Zeit bei dem Kammercolleg angestellt, Du darfst als Beamter Deinen Posten nicht verlassen."

„Habe dafür keine Sorge, Vater! Es ziehen viele Beamte mit, sogar verheirathete Leute, die Weib und Kinder haben."

„August, willst Du Deiner guten Mutter das Herzeleid anthun, sie zu verlassen?"

„Meine Mutter ist mit mir einverstanden. Sie hat zwar anfänglich viel geweint, aber jetzt sieht sie ein, daß ich nicht anders kann, und widerspricht nicht mehr."

„Wie? auch sie!" rief Göthe und zog die Klingel mit solcher Heftigkeit, daß ihm der gestickte Schellenzug in der Hand blieb.

„Meine Frau soll augenblicklich kommen," donnerte er dem ängstlich herbeieilenden Bedienten entgegen.

Christiane kam mit rothgeweinten Augen.

„Was muß ich hören,“ fuhr Göthe sie an, „Du unterfügst diesen wahnsinnigen Knaben in seiner Thorheit, mit den Freiwilligen ausziehen zu wollen?“

„Vater, ich bin über dreiundzwanzig Jahre alt, und daher ein Mann, der seinen eigenen Willen haben darf,“ warf ihm August ein.

„Er sagt, seine Ehre stehe auf dem Spiele,“ entschuldigte sich Christiane mit matter Stimme, „und vor der Ehre muß Alles, müssen selbst die herbsten Mutter Schmerzen verstummen.“

August dankte ihr mit leuchtenden Blicken und einem warmen Drucke der Hand für diese Worte.

„Ihr seid also Beide gegen mich,“ rief Göthe in großer Erregung. „Gut, so werde ich andere Maßregeln ergreifen müssen.“

Er warf mit einer hastigen Bewegung den Schlafrock ab, fuhr schnell in den schwarzen Frack, stülpte den Hut auf den Kopf und eilte zum Herzoge.

Mit einer Beredtsamkeit ohne Gleichen stellte er dem fürstlichen Freunde vor, wie unerträglich ihm der Gedanke sei, den Einen, der seinen Namen führen und fortflanzen sollte, durch eine feindliche Kugel zu verlieren. Er bat den Herzog, durch einen Nachtspruch zu verhindern, daß der Tollkühne seinem Willen folge.

„Das kann ich nicht,“ versetzte Karl August; „Dein Sohn ist alt genug, um Herr seines Willens zu sein.“

„Nein, Hoheit!“ versetzte Göthe, „nach den Landesgesetzen wird er erst im fünfundzwanzigsten Jahre mündig — bis dahin hat er sich dem väterlichen Willen zu beugen.“

„So sieh zu, wie Du mit ihm fertig wirst. Da ich den Aufruf an die Waffenfähigen Jünglinge erlassen habe, so würde es mir übel ziemen, einen Kämpfer zurückzuhalten.“

Göthe entfernte sich Trostlos, aber nun setzte er Himmel und Erde in Bewegung, um seinen Willen durchzusetzen. Er

wandte sich an die Herzogin Luise und sogar an Frau von Hengendorf und ließ nicht ab, bis diese ihm ihren gewichtigen Beistand versprochen hatte.

August übte sich indessen mit den andern Freiwilligen fleißig in den Waffen und sah mit freudigem Muthe dem Augenblicke entgegen, wo er sich im Kampfe bewähren würde. So kam der Tag des Ausmarsches heran. Ohne Abschied von Vater und Mutter zu nehmen, stahl er sich mit Tagesgrauen aus dem väterlichen Hause und eilte auf den Sammelplatz. Schon standen die Freiwilligen in Reihe und Glied, schon hatte ein mitausziehender Priester sie ermahnt zur muthigen Ausdauer in allen Beschwerden — schon hatte er sie eingesegnet und dem Schutze des Himmels empfohlen, jetzt erwarteten sie nur noch das Zeichen zum Ausmarsche — da kam ganz unerwartet ein Adjutant des Herzogs in Begleitung von vier Husaren und rief August von Göthe auf, vorzutreten: „Sie haben hier zu bleiben,“ sagte er und überreichte ihm ein Rescript, worin ihm bei Strafe der allerhöchsten Ungnade anbefohlen ward, augenblicklich die Waffen niederzulegen und auf seinem Posten zu beharren.

Aus August's Brust entrang sich ein Schrei, wie ihn in weitentlegenen Zonen nur die Wälder zu hören pflegen, wenn ein zorniger Löwe brüllt. Dann erklärte er, daß er auf seine Stelle verzichte, dagegen dem Befehle nicht gehorchen würde.

„In diesem Falle,“ sagte der Adjutant auf seine Begleiter deutend, „habe ich Befehl, Sie gefangen zu nehmen und an den Stabsprosoßen abzuliefern, der Sie in sicherem Gewahrsam halten wird, bis Sie zur Vernunft gekommen sein werden.“

August's Verzweiflung war Grenzenlos, aber gegen die Gewalt war kein Widerstand möglich, Das sah er endlich ein und fügte sich. Als er aber einige Worte an seine Kameraden richtete und ihnen sagte, wie schmerzlich es ihm sei, sie nicht begleiten zu können, wurden seine Worte mit finstern

Schweigen aufgenommen, keine Hand streckte sich aus, um seine dargebotene Rechte zu drücken, dann vernahm er hier und da die Worte: „Mutterföhnen! Ofenhocker! Er hat nur Comödie gespielt, es war ihm nie Ernst, mit uns auszuziehen!“ und einer seiner besten Schulkameraden rief ihm höhnisch zu: „Laß es Dir wohl sein bei Fasanen und Madeira und schlafe in weichen Betten, indessen wir im Feldlager vielleicht oft das Nöthigste entbehren und auf nacktem Boden liegen. Aber wenn wir nach glorreichen Thaten, von unsern Fürsten geführt, heimkehren, wenn Aeltern, Bräute, Schwestern und Kinder uns jubelnd empfangen werden, dann unterstehe Dich nicht, uns zu begrüßen, denn wir werden Dir, als einem Feiglinge, verächtlich den Rücken kehren.“

Diese eben so harten als unverdienten Worte brachen August das Herz, und er würde unter ihrer Wucht zusammengebrochen sein, wenn nicht Einer der Husaren ihn mitleidig mit seinen Armen aufgefangen hätte.

Jetzt gaben die Hörner das Zeichen zum Abmarsche und die Glieder der Freiwilligen setzten sich in Bewegung.

Der Adjutant geleitete mit seinen Husaren August an das väterliche Haus, schellte, übergab ihn der Obhut des öffnenden Bedienten, und entfernte sich nicht eher, als bis Dieser die Thür wieder wohl verschlossen hatte.

August ging in das Schlafzimmer seines Vaters, trat vor dessen Bett, zog seinen Hirschfänger, zerbrach ihn mit einem Fußtritte und warf die Stücke auf den Boden.

„So habe denn Deinen Willen,“ sagte er dumpf; „aber so wie ich diese Waffe zertrete, so hast Du die Ehre Deines einzigen Sohnes zertreten — so wie ich diese Stücke verächtlich mit den Füßen fortstoße, so hast Du meinen Namen in den Schmutz der Schmach gestoßen. Freue Dich Deines Werkes.“

Von diesem Tage an war August ein unglücklicher Mensch. Göthe suchte sich nun aus der Gegenwart zu retten, weil

es unmöglich ist, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt vor Sorge, Verwirrung und Erbitterung wahnsinnig zu werden; er dichtete Balladen, schrieb am 18. October für Madame Wolf den Epilog zum Trauerspiele Essex, und als er eben den letzten Federstich machte, fiel das Medaillon Napoleon's, das in seinem Arbeitszimmer hing, von der Wand herunter. Er fuhr erschrocken auf. „Sollte Das ein Vorzeichen sein?“ rief er sinnend aus, „sollte der Kolosß heruntergestürzt werden von seiner Höhe? — es wäre ein Welterschütterndes Ereigniß.“

Und es war ein Vorzeichen. — Schon am andern Tage langte die Kunde von der Schlacht bei Leipzig an, die in demselben Augenblicke entschieden worden, als das Medaillon von der Wand gefallen war.

Einige Zeit darauf kam der Hofrath Luden aus Jena und suchte Göthe auf, um ihn als Mitarbeiter für seine patriotische Zeitschrift Nemesis zu gewinnen. Aber Göthe rieth ihm von der Herausgabe ab.

„Glauben Sie ja nicht,“ sagte er, „daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen: Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sind ein Theil unseres Wesens und Niemand vermag sie von sich zu werfen.“

„Wenn Das wirklich Ihre Meinung ist,“ sagte Luden mit einem feinen Lächeln, „so begreife ich nicht —“

„Lassen Sie mich ausreden, Bester,“ fiel ihm Göthe in das Wort. „Auch mir liegt Deutschland am Herzen; ich habe oft bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist.“

„Leider, leider sagen Sie da eine Wahrheit, die ich nicht zu widerlegen vermag,“ rief Luden dazwischen.

„Eine Vergleichung mit andern Völkern,“ nahm Göthe wieder das Wort, „erregt uns peinliche Gefühle, über welche

ich auf jede Weise wegzukommen suche, und in Kunst und Wissenschaft habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber zu erheben vermag, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist daher nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören.“

„Aber,“ warf ihm Luden ein, „sollte nicht gerade aus den jetzigen Weltbegebenheiten Deutschland's bessere Zukunft erblühen.“

Göthe schüttelte ernst den Kopf.

„Deutschland's Zukunft,“ sagte er, „sehe ich erst in weiter Ferne. Uns Einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, — einen Jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung und seiner Stellung — die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und durch dasselbe zu verbreiten nach allen Seiten, und wie nach Unten, so auch vorzüglicherweise nach Oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin voranstrebe, damit der Geist nicht verkümmere, sondern frisch und heiter bleibe, damit er nicht verzage, nicht kleinmüthig werde, sondern fähig bleibe zu jeglicher großer That, wenn der Tag des Ruhms anbricht.“

„Aber das Deutsche Volk hat sich ja schon erhoben und ist zur Freiheit erwacht.“

„Was beweisen einige gewonnene Schlachten? und ist denn wirklich das Volk erwacht?“ rief Göthe mit einem gewissen Ungestüme. „Weiß es, was es will und was es vermag?“

„Hoffentlich!“ entgegnete Luden.

„Ich aber sage nein,“ rief Göthe; „es schlafwandelt, es träumt nur so dahin, aber ohne klares Bewußtsein. Haben Sie das schöne Wort vergessen, das der ehrliche Philister in Jena seinem Nachbar in seiner Freude zurief, als er seine

Stube gescheuert hatte und nun, nach dem Abzuge der Franzosen, die Russen bequemlich empfangen konnte? Ich sage Ihnen, der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Müttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte, und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestöbert wird?"

„Aber bedenken Sie doch nur die Bahslosen Freiwilligen, die überall hinzugeströmt sind.“

„Wir sprechen nicht von den Tausenden gebildeter Jünglinge und Männer, wir sprechen von der Menge, von den Millionen. Und was ist ertungen oder gewonnen worden?"

„Nun, die Freiheit, dünkte ich.“

„Vielleicht würden wir es richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht von dem Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr, auch keine Italiener, dafür aber sehe ich Kosaken, Baschkiren, Croaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren.“

So urtheilte Göthe schon damals über Deutschland, und ist es seitdem anders geworden? Nein, wir stehen noch genau auf derselben Stelle wie damals: der deutsche Geist hat den Bann noch nicht abzuschütteln vermocht, in den ihn ein böses Verhängniß — deutsche Zerrissenheit genannt — gefesselt hält.

Luden nahm nochmals einen Anlauf, indem er sagte:

„Wissen Sie, was mich wundert, Herr Geheimerath?"

„Nun?"

„Daß Sie keine Kriegslieder gedichtet haben, sie würden von begeisternder Wirkung gewesen sein.“

„Wie hätte ich die Waffen, wenn auch nur die des Geistes, ergreifen können ohne Haß, und wie hätte ich hassen können ohne Jugend,“ erwiderte Göthe mit einem trüben Lächeln. „Hätten die Ereignisse der neuesten Zeit mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der

Letzte geblieben, allein sie fanden mich als Einen, der bereits über die Sechszig hinaus ist. Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern Jeder thue sein Bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben."

Luden sah ein, daß er von Göthen als Mitarbeiter für seine Nemesis Nichts zu hoffen habe, und so verabschiedete er sich denn bald darauf und lehrte ziemlich verstimmt von dem Anhänger Napoleon's, wie er Göthe in seinem Innern nannte, nach Jena zurück. Dort fragte ihn Einer seiner Hauptmitarbeiter: „Nun, ist es Ihnen gelungen, Göthen für uns zu gewinnen?“

„Nein,“ erwiderte er, „er stimmt nicht mit uns, und doch wäre es Unrecht, ihn zu beschuldigen, daß er keine Vaterlandsliebe, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschland's Ehre und Schande, Glück oder Unglück habe. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und den wirren Verhandlungen dieser Zeit, scheint mir nach besserer Ueberlegung lediglich eine schmerzliche Resignation zu sein, zu welcher er sich, in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntniß der Menschen und Dinge, wohl entschließen mußte.“

1813.

Der Heimgang einer schönen Seele.

Wenden wir uns ab von den blutigen Gräueln des Krieges, von Deutschland's Bestrebungen, sich gänzlich frei zu machen von einem Joch, von welchem es so lange wundgedrückt worden war; übergehen wir die Schlacht von Hanau und den gänzlichen Abzug der Franzosen aus Deutschland, lassen wir die deutschen Heere einziehen in die stolze Hauptstadt Frankreich's, lassen wir Napoleon, den Gesunkenen, der einst der gebietende Herr der Monarchen gewesen, lassen wir ihn über das weite Weltmeer schwimmen, um in Elba die Regentschaft einer kleinen Insel anzutreten, und fortan von wenigen Getreuen umgeben, ein neuer Cincinnatus, seinen Acker zu bestellen und mit eigenen Händen seinen Kohl zu pflanzen.

Wenden wir uns zu einem andern Bilde, das in einen kleinen, bescheidenen Rahmen gehört.

Wenden wir uns nach dem in der Nähe des Hausrückens gelegenen Städtchen Meissenheim, um einen Blick in das dortige Pfarrhaus zu werfen, das weiß angestrichen und mit grünen Läden versehen, reinlich, einfach und bescheiden sich dem Auge des Beschauers darstellt.

Es war November. Der rauhe Wind hatte die vor dem

Pfarrhause stehende Linde, um deren Stamm sich eine runde Bank schloß, fast all' ihrer Blätter beraubt; auf den kahlen Zweigen zwitscherten hie und da einige Vögelchen, die, das Gefieder fröstelnd aufgesträubt, emsig nach Futter spähten. Der Weinstock, der sich an der Sonnenseite des Hauses hinaufzog, war ebenfalls kahl, nur hie und da hingen noch einige vom Frost verrostete, zusammengerungelte Nebenblätter. Auf dem mit einer leichten Schneehülle bedeckten Dache krächzte ein hungriger Rabe.

Es sah recht winterlich, recht traurig aus in der Natur; und in dem Pfarrhause sah es nicht heiterer aus, denn eine Kranke sah darin ihrer baldigen Auflösung entgegen.

Das Zimmer, worin sie lag, war einem Tempel der Jungfräulichkeit zu vergleichen, so sauber und nett sah es darin aus. An den grün angestrichenen Wänden hingen einige Bilder in schwarzen Rahmen, die Nußbaumne Commode war mit einem grünen Tyrolerteppiche, der kleine Tisch mit einer Blüthenweißen Serviette bedeckt; eben so weiß waren die an den Fenstern hängenden und die das Bett umgebenden Vorhänge; einige niedrige Lehnstühle waren mit einem alten, aber wohl erhaltenen, selbstgesponnenen Stoffe von grauem Garne und grüner Wolle überzogen. Vor dem wohldurchheizten Ofen lag im Halbschlummer eine schöne weiße Kaze, die, die angenehme Wärme genießend, behaglich schnurrte; ein blankgeputzter Messingkäfig enthielt einen Kanarienvogel, ein anderer eine Lerche und ein dritter zwei rufsende Turteltauben, und in einem auf der Commode stehenden Glaspokal schwammen einige Goldfische. Auf dem innern Fensterbänke prangten einige Töpfe mit Immergrün, Epheu, Goldviolen und sonstigen Winterpflanzen, und an dem Bette innerhalb des Vorhanges hing ein großer Rahmen, unter dessen Glase man einige verwelkte Blumensträußchen, ein Stammbuchblatt, ein Paar auf Sammet gemalte, fast gänzlich verblichene Strumpfbänder und ein ähuliches

Gürtelband erblickte — offenbar einstige Pfänder der Liebe, Zeichen einer einstigen tiefempfundenen Zärtlichkeit, denn die Kranke richtete oft die Blicke mit einem Strahle voll wehmüthig-süßer Erinnerung darauf.

Die Kranke war eine hohe Fünfzigerin, die wohl abgelebt war, aber nicht gealtert hatte, denn sie war noch in dem Besitze ihrer sämtlichen Zähne, — reiches blondes Haar, nur hie und da von einigen Silberfäden durchzogen, umgab das Oval des für ihr Alter noch immer schönen Gesichtes, in dem ein Paar liebevolle Augen Kunde gaben von der Güte ihres Herzens. Ein nettes Häubchen mit einem geglockten Striche und einer Himmelblauen Schleife bedeckte ihr Theilweise das Haar; das weiße Nachtgewand war am Halse ebenfalls mit einer Himmelblauen Schleife zugebunden; die weißen durchsichtigen Hände lagen gefaltet auf der Decke. Neben ihr auf dem Nachttische stand auf einem Porzellanteller eine Medicinflasche.

An dem einen Fenster saß ein etwa acht bis zehn Jahre jüngeres Frauenzimmer, als die Kranke, und drehte emsig den Faden an einem Spinnrade. Nach einer Weile erhob sie sich, schlich auf den Behen zu dem Bette hin, und als sie die Patientin wach fand, ergriff sie deren Hand und fragte mit Junigkeit: „Wie ist Dir's jetzt, lieb's Nifele?“

„Leicht und wohl, nur unendlich schwach,“ erwiderte die Kranke mit sanfter, rührender Stimme. „Du weißt ja, daß ich keine Schmerzen habe, daß sich meine Lebenskräfte langsam verzehren, und so hoffe ich auf den Himmel und seine Seligkeit, und werde, da ich ein ruhiges Gewissen habe, eines christlichen Todes sterben.“

„D red' niet so, wenn Du mir das Herz niet zerreißen willst,“ sprach die Andere mit nassen Augen; „'s wird schon wieder besser werden, komm, nimm einen Löffel voll von der stärkenden Arznei.“

„Die Kranke ließ sich geduldig die Arznei eingeben,

dann sagte sie mit einem bittenden Blicke: „Sophie, gib mir das Liederbüchle her.“

„Nein, Nikele, laß Das — es wird Dich zu sehr aufregen.“

„Gieb's immerhin her, es wird mir doch die beste Arznei sein, wird mich mehr stärken, als alle Pulver und Mixturen aus der Apotheke — mein Lebensbalsam ist darin enthalten.“

Die Jüngere ging schweigend an die Commode und nahm ein altes vergilbtes Heft heraus, in welches mit schöner, kräftiger Hand einige Duzend Lieder geschrieben waren.

„Du denkst heute wieder viel an ihn,“ sagte sie, indem sie der Schwester das Heft hinreichte.

„Heute und immer, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde,“ rief die Kranke mit einem verklärten Lächeln; „die Vergangenheit steht mir so fern und ist mir doch so nah, daß ich ihn sehe, daß ich jedes seiner Worte höre. O Sophie, es war doch eine schöne, schöne Zeit.“

„Und hast Du, während ich getrennt von Dir lebte, nie wieder Etwas von ihm gehört?“

„Nein, seitdem er das letzte Mal bei uns war — Du weißt ja, wie er so überraschend kam — schickte er mir nur noch ein Mal durch einen wandernden Schlossergesellen von Weimar aus einen Gruß; seitdem habe ich Nichts mehr von ihm gehört, als was man hie und da von ihm in der Zeitung las.“

Jetzt wurde die Thür behutsam geöffnet, eine Magd streckte den Kopf herein und rief: „Jungfer Sophie, komme Sie doch einmal heraus, es sind Leute da, die mit der Jungfer rede wolle.“

Sophie ging hinaus. Friederike versuchte in dem Hefte zu lesen, aber zu schwach dazu, küßte sie es und behielt es dann in den Händen.

Die Kranke war die einst so liebliche Friederike Brion, die Jugendgeliebte Göthe's, die sein Bild noch mit der-

selben Liebe im Herzen trug, wie an dem ersten Tage ihrer Bekanntschaft.

Nach dem Tode ihrer Aeltern trieb Friederike mit ihrer jüngsten Schwester Sophie, in Steinthal einen kleinen Handel mit Steingut. Salome hatte sich schon früher an den Pfarrer Marx in Diersburg im Badischen verheirathet. Später überließ Friederike der Schwester allein den kleinen Handel und ging nach Paris zu einer Freundin, die an den französischen Gesandtschaftssecretär Rosenstiel verheirathet war. Diese Freundin, eine Verwandte der Pfarrersfamilie zu Sesenheim, war Luise Weyland, die Schwester jenes Weyland's, der Göthe im Pfarrhaus zu Sesenheim eingeführt hatte.

Noch vor Robespierre's Sturze verließ Friederike Paris wieder und ging nach Diersburg zu ihrer Schwester Salome, nach deren Tode sie deren einzige Tochter mit liebevoller Sorgfalt erzog. Als ihr Schwager nach Meissenheim in einen größern Wirkungskreis versetzt wurde, zog sie mit ihm dahin, und jetzt waren es sechs Wochen, daß sie die Verheirathung ihres Bögling's mit dem Pfarrer Fischer erlebt hatte. Aber gleich nach der Hochzeit, als der zärtliche Gatte kaum abgereist war mit seiner jungen Frau, um sie seinen Aeltern vorzustellen, fühlte sich Friederike so schwach, daß sie ihre Schwester Sophie, die zu der Hochzeit ihrer Nichte gekommen war, dringend ersuchte, bei ihr zu bleiben, bis Alles mit ihr vorüber sein würde. Sie fühlte die Vorboten des Todes und sehnte sich nach Ruhe in der stillen Erde.

Als Sophie, von der Magd abgerufen, hinunter kam, fand sie in der Wohnstube einige Bürgerfrauen aus Meissenheim, die gekommen waren, um sich nach Friederikens Befinden zu erkundigen, die sehr beliebt in dem kleinen Städtchen war.

„Sie ist sehr schwach,“ erwiderte Sophie auf ihre Theilnehmenden Fragen, „klagt aber nicht über Schmerzen, und liegt schön wie ein wächsernes Engelsbild auf ihren Kissen.“

„Gott behüte die gute Seele vor Schaden,“ sagte die Schulmeisterin, die das Wort führte: „Was meint denn der Doctor zu ihrem Zustande?“

„Der zuckt die Achseln und giebt wenig Hoffnung, aber ich denke halt immer, so ein Doctor hat den Verstand auch niet allein mit Löffeln gegessen, so lang noch ein Funken Leben in dem Menschen ist, darf man die Hoffnung niet aufgeben, der liebe Gott kann Alles zum Besten wenden.“

„Da hat die Jungfer Recht,“ rief die wohlbeleibte Zeugschmiedin; „ja, der liebe Gott ist allein der rechte Doctor, und ein kräftiges Gebet ist allemal die wirksamste Arznei. Ich will auch stante pede in die Kirche laufen und unsern Herrgott aus Herzensgrunde für die liebe Kranke anrufen.“

„Wäre Jammerschade für sie, wenn sie verscheiden sollte,“ sagte eine Schneiderswittwe, „und es würde eine allgemeine Trauer im Städtle entstehen, wie für die Landesmutter. Die Jungfer Friederike ist allgemein beliebt und verehrt als eine allzeit bereite Helferin, als eine mildherzige Wohlthäterin; auch ich werde nicht säumen, eine Extra-Andacht für sie zu halten.“

So sprachen die Frauen noch lange untereinander, strichen alle Tugenden der Sterbenden mit beredten Zungen heraus, und Sophie stimmte aus vollem Herzen in das Loblied mit ein.

Während Unten die besten Wünsche für die Wiederherstellung der Kranken gethan wurden, war indessen Oben der alte Pfarrer Marx in das Krankenzimmer seiner Schwägerin getreten und hatte sich an ihr Bett gesetzt. Seine Erkundigung nach ihrem Befinden beantwortete Friederike freundlich aber mit matter Stimme. Plötzlich bemerkte er das Niederheft in ihren Händen.

„Das ist Gift für Sie, Schwägerin!“ sagte er, nahm es ihr aus den Händen und legte es auf den Nachttisch. „Wenn Sie nur einmal aufhören könnten, an den Menschen zu denken,

der Ihr ganzes Leben zerstört hat," setzte er bitter hinzu. „Wäre seine Pflicht gewesen, Sie zu heirathen, wenn er es ehrlich gemeint hätte. War aber ein Zugvogel, ein lockerer Zeißig, der gern die fremden Kirschbäume benaschte und dann unbekümmert weiter zog.“

Friederikens bleiche Wangen färbten sich mit einer matten Röthe, sie faltete die Hände bittend zusammen und sagte innig: „O reden Sie nicht so von ihm, Schwager! Ich kann nur mit Verehrung an ihn denken und auch Sie würden ihn lieben, wenn Sie ihn persönlich gekannt hätten. Heirathen," setzte sie mit weiblicher Bescheidenheit hinzu, „heirathen hat er mich nicht können, er war zu groß, seine Laufbahn war zu hoch, als daß er mich hätte heimführen können. Wie würde sich das arme Miskele unter den vornehmen Damen bei Hofe ausgenommen haben? Nein, Das ging nicht.“

„So seid Ihr Mädele, wenn Ihr verliebt seid," rief unwillig der Pfarrer. „Ihr gleicht den thörichten Jungfrauen, die ihre Lampen mit Del zu füllen vergessen haben, und nicht bereit sind, wenn der rechte Bräutigam kommt. Könnten jetzt von lieben Kindern und Enkeln umgeben sein, statt allein zu stehen, haben aber alle Heirathsanträge passender Männer abgelehnt, um dem Hans Vassen anzuhängen.“

Friederike suchte sich ein Wenig aufzurichten, und indem sie sich auf den Ellbogen stützte, sagte sie mit einem verklärten Lächeln: „Darauf kann ich Ihnen nur erwidern, was ich auch den braven Männern sagte, die mir die Ehre erzeigen wollten, mich zum Altare zu führen: Wer von Göthe geliebt worden ist, kann keinen Andern lieben! Und jetzt, lieber Schwager, bitte ich Sie, schelten Sie nicht länger auf ihn, ich kann's nicht hören.“

Die Anstrengung war zu groß für sie gewesen, sie sank mit einem Seufzer matt in die Kissen zurück und schloß die Augen. Der Pfarrer blieb noch eine Weile sitzen, da sie sich

aber nicht weiter regte, so hielt er sie für eingeschlafen und verließ mit leisen Schritten das Krankenzimmer.

„Wenn nur meine Tochter da wäre,“ murmelte er im Hinausgehen; „damit die arme Sophie doch einigermaßen in der Pflege der Kranken unterstützt würde.“

Als Sophie wieder heraufkam und sich über die Kranke beugte, fand sie deren Züge auffallend verändert. Nach einer Weile schlug Friederike die Augen auf und lächelte die Schwester liebevoll an; ihre Lippen lispelten Worte, die Sophie nicht zu verstehen vermochte, sie beugte sich daher auf den Mund der Sterbenden und vernahm nun in einem leisen Hauche die Worte: „Das Hest! das Hest!“ Sophie reichte es ihr, aber zu schwach, um es ergreifen zu können, deutete sie, daß sie es ihr auf das Herz legen sollte. Als ihr Willfahrt war, lächelte sie selig; sie schlug die Augen dann zu dem Rahmen auf, der die Heiligthümer ihrer Jugendliebe umschloß, dann schien ihr verklärter Blick durch die Mauern, durch die Wolken zu dringen, der Körper lebte noch, aber die Seele schien bereits nach dem Himmel zu entfliehen. Nach einer Weile schloß sie die Augen wieder.

„Sie schläft!“ flüsterte Sophie und schlich an ihr Spinnrad zurück, das sie so Geräuschlos als möglich in Bewegung setzte. Nach einer Viertelstunde sah sie wieder nach der Kranken. Friederikens Züge hatten sich noch mehr verändert, ihre Brust athmete schwer; zuweilen drang ein röchelnder Ton aus ihrer Kehle hervor.

„Sie träumt schwer, weil sie auf dem Rücken liegt,“ sagte Sophie und wollte wieder an ihre Arbeit zurückkehren. Da fuhr ein Wagen an dem Hause an.

Es war das junge Ehepaar, das — von seiner Reise zurückkehrend, an das Krankenlager der geliebten Tante eilte.

„St!“ rief Sophie den Eintretenden entgegen, „St! Thut leise, sie schläft! aber sie schläft unruhig.“

„Rein, der Todeskampf hat bei ihr begonnen,“ sagte der Pfarrer Fischer, nachdem er einen Blick auf Friederikens Gesicht geworfen hätte; „laßt uns für die Sterbende beten.“

Sophie und die junge Frau brachen in ein lautes Weinen aus. Der junge Geistliche nahm sich kaum Zeit, seinen Reisemantel abzuwerfen, dann ordnete er Sterbegebete an.

Die ganze Hausgenossenschaft kniete andächtig um das Lager der der Vollendung Entgegenstrebenden. Nach etwa einer halben Stunde schlug sie die Augen noch einmal hell auf, streckte die Arme aus, rief mit vernehmlicher Stimme: „Göthe, mein Göthe!“ Dann fiel sie zurück und gab die schöne Seele, die sie belebt hatte, ihrem Schöpfer zurück.

Groß war die Trauer, die das Hinscheiden dieses sanften, liebenswürdigen Mädchens in Meissenheim erregte; die ganze Einwohnerschaft, Männer wie Frauen, betheiligten sich an ihrem Leichenbegängnisse, die Schuljugend sang an ihrem Grabe, Pfarrer Fischer hielt ihr eine Leichenrede, die kein Auge Thränenlos ließ, und die Armen bewahrten noch lange ihr Andenken in ihrem dankbaren Herzen.

Sie ward eingesenkt in den stillen Friedhof zu Meissenheim, jetzt aber kennt Niemand mehr die Stelle, wo die Gebeine der Jugendgeliebten Göthe's ruhen.

1814.

In Wiesbaden und Frankfurt.

Göthe erhielt durch Zelter, mit dem er auf Du und Du stand seit dem gewaltsamen Tode von dessen ältesten Sohne, der sich neben seinem schlafenden Bruder im Bette erschossen hatte, die Nachricht, daß sich im Verlaufe des vergangenen Jahres, Minna Herzlieb mit dem Professor Pfund verheirathet habe.

Diese Nachricht erweckte Reminiscenzen an längst verhallte himmlische Klänge in ihm, die so lebendig in ihm wurden, als habe er das theure Wesen eben erst verloren; die längst verharrichten Bunden öffneten sich wieder und begannen neuerdings zu bluten; er machte die ganze Passionszeit seiner Liebe in Gedanken noch einmal durch, so lebendig, so wahr, so qualvoll, als ob er sie in der Wirklichkeit durchzumachen habe. „O Minna! Minna!“ rief er oft, „ich habe Dich mehr und inniger geliebt, als je ein anderer Mann Dich lieben wird, mehr als für uns Beide gut war, und nachdem ich Jahre lang gewöhnt, Du seiest für immer in den Hintergrund meines Herzens getreten, trittst Du jetzt gewaltsam wieder hervor und Dein liebes, schönes Bild stachelt mich auf, als ob ich Dich Dem, der jetzt das Recht hat, Dich sein zu nennen, gewaltsam

entreißen und mit Dir bis an das Ende der Welt fliehen müßte.“

Um die Aufregung zu beschwichtigen, die ihn unfähig zu aller Arbeit machte, unternahm er eine Reise, die bald sehr wohlthätig auf sein Gemüth wirkte; und so setzte er sie weiter fort bis Wiesbaden, wo er in diesem Jahre seine Badecur abhalten wollte.

Am Tage nach seiner Ankunft speiste er im Cursaale an der Table d'hôte, an der sich auch viele russische Officiere, meistens Stiefeländer, befanden. Nach einer Weile verbreitete sich die Kunde, Göthe befände sich unter den Tischgästen, und zwar sei es der große, majestätische Mann, der in der Mitte der Tafel seinen Platz gefunden habe. Die russischen Officiere steckten die Köpfe zusammen, sprachen leise miteinander, dann ergriffen sie ihre mit Champagner gefüllten Gläser und einer sprach zu Göthe: „Wir haben vernommen, daß Sie der Dichter Göthe sind — Sie sollen leben, Herr Professor!“

Göthe, der sehr einfach gekleidet war, dankte mit einer kalten Verbeugung und entfernte sich gleich darauf — aber noch bevor die Tafel zu Ende war, kam er wieder, geschmückt mit allen seinen Orden, worunter auch der Stern des russischen St. Annenordens. Die Officiere sahen sich einigermaßen verlegen unter einander an, und Jener, der vorhin das Wort geführt hatte, hob abermals zu sprechen an:

„Wir haben sehr um Entschuldigung zu bitten, Excellenz, daß wir Ihnen vorhin den rechten Titel nicht gaben,“ sagte er; „die von uns ausgebrachte Gesundheit hat nicht dem hochstehenden Manne, sondern vielmehr dem Dichter und seinen unsterblichen Werken gegolten — seien Sie uns nicht böse.“

Die unangenehm berührte Excellenz nickte nur mit dem Kopfe und verharrte in stolzem Schweigen.

Nach der Tafel begann Göthe in dem Cursaale und in den Spielsälen auf und ab zu spazieren; seine majestätische

Gestalt fiel überall auf unter der wogenden Menge, bald aber sah man ihn mit Erstaunen, ja mit Entsetzen an, als man auf der Brust des deutschen Dichters auch den fünfstacheligen Stern der Ehrenlegion bemerkte. Anfangs war Alles verblüfft, dann machte sich eine unmuthige Stimmung bemerkbar, bis endlich ein junger preussischer Officier an ihn herantrat mit den Worten:

„Excellenz, ich bitte Sie ergebenst, dieses Zeichen zu entfernen, das in diesem Augenblicke wie eine Verhöhnung des deutschen Mannes erscheint.“

Göthe blickte den Sprecher ruhig an: „Wer sind Sie? mein Herr?“ fragte er.

„Graf Brandenburg, Premierlieutenant und Adjutant im York'schen Corps, Ew. Excellenz zu dienen.“*)

Göthe zog den jungen Officier in eine Fensternische, ein ironisches Lächeln schwebte um seine Lippen, und mit den Worten seines Faust's: „Das Pentagramm macht Dir Weh?“ nahm er den Orden ab und steckte ihn mit der größten Gemüthsruhe in die Tasche.

Diese Vorfälle hatten Göthe jedoch unangenehm berührt und ihm den Aufenthalt in Wiesbaden verleidet, das er bereits nach vierzehn Tagen schon wieder verließ, um sich nach Frankfurt zu begeben, wo er in heiterer Stimmung ankam. Seine Landsleute, jetzt so stolz auf den Weltberühmten Dichter, auf den hochstehenden Staatsmann, hatten ihm, im Voraus von seinem Kommen unterrichtet, einen glänzenden Empfang bereitet. Die weitverzweigte Familie der Brentanos, Bettina's Verwandten, die Bethmanns, die Gontards, die Bolongaros, die Borgnis und andere hervorragende Häuser boten Alles

*) Derselbe Officier ward später General und Ministerpräsident.
A. d. B.

auf, um ihn würdig zu feiern und ihm den Aufenthalt in der Vaterstadt so angenehm wie möglich zu machen.

Im Theater wurde sein Tasso mit großem Prachtaufwande aufgeführt. Das Haus war festlich erleuchtet, die Damen des ersten Ranges waren alle in großer Toilette anwesend, und als der Dichter in seiner mit Blumen und Lorbeerfränzen geschmückten Loge erschien, erhob sich das ganze Haus in jubelnder Begeisterung, und rief ihm unter dreimaligem Tusch des Orchesters seinen Bewillkommungsgruß entgegen. Wie ein herablassender Fürst trat Göthe an die Brüstung der Loge und dankte mit einem ziemlich kalten Neigen des Kopfes dem Publicum, dann ließ er die Blicke ernst und sinnig auf der Loge weilen, in der seine gute Mutter so manches Jahr ihren Lieblingen Beifall zugeklatscht hatte.

Nachdem das Orchester eine Symphonie von Haydn gespielt hatte, ging endlich der Vorhang in die Höhe, die wogenden Wellen legten sich, eine feierliche Stille trat in dem ganzen Hause ein, auf der Bühne erschien der Schauspieler Grüner im schwarzen Frack und sprach einen Inhaltreichen Prolog zur Begrüßung des Dichtergreises aus, nach dessen Beendigung der Jubel unter dem Publicum von Neuem ausbrach. Während der Aufführung des Stückes wurde jede irgend hervorragende Stelle beklatscht und wieder beklatscht. Nach Beendigung des Stückes trat Frau von Busch als Muse gekleidet auf, und sprach einen Epilog, während zwei Genien die Lorbeerfränze von den Büsten Ariost's und Virgil's abnahmen und sie Göthen überreichten, der mit der gelangweilten Miene eines Herrschers, dem man Nichts weiter als eine schuldige Guldigung darbringt, dafür dankte.

Als zu seinem großen Vergnügen die Festlichkeiten endlich beendigt waren, standen in den Sälen und auf den Treppen die Schaaren seiner Verehrer, durch welche er mit einem dankenden Lächeln an der Seite des Herrn von Bethmann

hinschritt, um mit ihm in dessen Wohnung zu fahren, wo ihm ein Festmahl bereitet war.

Die Elite der Frankfurter Welt versammelte sich in den glänzenden Sälen des reichen Banquiers, dessen schöne Gemahlin von Göthen zu Tische geführt wurde. Alle Delicatesen, welche die vier Welttheile zu bieten vermögen, wurden ihm vorgesetzt; alle Weine, die den Ruf der Vortrefflichkeit haben, wurden in funkelnden Krystallgläsern präsentirt; die schönsten Damen boten ihre ganze Anmuth auf, um die Aufmerksamkeit des Dichters zu fesseln, die geistreichsten Köpfe suchten ihr Licht leuchten zu lassen. — Göthe benahm sich feyn, artig, aber doch mit einer gewissen Kälte; er war den Frankfurtern gegenüber ein diplomatischer Weltmann, Nichts weiter.

Als nach und nach die genossenen feurigen Weine die Köpfe illuminirt, die Bänder der Zungen mehr und mehr gelöst hatten, beugte sich beim Dessert der Hausherr über den Tisch und sagte vertraulich zu Göthe:

„Es ist sehr zu beklagen, Herr Geheimerath, daß unser Ihnen schon vor zwanzig Jahren gemachter Vorschlag, Ihre Kräfte Ihrer Vaterstadt zu weihen und eine Senatorstelle hier anzunehmen, Ihnen nicht genehm war.“

„Ich kann allerdings nur bedauern,“ erwiderte Göthe, „daß ich die mir damals zugedachte Ehre ausschlagen mußte; allein die Bande der Dankbarkeit und der Freundschaft, die mich an den hochherzigen Herzog von Weimar fesseln, sind so starker Natur, daß sie unzerreißbar sind.“

„Wollte, sie wären etwas schwächer,“ rief der Banquier Schweizer, „oder sie wären abgenutzt durch den langen Gebrauch. Es wäre doch gar schön, wenn wir den Göthe in unserer Mitte hätten.“

„Und wie wollten wir ihn hätscheln und pflegen, wie ihn als unsern Lieblingssohn verziehen,“ setzte der Kaufmann Gontard hinzu.

„Das möchte ich bezweifeln,“ erwiderte Göthe mit einem ironischen Lächeln, „Ihr Frankfurter wißt nicht umzugehen mit Dichtern.“

„Ich dünke doch,“ sagte Herr von Bethmann piquirt, „ich dünke doch, daß Frankfurt heute bewiesen hat, wie sehr es den Genius zu ehren weiß.“

„Das schon,“ erwiderte Göthe, „auf Festlichkeiten versteht Ihr Euch, aber...“

„Nun!“ riefen zwanzig Stimmen auf Einmal.

„Reden Sie weiter,“ forderte ihn Herr von Bethmann auf, und die schöne Frau Borgnis setzte hinzu:

„Der Herr Geheimrath scheint einen Zahn auf unsere gute Stadt zu haben.“

„Gewissermaßen — ja, schöne Frau!“ antwortete Göthe, indem er langsam eine Papillote von ihrer Hülle befreite, um sie später in den Mund zu schieben. „Ich habe nicht sowohl einen Zahn auf Frankfurt,“ fuhr er fort, „als vielmehr auf die Frankfurter, und zwar nicht wegen meiner, wohl aber wegen Schiller.“

„Wegen Schiller?“ tönte es von allen Seiten.

„Was haben wir Schiller zu Leide gethan?“ fragte Frau von Bethmann mit ihrem süßesten Lächeln.

„Das will ich Ihnen sagen, liebenswürdige Dame,“ erwiderte Göthe. „Als Schiller starb, setzten die Frankfurter in ihre Zeitung, er sei nicht reich gestorben, habe vier Kinder hinterlassen — und hierauf veranstalteten sie eine Todtenfeier im Theater, wozu sie dem Publicum freien Eintritt gewährten.“

„Nun, war Das was Uebeles?“ polterte der alte Bolongaro; „haben wir dadurch nicht bewiesen, daß wir die Manen eines großen Dichters zu ehren wissen?“

„Um!“ lachte Göthe, „Pfaffen und Mönche wissen die Todtenfeier ihrer Heiligen besser zum Vortheile der Lebenden auszubeuten, und bei dieser ausnahmsweisen Gelegenheit hätten meine lieben Landsleute deren Beispiele befolgen sollen.“

„Das heißt, Sie meinen . . .“ rief Frau Borgnis.

„Ich meine,“ fuhr Göthe in seiner Rede fort, „ich meine, daß das tiefe Gefühl des Verlustes den Freunden als ein Vorrecht gehört — die Herren Frankfurter aber, die sonst Nichts als das Geld zu schätzen wissen, hätten besser gethan, ihren Antheil realiter auszudrücken, und es wäre Dieses um so mehr ihre Schuldigkeit gewesen, als sie, unter uns gesagt, dem lebenden Trefflichen, der es sich sauer genug werden ließ, niemals ein Manuscript honorirt, sondern immer warteten, bis sie das gedruckte Stück für zwölf Groschen haben konnten. Das ist eine traurige Wahrheit, die Niemand wird in Abrede stellen können.“

Die Herren Banquiers und Kaufleute machten lange Gesichter, und sahen sich einander an, dann sagte Bethmann:

„Das ist ein Vorwurf, Herr Geheimerath, der nicht sowohl die Stadt Frankfurt, als die Theaterdirection trifft.“

Mit dem ihr eigenen Tacte hob jetzt Frau von Bethmann, indem sie sich von ihrem Sitze erhob, die Tafel auf, um jeder weiteren Discussion über diesen Gegenstand vorzubeugen.

„Wenn es den Herren und Damen gefällig ist,“ sagte sie, „so bitte ich, mir in das Musikzimmer zu folgen. Unsere liebe Martha Borgnis wird sich auf der Harfe hören lassen, und ihre Schwester Dorine wird später das schöne Lied vortragen: An Alexis send' ich dich! u. s. w.“

Frau Borgnis winkte ihren beiden schlanken Töchtern, rieth der jüngern, erst noch einige Gummikügelchen zu essen, um sich die Kehle recht glatt zu machen, und erhob sich dann, um der Hausfrau in das Musikzimmer zu folgen, wohin diese eben von Göthe geführt wurde.

In den nächstfolgenden Tagen entsprach Göthe weder einer Einladung, noch nahm er Besuche an, er wollte nur der Erinnerung an die Vergangenheit leben, und besuchte alle Plätze, auf denen er sich als Knabe und Jüngling herumgetummelt hatte. Wie oft war er in wilder Knabenlust über diese Wiese

gelaufen, wie unzählige Male hatte er sich im leichten Rachen auf den Fluthen des Mains schaukeln lassen; hier war kein Baum, auf dem er nicht ein Mal seine Schulbubenhosen zerissen hatte, wenn er diebischer Weise nach Äpfeln oder Zwetschen hinaufgeklettert war. In den in später Abendstunde leeren Straßen befand sich kein Thürklopfer, der nicht ein Mal unter seiner muthwilligen Hand getönt hatte, keine Schelle, die nicht im Vorüberlaufen von ihm angerissen worden war. Kein Busch befand sich in der Umgegend, aus dem er nicht die Vogelnester ausgehoben hatte, kurz, überall fand er frische Erinnerungen an seine Knabenzeit, angenehme Reminiscenzen an sein Jünglingsalter, Gretchen, Charitas Meixner, Anna-Sibylle Münch, Lili, zogen der Reihe nach an seiner Seele vorüber.

Auch den Kirchhof besuchte er, auf dem seine gute Mutter den ewigen Schlaf schlief. Der Garten Gottes war sauber gehalten, in den Wegen wuchsen weder Quecken noch sonstige Schmarozerpflanzen; frische Blumen blühten auf allen Gräbern, sowohl auf jenen, die ein stolzes Marmordenkmal schmückte, als auf jenen, deren Grabschrift in einen einfachen Sandstein eingemeißelt war, oder die nur durch ein schwarzangestrichenes Kreuz von Holz bezeichnet wurden, auf dem der Name des Verstorbenen mit weißen Buchstaben angeschrieben war.

Göthe lehnte lange an dem Denksteine, der die Gebeine seiner Mutter bedeckte; er wunderte sich, das Grab mit einigen Blumenstöcken und einem frischen Ephenkranze geschmückt zu finden, und rieth vergebens, welche Liebevollte Hand wohl diese Liebeszeichen auf dem Hügel niedergelegt haben möchte. Beim Weggehen erkundigte er sich bei dem ihm begegnenden Todtengräber und erfuhr, daß eine ehemalige Magd der Frau Rath das Grab in schönster Ordnung halte. Es war die ehemalige Jungfer Lieschen, die sich nach dem Tode ihrer Herrin in ihrem fünfundssechzigsten Jahre mit einem Geigenmacher verheirathet

hatte, und in einem gewissen bürgerlichen Wohlstande lebte. Göthe ließ sich ihre Wohnung andeuten, suchte sie auf und drückte der guten Frau, die sich vor Freude nicht zu fassen wußte, mit warmem Danke die Hand für die Aufmerksamkeit und Liebe, die sie seiner verstorbenen Mutter noch im Grabe erwies. Auch nach der Catherine erkundigte er sich und vernahm, daß sie bald nach der Frau Rath gestorben war.

1814.

Eine Theaterprobe.

Als Göthe von seiner Reise wieder nach Weimar zurückkam, wandte er seine ganze Aufmerksamkeit dem Theater wieder zu, leitete wie früher, die Proben persönlich, und erwies sich sehr streng in Bezug auf Richtigkeit der Aussprache, Abstufung der Leidenschaft, kurz, auf Alles, was die Leistung der Schauspieler auf die Höhe der Kunst zu stellen und alle Anforderungen der strengsten Kritik zu befriedigen vermochte.

Um diese Zeit hielt sich ein junger Mann, Namens Lobe, zu seiner musicalischen Ausbildung in Weimar auf.

Er schwärmte leidenschaftlich für seine Kunst, doch war sein Herz weit genug, um neben der Leidenschaft für die Musik, auch noch Raum für andere Leidenschaften zu haben, als da sind Tanz, lustige Gesellschaften, schöne Mädchen und Alles, was sonst noch der brausenden, schwärmenden Jugend zur Freude und zur Ergöblichkeit dienen kann.

Er war wohlgebildet und noch sehr jung, allein bei der frühzeitigen Entwicklung seiner Anlagen war er doch schon fähig, den Werth eines schönen Mädchens nach seinem ganzen Gehalte anzuerkennen. Einst, auf einem Balle, sah er eine junge Schöne, die gleich bei ihrem Erscheinen von allen Jünglingen

mit stürmischer Hochachtung empfangen und um Tänze angegangen wurde. Liebe war gleich weg wie Dampf, und fragte einen neben ihm stehenden Bekannten, wer die liebliche Erscheinung sei.

„Sie heißt Ernestine N. und will sich unter Göthe's Leitung für's Theater ausbilden,“ lautete die Antwort. „Gefällt sie Ihnen?“

„O, über die Maßen.“

„Ja,“ sagte der Andere, „sie hat von der gütigen Mutter Natur das zweckmäßigste Gesichtchen bekommen; sie ist ein Engel, sie wird Furore machen auf der Bühne.“

„Und ihre Gestalt,“ rief Liebe, der ganz außer sich war vor Entzücken, „ihre Gestalt ist noch zweckmäßiger, als die eines gewöhnlichen Engels auf Bildern und in Kirchen, denn sie hat keine Flügel. — Und welche Füßchen, welche Händchen, welches ein Schwanenhälschen! O!“ —

„Halte fest, mein Herz, sonst bist Du ihr zu eigen,“ spöttelte der Andere. „Doch Spaß bei Seite, lieber Liebe,“ fuhr er fort, „wollen Sie nicht die Bekanntschaft des Engelhaften Mädchens machen und ein Tänzchen mit ihr versuchen?“

„Ach, wenn ich es wagen dürfte.“

„Wagen Sie es immerhin; Engel pflegen gern die Bitten der Sterblichen zu erhören.“

Liebe besann sich noch einige Secunden, dann warf er alle Baghaftigkeit bei Seite, steuerte auf das Ziel seiner Sehnsucht los, machte eine so tiefe Verbeugung, daß der lange Schwalbenschwanz seines Modestocks fast senkrecht in die Höhe stand, und sagte mit bebender Stimme: „Darf ich mir die Ehre auf beginnenden Walzer ausbitten, Mamsell?“

Sie sagte: „Mit Vergnügen!“ erhob sich, legte ihre Hand in die seine, und trat mit ihm zum Walzer an.

Er glaubte durch die Wolken zu fliegen und von einem Cherub mitten in die himmlische Glückseligkeit getragen zu

werden. Als er sie nach beendigtem Tanze an ihren Platz zurückführte, blieb er vor ihr stehen und sagte höchst geistreich:

„Es macht sehr heiß in diesem Saale.“

„Ja, sehr heiß,“ erwiderte sie mit einem angenehmen Lächeln; „ein kühler Luftzug würde sehr wohlthätig sein.“

„Haben Sie keinen Fächer?“

„Nein.“

„Warten Sie ein Wenig.“

Er griff in die Tasche, zog einen Theaterzettel heraus, faltete ihn in Fächerform, hielt ihn mit dem Daumen und dem Zeigefinger unten zusammen, während er ihn oben auseinander breitete, und begann ihr Luft damit zuzuwehen.

„O, Das thut wohl,“ rief sie, und dankte ihm mit dem reizendsten Lächeln ihrer Lippen, mit dem freundlichsten Blicke ihrer Augen. Er suchte vergebens nach Worten, um ihr irgend Etwas zu sagen, aber er fand keine, und kam sich unaussprechlich dumm vor. So fuhr er in seiner Verlegenheit fort, ihr Luft zuzufächeln, bis ein Anderer kam, der sie zu einem neuen Tanze führte.

Jetzt begann eine schwere Zeit für den jungen Musiker. Bis zu dieser Periode seines würdigen Daseins hatte er keine andern Unannehmlichkeiten, als falsche Quinten und verbotene Octaven gekannt — aber nun, o Graus — trat zu dem Generalbaß auch noch die Liebe, und es entbraunte in seiner Seele ein fürchterlicher Kampf zwischen den beiden feindlichen Mächten; aber glücklicherweise war er nur von kurzer Dauer, die Liebe siegte, der Generalbaß unterlag. Von nun an folgte er seiner Angebeteten auf allen ihren Schrittschen und Trittschen. Zwanzig bis zweiundzwanzig Ellen hinter ihr hatte er sich, so zu sagen, in Permanenz erklärt, und war stets daselbst zu treffen. In dieser Distance von ihr besaß er Geist, Muth, Beharrlichkeit und Entschlossenheit, kurz, alle die herrlichen Eigenschaften, welche er stets an sich bewundert hatte. Versuchte er

aber die Entfernung von ihr nur um ein Weniges abzukürzen, so ging eine schauerliche Veränderung in ihm vor. Mit jedem Schritte, den er näher rückte, schuppte sich sein Geist gleichsam, Das heißt, eine nach der andern jener Eigenschaften fiel ab. War er ihr nur um etwa fünf Ellen näher gekommen, so hatte sich sein Muth schon gänzlich aus dem Staube gemacht und die erbärmlichste Verzagttheit hatte sich an dessen Stelle frech eingenistet. Kurz, er verwandelte sich von Elle zu Elle in immer nachtheiligerer Weise dergestalt, daß, als ihn einst der heimtückische Zufall unerwartet um eine Hausecke herum gerade vor die Goldselige hinstellte, der angehende Don Juan plötzlich sich in den steinernen Gast verwandelte.

Ach, und Ernestine blieb so freundlich, lieblich, gütig vor ihm stehen, und sie wartete mit wahrhaft himmlischer Geduld mehre Secunden lang, etwas verschämt, mit niedergeschlagenen Augen, ihn gleichsam stumm fragend, ob er ihr Nichts zu sagen habe.

Da nahm er seinen ganzen Muth zusammen und stieß stotternd hervor: „Es macht heute sehr schönes Wetter.“

„Ja, sehr schön.“

„Aber der Staub ist sehr belästigend.“

„Ja, sehr belästigend.“

Er verstummte. Sie sah ihn nochmals fragend und erwartungsvoll an, aber er wußte ihr Nichts mehr zu sagen, und so ging sie endlich sanft erröthend weiter.

Einige Wochen darauf an einem dunkeln Herbstabende war Probe von Schiller's tragikomischem Märchen Turandot. Lobe hatte in Erfahrung gebracht, daß seine Herzensflamme in diesem Stücke zum ersten Mal auftreten werde. Etwa eine halbe Stunde vor Anfang der Probe stieg er, wie ein verruchter Dieb, durch ein Hinterfenster in's Orchester, aus dem Orchester schwang er sich gewandt über eine Barriere in's Parterre, und dort hätte ein aufmerksamer Beobachter bemerken können, wie er geheimnißvoll hinter einem Pfeiler verschwand.

Es war finster und nur die herzogliche Loge auf der andern Seite des Hauses, der Bühne gegenüber, durch zwei matt flackernde Kerzen erhellt. In dieser Loge pflegte Göthe den Proben beizuwohnen und sich ein sehr reichliches Traufbrühstück zu gestatten, während alle Betheiligten eine klösterliche Enthaltksamkeit üben mußten. Hinter ihm saß an einem kleinen Tischchen sein Secretair, dem er seine Bemerkungen in die Feder dictirte.

Auf der Bühne fanden sich nach und nach, den Gewaltigen erwartend, die Schauspieler ein und stellten sich in einzelne Gruppen zusammen. Lobe entdeckte bald den Gegenstand seiner stillen Wünsche. Mit ihrer Rolle in der Hand, stand sie schüchtern und allein auf der einen Seite der Bühne, nur der alte Regisseur Genast blieb zuweilen bei ihr stehen und wechselte einige Worte mit ihr.

Auf der andern Seite standen fünf bis sechs Statistinnen beisammen, die sie offenbar unter den Zähnen hatten, denn sie warfen Blicke hinüber, lachten und kicherten, und die Eine sagte endlich ziemlich laut:

„Na, Die sieht mir gerade danach aus, als ob bei ihrem ersten Auftreten das Couliissenfieber sie schütteln, und ihr die Zähne klappern würden.“

„St! Sabine, nicht so laut, sie könnte es hören.“

„Was liegt daran, Mine! Sie wird noch mehr zu hören bekommen und sich an Alles gewöhnen, wenn sie erst ein Bißchen warm auf den Brettern geworden ist.“

„Wißt Ihr denn,“ rief die Dritte, „daß das Schäfchen schon ein Schaf gefunden hat, das es zärtlich anblöft?“

„Was Du nicht sagst, Helene!“ rief eine Vierte. „Woher weißt Du denn Das?“

„Nun, man hat seine Leute, die Einem Bericht erstatten,“ erwiderte Helene, sich stolz in die Brust werfend. „Der Maulaffe hat sich auf einem Balle in ihr Läröchen vergafft.“

Lobe, dem vermöge der Acustik, kein Wort von diesem Gespräche entging, biß sich vor Zorn auf die Lippen, ballte die Fäuste und murmelte zwischen den Zähnen: „O, Du verruchte Giftschlange! Hätte ich Dich, wie wollte ich Dich . . .“

„Was kriegt sie denn von ihm?“ hatte indessen Mine gefragt.“

„Kriegen!“ rief Helene und lachte laut auf; „Der schwigt keine Ducaten — er ist ein Platoniker.“

„Ein Platoniker!“ ließ sich Sabine vernehmen, indem sie den Finger sinnend an die Nase legte; „will Das heißen, daß er vom Militair oder vom Civil ist?“

Die welterfahrene Helene lachte überlaut und rief: „Na, Du bist so dumm, daß Du verdienst, von den Gänsen gebissen zu werden. Ich sehe schon, ich muß Deiner Unschuld zu Hülfe kommen. Platonisch sein, heißt eine Krankheit der Männer, die kein hübsches Mädchen zu küssen wagen.“

„Ah was, Dummheiten!“ entgegnete Sabine mit einer unwilligen Bewegung der Schultern.

„Ja wohl, Dummheiten, da gebe ich Dir Recht, mein Engel!“ nahm Helene wieder das Wort. „Der Platonismus in der Liebe kommt mir vor wie Sichorie im Kaffee, und ich trinke den meinigen gern stark und unverfälscht.“

Jetzt trat ein junger Schauspieler hinzu, faßt die Gine um die Taille, kniff einer Andern in die Wange und rief: „Kinder, wollt Ihr heute Abend mit mir zu Nacht essen? Champagner und Eis wird durch die lauteste Fröhlichkeit ersetzt werden.“

„Wir Alle?“ fragte die kleine Marianne.

„Ihr Alle, mein holdes Engelschen.“

„Da werden wir uns wohl mit Schwarzbrod und Bier begnügen müssen,“ meinte Sabine.

„Fehlgeschossen, meine angehende Musenpriesterin,“ erwiderte

der Schauspieler und ließ dabei seine Taschen erklingen, die einen metallischen Klang von sich gaben.

„Weiß Gott, er hat Geld,“ rief Helene; „seine Taschen klingen wie die Glocken einer Dorfkirche an einem hohen Festtage. Ich nehme also die Einladung für mich und meine Gefährtinnen an. Werden noch mehr Herren dabei sein?“

„Versteht sich! Drei flotte Studenten aus Jena, ein Gothaer Oberlieutenant und der Tenorist Brizzi, der heute angekommen ist, um Gastrollen hier zu geben.“

„So werden wir wohl auch Musik haben?“ jubelte Helene.

„Ja, wenn Ihr es wünscht, wird sich der eine Student auf der Maultrommel hören lassen, und ich werde Euch Etwas auf dem Basse vorspielen, Das ist ein philosophisches Instrument, welches ernste Töne von sich giebt, wenn sich die brausende Lust zu hoch in das dreigestrichene F versteigt. Also Ihr kommt?“

„Das heißt,“ erwiderte Sabine etwas verzagt, „Das heißt, wir kommen, wenn Ihr uns verspricht, daß Alles anständig hergehen wird. Studenten sind oft so frech.“

„Was ist frech?“ rief der Schauspieler, „ein unbestimmter Begriff, der sich nach Zeit und Umständen modificirt. Studenten sind nur etwas unternehmendere Leute; weil sie der Ansicht sind, daß in der Liebe die ersten Stationen im Galopp zurückgelegt werden müssen — nachher pflegt es von selbst langsamer zu gehen.“

Es wurden ihm noch einige Einwendungen und Bedingungen gemacht, er stolperte über die Schwierigkeiten des Gegnerischen Raisonnements hinweg, indem er alle Forderungen zugestand und mit den Worten schloß: „Daß Ihr kommt, ist der Schluß und das Endziel Eurer Rede, wie der Tod das Endziel des Lebens, wie die Ehe das Endziel der Liebe ist. Ich kann also meinen Freunden die Zusage geben, daß keine von Euch ausbleiben wird?“

Es erschallte ein sechsfaches so lautes Ja, daß die verzagte Ernestine auf der andern Seite erschrocken den Kopf nach ihnen umwandte.

Jetzt wurde ein leises fernes Rollen hörbar, welches im schnellen Crescendo rasselnd näher kam und dann schnell abbrach. In den Gesprächen des Schauspielerpersonals trat plötzlich eine Generalpause ein und die Mimen verzogen sich schnell in die Couliissen, nur der Regisseur Genast blieb auf der Bühne zurück. Kurz darauf trat Göthe mit Niemer in die herzogliche Loge. Auf den ehrerbietigen Gruß und die Frage Genast's, ob Excellenz befehle, daß die Probe beginne, erwiderte Göthe mit seiner vollen sonoren Stimme freundlich: „Wenn's beliebt!“ Er setzte sich, Niemer ordnete sein Schreibzeug, die Theaterklingel ertönte und die Probe begann.

Seit Göthe's Eintritte klopfte Lobe's Herz hinter seinem Pfeiler im Parterre so laut, daß ein aufmerksamer Beobachter die Schläge hätte hören können, aber es würde noch stürmischer gepocht haben, hätte er im Entferntesten ahnen können, was ihm in dieser verhängnißvollen Probe noch bevor stand.

In dem ersten Acte von Turandot treten bekanntlich nur Männer und ein altes Weib auf. Die gingen Lobe Nichts an; er rührte sich daher auch nicht in seinem Verstecke, schenkte weder den Ausstellungen, die Göthe sehr häufig machte, noch den Wiederholungen seine Aufmerksamkeit, doch klopfte sein Herz unaufhörlich fort, so daß er nicht ohne Grund vermuthete, es wolle das Gefängniß seiner Brust durchbrechen — aber er blieb fest.

Gegen Ende des Actes hörte man eine Thür knarren; Göthen war es, als höre er über sich auf dem Balcon flüstern und menschliche Tritte. Er schüttelte ärgerlich den Kopf, doch ließ er ohne irgend eine Bemerkung den Act ruhig zu Ende spielen.

Aber kaum war der letzte Laut verklungen, als sein

Donnerruf: „Pollak! Pollak! Herunter!“ so mächtig durch das Haus klang, daß alle Schauspieler sich bestürzt umdrehten.

Athemlos erschien Pollak. „Excellenz befehlen?“

„Volk ist auf dem Balkon, hinaus mit ihm.“

„Aber Excellenz, wenn es etwa“

„Mag sein, wer es will, das Gefindel hinausweisen.“

Der Theaterdiener stürzte fort, kam aber gleich mit einem Ellenlangen Gesichte wieder.

„Excellenz, ich habe durch die Thürspalte geguckt, es sind die Frau Gräfin Gianini und die Baronin Porth, die kann ich doch nicht“

„Hinaus mit dem Volke!“ schrie ihn Göthe mit Donnerstimme an. „Darf kein Mensch den Proben beiwohnen, die Theatergesetze dürfen nicht übertreten werden.“

Der arme Pollak mußte den beiden Damen den bereits vernommenen Befehl nochmals verkündigen, worauf er sie mit tausend Bücklingen und leisen Entschuldigungen bis zur Thür begleitete.

Lobe zitterte indessen hinter seinem Pfeiler wie Espenlaub, er hätte sich gern in einen Holzwurm verwandelt, oder wäre als Mäuslein in das erste, beste Loch gehuscht, denn auch er hielt sich für entdeckt und erwartete in jeder Secunde aus dem dunkeln Parterre an das nicht viel hellere Licht der Straßenlaternen auf die schnellste Weise befördert zu werden. Solch' eine Schmach in Anwesenheit der Geliebten wäre nicht zu überleben gewesen; auch dachte er schon daran, wenn das Schreckliche wirklich geschehen sollte, sich seinen Fiedelbogen durch den Leib zu rennen, oder sich vermittelst einer ungeheuern Dosis Colophonium aus dem Diesseit in das Jenseit zu befördern. Aber Alles blieb ruhig, man hatte ihn nicht entdeckt, und so faßte auch er wieder frischen Muth.

Der zweite Act sollte beginnen, aber Frau von Hengendorff war noch nicht da.

„Herr Genast,“ rief Göthe, „notiren Sie Frau von Seygendorf zur Strafe und schicken Sie nach ihr.“

„Beides ist bereits geschehen, Excellenz.“

Nach weiteren fünf Minuten trat die erwartete Künstlerin auf die Bühne. Der Regisseur sagte ihr, daß er sie wegen allzulangen Ausbleibens zur Strafe notirt habe, und mit den schnippischen Worten: „Man wird sie bezahlen“ — kehrte sie ihm mit wegwerfender Miene den Rücken zu.

Die Schelle ertönte, die Bühne entleerte sich und der zweite Act begann.

Im vierten Auftritte kam für Lobe endlich der glückliche Augenblick, in welchem Turandot erschien. Diese Rolle spielte seine angebetete Theaternovize noch nicht, wohl aber hatte man die kleine Rolle der Sclavin Zelima ihrem Talente anvertraut. So wie die Prinzessin mit dem Gefolge der vierzehn Sclavinnen die Bühne betrat, wurde Lobe's dramatisches Interesse augenblicklich rege und er fühlte sich mächtig von der Handlung angezogen. Unglücklicherweise befand sich der Thron, worauf Turandot Platz zu nehmen und zu dessen beiden Seiten sich ihre Lieblingsclavinnen, Adelma und Zelima, aufzustellen hatten, gerade auf der Seite, auf welcher Lobe stand. Er sah seine Flamme mit unnachahmlicher Grazie hinter der Prinzessin über die Bühne schreiten und die silberne Schüssel tragen, worauf die versiegelten Zettel lagen, in welchen sich die Auflösungen der Räthselfragen befanden, welche die blutdürstige Prinzessin ihren unglückseligen Freiern vorzulegen beliebte, aber sobald sie ihren Platz eingenommen hatte, wurde sie gänzlich seinen verliebten Blicken entzogen.

Turandot begann nun ihre Rede mit vielem Pathos herzusagen, doch als sie an die Stelle kam:

„O Himmel, wie geschieht mir, Zelima!“

fiel ihr Göthe in das Wort:

„Frau von Heygendorf, Sie scandiren den Namen Zelima falsch; der Nachdruck darf nicht auf die Mittelsylbe kommen, sondern er muß auf die erste gelegt werden.“

Mit der Majestät einer beleidigten Königin erwiderte sie: „Excellenz haben doch immer Etwas an mir zu mäkeln.“

„Nur im Interesse der Kunst,“ sagte er freundlich; „ich wünsche, daß meine schöne Freundin gänzlich unangreifbar für die Kritik sein soll.“

Frau von Heygendorf hatte indessen der Schauspielerin, welche die Adelma spielte, zugeflüstert: „Der alte Bedant mit seinem ewigen Corrigiren, ist mir zuwider wie saures Bier — ich werde ihm bei Gelegenheit einmal einen Streich spielen, an den er denken soll.“ — Hierauf drehte sie sich herum und wiederholte ihren Satz, der dies Mal zu Göthe's Zufriedenheit ausfiel.

Jetzt klang es wie Himmelsmusik in Lobe's Ohren, denn Ernestine öffnete ihr Rosenmündchen und sprach in dem Geiste ihrer Rolle:

„Was ist Dir, Königin?“

„Gut, gut!“ rief Göthe, „nur etwas lauter, Liebes Kind. „Muth haben, mehr Muth.“

Und abermals erwiderte sie auf eine Rede der Prinzessin:

„Drei leichte Räthsel denn, und Stolz, fahr' hin.“

Da vermochte Lobe die Marter, sie zu hören, ohne sie zu sehen, nicht mehr auszuhalten — und er wollte sie nicht nur sehen, sondern er fühlte auch den unwiderstehlichen Drang, ihr seine Gegenwart bemerklich zu machen. Um beide schöne Zwecke zu erreichen, mußte er aus seinem Hinterhalte hervor. Er versuchte es zuerst mit einem schüchternen Schritte, und da Dieser Nichts half, wagte er einen zweiten zuzugeben; die Reihe der andern Slavinnen kam ihm zu Gesicht, aber die

Eine und Einzige konnte ihn noch immer nicht bemerken. So rückte er denn allmählich in süßer Selbstvergessenheit, sein ganzes Wesen nur auf einen Punkt fixirend, weiter und weiter vor, bis er endlich mitten in Parterre zu Jedermanns Ansicht stand. Wohl erreichte er seine Absicht, Ernestine erblickte ihn wirklich — man denke sich in Lobe's edle Seele — sie neigte ihr reizendes Köpfchen ihm allsobald leise grüßend zu, wurde aber auch gleich nach dieser schönen That ganz mit Purpur übergossen, und stand, ihre langen schwarzen Wimpern über ihre blühenden schwarzen Augen herabfallen lassend, da, wie ein schlafendes, süßträumendes Kind.

Dieses sehend, vergaß Lobe den letzten Rest der Welt, den er bis dahin, wenn auch, wie von einem strahlenden Rebel umhüllt, um sich herum bemerkt hatte, und ohne sich weiter an Etwas zu kehren, begann er ihr so oft und lange gegengrüßend zuzuwinken, bis sie es, unter ihren halbgeöffneten Wimpern hervorlugend, mit zufriedener Miene bemerkte.

Aber auch Andere bemerkten es. Helene stieß rechts die neben ihr stehende Minna, und links die Sabine an und flüsterte: „Der dort unten im Parterre ist es.“

„Wer ist es?“ riefen Beide voll reger Neugierde.

„Nun, das Schaf — der Neuen ihr Amant.“

„Aber was ist der Mensch denn eigentlich?“ verlangte Sabine zu wissen.

„Kein großes Thier! Er ist ein Musikant, oder vielmehr Einer, der ein Musikant werden will.“

Jetzt aber ereignete sich etwas Schreckliches, etwas noch nie Dagewesenes.

Im zweiten Acte der Turandot wird die zweite so wie die vierte Scene und der Ausgang mit Märschen begleitet. Diese Märsche hatte der Chorrepetitor Gulenstein in der Probe einstweilen am Clavier zu spielen. Besagter Mann war zeitig an seinem Plaze erschienen, hatte aber, um der Langweile des

Wartens zu entgehen, da die Musikanten bekanntlich immer durstige Kehlen haben, ein Fläschchen Brantwein mitgebracht, aus welchem er sich, von dem heiligen Dunkel des Orchesters schützend umhüllt, fleißig Bescheid that. Er erfüllte bei dem ersten Marsche seine Schuldigkeit vollkommen; auch den zweiten, bei dem Auftritte der Turandot, führte er noch gut genug aus, nur daß er hier durch einiges tempo rubato die wenig musikalisch ausgebildeten Beine der marschirenden Statisten wegen des Tacthaltens in Verlegenheit setzte. Von da an aber gerieth er durch die letzten Züge aus seiner Flasche in jenen Zustand, in welchem der Mensch, nach Feuerbach's scharfsinniger Auseinandersetzung in seinen Criminalfällen, unzurechnungsfähig wird — wo der Trunkene sich zwar jedes gegenwärtigen Momentes bewußt ist, von dem vorhergegangenen aber schon Nichts mehr weiß, und an den Zunächstfolgenden durchaus nicht denkt.

Als nun Adelman, den Prinzen erkennend, ihre Rede begann, that ihr Göthe gleich nach den ersten Zeilen Einhalt.

„Zu schreiend,“ rief er; „es muß mehr zürnendes Staunen und zugleich mehr verletztes Gefühl in den Ausdruck gelegt werden. Wenn es den Damen gefällig ist, wollen wir die Scene noch einmal von Anfang an durchprobiren.“

Eulenstein spielte nochmals seinen Marsch ohne Anstoß, als aber jetzt Frau von Seygendorf voll geheimen Zorns über das ofte Wiederholen, pathetisch zu declamiren begann:

„Wer ist's, der sich auf's Neu' vermeßen schmeichelt,
Nach so viel kläglich warnender Erfahrung —“

fang unten der Marsch wieder an, denn daß Eulenstein einen Marsch zu spielen habe, saß fest bei ihm, daß er es aber eben gethan, hatte er bereits wieder vergessen. Die erstaunte Prinzessin hielt natürlich mit ihrer Rede an, Genast, das tiefere Princip nicht ahnend, welches den Künstler unten belebte, raunte ihm leise hinab und zu: „Eulenstein, der Marsch ist ja noch

lange nicht, sondern erst am Schlusse des Actes zu wiederholen.“

Das verstand nun Eulenstein im Augenblicke vollkommen und hörte mit Spielen auf. Wäre Turandot, diese Zeit benutzend, gleich und eilig recitirend eingefallen, so hätte sie vielleicht diesmal ihre erste Rede, die ja nur aus fünf Zeilen besteht, ohne weiteres Hinderniß zu Ende gebracht, und das folgende Ungemach wäre über die stärkere Natur des Kaisers Altoun gekommen. Aber die Frauen lernen den Werth der Zeit nie schätzen! Frau von Seygendorf hielt sich durch Genast's Erklärung vor weiteren Eingriffen in ihr Rederecht gesichert und verlor durch einiges Räuspern und prinzeßliches Inpositursetzen mehre kostbare Minuten. Was war die natürliche Folge? Daß Turandot bei ihrem zweiten Versuche nicht einmal so weit wie bei dem ersten kam, daß der zudringliche Marsch jetzt schon nach der ersten Zeile ihr in's Wort fiel und sie wieder zum Schweigen brachte.

Nunmehr stieg in Genast eine Ahnung auf. Er eilte abermals an's Proscenium und rief jetzt mit stärker betonter Stimme hinunter, zuerst im Allegrotempo: „Um Gotteswillen, haben Sie nicht gehört?“ — Alsdann in's Adagio-tempo übergehend: „Der Marsch kommt erst am Schluß des zweiten Actes.“ — Er sprach die zweite Hälfte in lauter Spondeen, um den Gedanken gewichtiger zu machen und tiefer in Eulenstein's Gedächtniß hinein zu schlagen.

Auch dieses Mal noch begriff Vexterer, was man von ihm begehre, und zog die Hände von dem Claviere zurück. Genast gab darauf der Prinzessin einen Wink, noch einmal anzufangen. In Dieser war aber indessen eine große Veränderung vorgegangen; sie hatte einen tiefen Fall gethan — nemlich aus ihrer Rolle heraus — und zeigte nur noch die höchlichst gereizte Künstlerin. Mit hochrothem Gesichte, eingeknickten Lippen und leidenschaftlich wogendem Busen dastehend, schien sie mit

sich selbst zu kämpfen, ob sie dem Winke Genast's folgen und sich der Möglichkeit einer neuen Einsprache des schrecklichen Marsches aussetzen, oder geradezu von der Bühne gehen solle. Nach kurzer Ueberlegung entschloß sie sich jedoch zu einem nochmaligen Wagemstücke, allein ihre erneute Anstrengung war diesmal von noch geringerm Erfolge, denn kaum hatte sie mit grimmig blitzenden Augen ihre Worte unmittelbar auf den Unheimlichen unten richtend begonnen:

„Wer ist's, der sich auf's Neu' —“

als der unvermeidliche Marsch ihr auch auf's Neue in die Rede fiel. Beugend, fast weinend vor Zorn, wollte sie diesmal nicht nachgeben, sondern suchte mit einer mehr verstärkten, zuletzt mit kreischender Stimme das schreckliche Tonstück zu übertönen. Aber auch der Spieler unten wollte seinen Marsch endlich einmal zu Ende bringen, und trommelte ihn im wilden Sturmtempo und noch dazu durch viele fehlgegriffene Tasten schrecklich zugerichtet und grausiger gemacht, fort und fort wie toll.

Göthe hatte wohl die ersten Ausbrüche und Uebergriffe des Virtuosen nicht bemerken mögen, jetzt aber wurde ihm die Sache doch zu arg, und wie ein zürnender Jupiter, donnerte er plötzlich aus seiner Loge im majestätischen Rhythmus die Phrase: „Schafft mir doch den Schweinhund aus den Augen.“*)

Wie die Posaunen des jüngsten Gerichts, tönten diese Worte in Lobe's Ohren, der bisher gänzlich in seine zarte Situation, in seine duftigen Zauber- und Liebesträume verloren, gar nicht bemerkt hatte, was auf der Bühne vorgegangen war. In dem Glauben, daß er entdeckt sei und diese Apostrophe ihm gegolten habe, machte er, wie ein tödtlich getroffener Hase einige Säge in die Luft, und dann hinter den Pfeiler. Aber auch dort sich nicht sicher fühlend, faßte er in seiner totalen Geistesverwirrung den unglücklichsten Entschluß; anstatt auf

*) Siehe: Lobe: Aus dem Leben eines Musikers.

dem Wege, auf dem er hereingekommen, unbemerkt wieder hinaus zu flüchten, was das Leichteste und Vernünftigste gewesen wäre, setzte er, sich seiner equilibristischen Künste erinnernd, die er mehren Bereitergesellschaften abgesehen und abgelernt hatte, mit beiden Händen auf der nächsten Bank an, und schwang sich in fünf bis sechs Absätzen über die Höhe des ganzen Parterres hinweg, nach der gegenüberstehenden Thür — vor den Augen aller auf der Bühne Anwesenden. — Der ganze chinesische Hof, selbst Kaiser Altoum nicht ausgenommen, brach bei dem Anblicke seiner gewiß Bewundrungswerth geschickten, aber an diesem Orte gewiß sehr übel angebrachten Bajazzosprünge, in ein ganz gemeines deutsches Gelächter aus, selbst Göthe konnte sich eines Lächelns nicht enthalten — am Uergsten trieben es aber die Statistinnen, die, durch Helene unterrichtet, um Lobe's Liebe zu Ernestinen wußten; sie ließen Wize los, die der jungen Theaternovize auf immer alle Lust an ihrem Anbeter verleiden mußten.

Eulenstein war indessen trotz seines Widerstrebens, denn er berief sich fortwährend darauf, daß er seinen Marsch noch mehrmals zu spielen habe — aus dem Orchester entfernt worden und die Probe nahm nun ungestört ihren weiteren Verlauf.

Als sie zu Ende war, erklärte sich Göthe zufrieden mit Ernestinens Bestrebung, gab ihr noch manchen freundlichen Rath über das Steigen und Fallen des Tons, über Geberdenspiel u. s. w. und verließ sodann das Haus.

Der arme Lobe war Schamglühend in die düstere Herbstnacht hinausgestürzt, war, wie ein verfolgter Mörder, seiner Wohnung zugeeilt, wo er sich auf den ersten, ihm in den Weg kommenden Stuhl geworfen hatte, und wo er sich nicht nur am Ende seiner Liebe, sondern auch an dem Ende seines Lebens angelangt glaubte.

In einem Anfalle von Lebensüberdruß, machte er die ganze Nacht über Selbstmordspläne, ohne einig mit sich werden

zu können, welcher Todesart er den Vorzug geben sollte. Da kam am frühen Morgen ein Freund zu ihm, und man denke sich, wie ihm zu Muth ward, als er von Diesem erfuhr, daß er sich ganz umsonst blamirt hatte, daß der Schweinehund nicht ihm, sondern dem betrunkenen Chorrepetitor gegolten habe.

Jetzt ließ er seine selbstmörderischen Gedanken fallen, und als der Freund sich entfernt hatte, machte er eine superfeine Toilette, um sich mit erhabenem Haupte unter den Menschen sehen zu lassen.

Der neckische Zufall wollte, daß er noch keine hundert Schritte weit gegangen war, als er seine Angebetete vor sich hertrippeln sah; aber nicht wie sonst folgte er ihr als Schatten nach, sondern er sprach zu sich selbst: „Nein, mich blamirten Menschen soll ihr Auge niemals wiedersehen!“ und mit heldenmüthiger Selbstüberwindung kehrte er um und schlug die entgegengesetzte Richtung ein.

Da sah er den Satyrifer Falk mit einer Knabenschaar um eine Ecke biegen und den Weg nach dem Schlosse einschlagen. Er folgte dem Zuge nach.

Falk war seit einigen Jahren ein frommer Christ geworden. Häusliche Schicksale und Leiden hatten den gottseligen Sinn in ihm geweckt, er widmete sich seitdem der Erziehung der durch die Kriegsläufe verwaisten, so wie der verwahrlosten Kinder der untersten Classen und stiftete hier ungemein viel Gutes. Er stiftete Sing- und Betstunden, erklärte seinen Knaben die Bibel, verachtete aber den gelehrten Schulunterricht und äußerte ganz laut, allen Professoren und Gymnasiallehrern zu Gehör, die gelehrten Schulen zögen und bildeten nur griechische und lateinische Spitzbuben.

Jährlich einmal zog er mit seinen Zöglingen in Procession in den Schloßhof und stellte sie unter Absingung geistlicher Lieder, den fürstlichen Personen vor, die sich mit ihrer Umgebung auf den Balconen und an den Fenstern zeigten. Er

erreichte durch den Anblick der ungleich ausgestatteten Schaar, daß für die minder gut Bekleideten reichliche Collecten zusammenfloßen.

Während die Knaben sangen, fragte der Herzog seinen Minister: „Nun, Göthe, was sagst Du dazu, daß der Falk sich quasi in einen Dompfaffen umgewandelt hat.“

„Ist immer ein schlimmes Zeichen der Zeit, wenn ein schalkhafter Wigbold zu einem Kopfhängenden Betbruder wird. Habe den Menschen für erklecklich gescheidt gehalten, nun aber zeigt er, daß er doch nur ein Schwachkopf ist. Hat sein ganzes Menomée ruinirt.“

„Sic transit gloria mundi,“ rief der Herzog und legte reichlich Geld auf den Teller, den die Herzogin herumgehen ließ, um unter den Anwesenden Gaben einzusammeln; dann ließ sie das Ergebnis der Collecte durch einen Kammerherrn mit einigen belobenden Worten über seine Wirksamkeit an Falk gelangen. Auch die Zuschauer, die sich in großer Menge in dem Schloßhose eingefunden hatten, steuerten ihr Scherflein zu dem guten Werke bei, und so oft Falk eine Gabe empfing, sagte er zu dem Geber: „Meine Knaben werden für Sie beten!“ — Als er mit dieser Phrase auch Liebe für eine Spende gedankt hatte, entgegnete Dieser lächelnd:

„Wenn Sie meinen, daß das Gebet Etwas wirken könnte, so lassen Sie für einen gewissen jungen Mann meiner Bekanntschaft beten, damit er in seinen guten Vorsätzen beharren und der Schweinehund ihm für alle Zeiten zum abschreckenden Beispiel dienen möge.“

1815.

Eine Liebesidylle und ihr tragisches Ende.

August war, wie bereits gesagt, von dem Augenblicke an, da er nicht mit den Freiwilligen ausziehen und dem Vaterlande die Schuld seiner Bürgerpflicht hatte abtragen dürfen, ein unglücklicher Mensch.

Wenn er sich von Zeit zu Zeit durch die ihn verzehrende Traurigkeit überwältigen ließ, war er zu gar Nichts tauglich, er schritt dann gleichgültig durch das Leben, und fühlte sich gebeugt unter der Last einer Entmuthigung, die ihn tief niederdrückte. Der Himmel däuchte ihm dann nicht mehr blau, die Natur nicht mehr schön und die Atmosphäre im älterlichen Hause schien ihm mit Bitterkeit geschwängert zu sein.

Nach einiger Zeit aber rankte er sich wieder auf, wie ein krank gewesener Epheuweig, den der Einfluß der Sonne und Luft stärkt und erfrischt, und dieses Wunder bewirkte die Liebe, die ja die leuchtende und belebende Sonne des Lebens und der Jugend ist.

Um dem Entstehen und Wachsthum dieser Liebe zu folgen, müssen wir um einige Jahre zurückgehen.

Der Leineweber Arnold war einige Monate, nachdem August den Pöknik bei ihm veranstaltet hatte, in Folge des Kammers,

den ihm die Zwangsweise Versteigerung seines Häuschens verursachte, gestorben, und seine verkümmerte unselbstständige Frau war ihm bald nachgefolgt. Die verwaisten Kinder wurden in Wohlthätigkeitsanstalten untergebracht, und die fast erwachsene Hermine mußte für sich selbst sorgen.

Geschickt und gewandt genug, um es zu können, wurde sie unter die Arbeiterinnen der Hofschneiderin aufgenommen, verdiente sich durch redlichen Fleiß ihr tägliches Brod und miethete sich bei einer alten ehrbaren Wittwe ein, die gleichsam Mutterstelle bei ihr vertrat.

Nachdem sie einige Zeit bei der Hofschneiderin gearbeitet hatte, erinnerte sich plötzlich ein Vetter, der sich nie um sie bekümmert hatte, daß sie sein Bäschen sei, und machte ihr den Vorschlag, in sein Haus zu ziehen.

Dieser Mann hatte eine kleine Wirthschaft, die er Winters in der Stube, Sommers in seinem geräumigen Garten betrieb, worin sich eine Regalbahn befand.

Der Mann verstand zu rechnen. „Erstens,“ dachte er, „muß mir das Mädchen Kostgeld bezahlen, Abends muß sie die Gäste bedienen helfen — ich werde nehmlich mit der Hofschneiderin die Uebereinkunft treffen, daß sie nie in die Nacht hinein bei ihr arbeiten darf, sondern längstens um acht Uhr Abends zu Hause sein muß — und endlich werde ich sie Morgens bei guter Zeit aus dem Bette her austreiben, wo sie dann für meine Frau und Kinder die Kleidungsstücke anfertigen und die zerrissene Wäsche flicken muß. Auf diese Weise erspare ich eine Kellnerin und ein Nähmädchen, und es ist nicht mehr als billig, wenn sie mir dafür dankbar ist, denn man kann sich doch nicht ganz und gar für seine Verwandten opfern.“

So dachte der christliche Herr Sturm und machte dem Mädchen seine Vorschläge, das wirklich darauf einging, da die gute Frau, bei der sie bisher gelebt hatte, plötzlich nach Eisenach übersiedeln mußte, wo ihre einzige Tochter verheirathet war,

die in ihrem sich jährlich vergrößernden Hausstande die helfende Hand der Mutter nicht länger entbehren konnte. Hermine stellte dagegen die Bedingung, daß sie jeden Sonntag Morgen die Kirche besuchen, jeden Sonntag Mittag einen Spaziergang machen dürfe; und der Better, wollte er seine Speculation nicht scheitern sehen, mußte sein Zugeständniß zu diesen Forderungen geben, worauf Hermine zu ihm zog.

Zur Zeit, als Meister Arnold und seine Frau starben, war August noch auf der Universität, und so kam es, daß er Hermine gänzlich aus den Augen verlor, obgleich er zuweilen mit Antheil des schönen Kindes gedachte, dem er so manches Buch geliebt, so manches Buch geschenkt, wodurch sich Hermine, die mit Eifer und Verstand las, einen Grad von Bildung angeeignet hatte, der sie weit über die Mädchen ihres Standes stellte.

Er war bereits Assessor bei dem Finanzcollegium, als er einst bei einem frühen Ausgange an einer wunderhübschen, schlanken, feinen Mädchengestalt vorüberkam, die ihn gar freundlich und bekannt grüßte. Er zog ganz verblüfft den Hut und dachte: „Wie ist mir denn? Das allerliebste Gesichtchen kommt mir so bekannt vor, und ich weiß doch nicht, wo ich es schon gesehen habe.“ — Plötzlich ging ihm ein Licht auf. Er setzte mit schnellen Schritten der Voranschreitenden nach, indem er mit lauter Stimme rief: „Hermine! Hermine!“

Sie blieb stehen und lächelte ihn gar lieb und traut an. Es gab eine rührende Erkennungsscene, sie mußte ihm ihre bisherigen Lebensschicksale erzählen, aber endlich zwang sie die Pflicht, sich auf die Arbeit zu der Hofschneiderin zu begeben.

Madame Haberling war eine sehr gute, aber dabei auch wieder sehr strenge Frau. Sie gestattete ihren Arbeiterinnen kein müßiges Geplauder, aber singen durften sie während der Arbeit, weil Gesang den Geist und das Herz erfrischt; wenn sie in Bertuch's Modejournal eine schöne Erzählung fand, so

mußte ihr Mann, wenn er Zeit hatte, sie den Arbeiterinnen vorlesen, und wenn sie zu Ende war, so knüpfte sie immer einige gute Auzanwendungen daran.

Wenn gesungen ward, so wußte Hermine immer die schönsten Lieder, und wenn alle Andern mit einstimmten, so hörte man ihre Glockenreine Stimme immer unter den andern heraus. An dem Morgen aber, da ihr August begegnet war, blieb sie still und nachdenkend, stimmte nicht mit ein in den Gesang ihrer Gefährtinnen, und als gegen eilf Uhr Madame Haberling sich in das Schloß begab, um die Befehle der Frau Großfürstin zu vernehmen, die nach ihr geschickt hatte — als bald darauf die erste Arbeiterin im Nebenzimmer einer vornehmen Dame ein Kleid anprobirte, und die jungen Gehülfsinnen sich nun eine unbegrenzte Schnabelfreiheit gestatteten, stimmte nur Hermine nicht mit ein in das Geschnatter, ja, sie mußte sogar mehr als ein Mal ein paar falsche Stiche austrennen.

„Aber was hast Du denn nur heute, Hermine?“ rief endlich eine ihrer Gefährtinnen; „Du bist so träumerisch, als ob Du noch in den Federn lägest.“

„Ich träume nicht, Therese, ich arbeite,“ erwiderte Hermine mit einem freundlichen Lächeln, aber unwillkürlich entglitt ihr ein Seufzer.

„Nein, Du guckst in die Wolken.“

„Die Petersilie wird ihr verhagelt sein,“ rief die rothköpfige Thecla.

„Du bist heute so in Gedanken vertieft,“ hob Therese wieder an. „Du hast nicht mit uns gesungen, und wenn ein junges Mädchen nicht mehr singt, so ist Das immer ein böses Zeichen.“

„Man ist nicht immer zum Singen aufgelegt; ich habe einen heisern Hals.“

„O geh doch, Deine Stimme ist so klar wie immer. Hast Du vielleicht Kummer, so theile mir ihn mit. Ich bin

Deine Freundin, Hermine; ich verstehe mich auf's Trösten, Das kannst Du mir glauben."

„Ich habe keinen Kummer,“ betheuerte Hermine; doch Therese rief hastig:

„Keinen Kummer, und es stehen Dir doch Thränen in den Augen. Sagt, Ihr Andern, ob es nicht wahr ist, daß Ihr Thränen in den Augen stehen.“

Als die Andern Therese's Behauptung bestätigten, rief Hermine ärgerlich: „Nun, und wenn? Seht her, ich habe mich in den Finger gestochen, gerade unter den Nagel, wo es am schmerzhaftesten ist — hier könnt Ihr es noch bluten sehen — das trieb mir Thränen in die Augen.“

„Hermine, Hermine, Du bist ein sehr verstocktes Ding!“ nahm Therese abermals das Wort, „und ich muß es Dir gerade herausfagen, Du gehst mit bösen Gedanken um.“

„O geh doch.“

„Ja,“ fuhr Therese fort, „ja, ich verstehe mich darauf. Gerade so hat es Zule gemacht, ehe sie mit dem englischen Reiter durchging. Willst Du etwa auch mit einem Galan durchgehen, Hermine?“

„Ja,“ rief schnippisch ein kleiner rothwangiger Blondkopf, „nur ist ihr Reiter kein englischer Reiter, obgleich auch ein Reiter.“

„Ist es ein Husar?“ fragte Thecla.

„Weit gefehlt, es ist ein Musterreiter.“

„Wer ist's?“ riefen die Andern im Chor.

„Der wohlbestellte Handlungsreisende, Herr Peter Josias Bohne.“

Ein allgemeines Gelächter ertönte.

„Verschont mich mit Cuern schlechten Wizen,“ rief Hermine aufgebracht; „dieser eingefleischte Preiscourant, diese wandelnde Musterkarte ist mir ein Dorn im Auge.“

Der Wiedereintritt der ersten Arbeiterin ließ das interes-

sante Gespräch verstummen, setzte dagegen die Nähnadeln wieder in raschere Bewegung.

Beim Mittagessen hatte Hermine zum großen Vergnügen des sparsamen Betters, keinen Appetit. Abends, als sie von der Arbeit heimging, stand August sie erwartend, auf der Straße und begleitete sie nach Hause. Sie hatten sich so Viel zu sagen, sie standen mit verschlungenen Händen vor dem Hause des Betters und plauderten wie unschuldige Kinder von der Vergangenheit, und Hermine hauchte einen Duft von Jugend und Reiz, von Gemüth und Anmuth aus, der August wahrhaft betäubte. Endlich mußte er gehen, und als sie in die Stube trat, ward sie von dem Better tüchtig ausgescholten wegen zu langen Ausbleibens.

August hatte heimgehen wollen, aber als er vor dem älterlichen Hause angelangt war, fühlte er sich wie von magnetischer Gewalt zurückgezogen. Eine Viertelstunde später betrat er den Wirthsgarten des Herrn Sturm und verlangte einen Schoppen Wein nebst einer Portion Essen.

Hermine fühlte sich von einem angenehmen Frösteln durchschauert, als sie seiner ansichtig wurde. Sie zitterte, als sie ihm den Wein brachte, und hätte, als er ihr den Teller abnahm und ihr dabei die Fingerspitzen drückte, beinahe die schön gebratene Carbonade in den Sand fallen lassen.

Der Wein war schlecht, aber er schmeckte ihm süß wie Honigseim. Als er sich ziemlich spät entfernte, sagte er zu dem Wirth: „Herr Sturm, wenn Sie sich bessern Wein anschaffen und im Winter ein Extrazimmer einrichten wollen, so werde ich mich bemühen, daß der von mir und meinen Freunden gestiftete Club der Zeitmörder in Ihr Haus verlegt werde.“

„Was!“ rief der Wirth grob, „mein Haus ist keine Mördergrube, und verdächtiges Gesindel kann ich nicht in meiner ehrbaren Wirthschaft leiden.“

Und er schien nicht übel Lust zu haben, nach der Polizei zu schicken und das verdächtige Individuum festnehmen zu lassen.

„Beruhigen Sie sich,“ sagte August lächelnd, „wir bringen Nichts um, als die Zeit, wenn sie uns zu lang wird. Sie kennen mich wahrscheinlich nicht — ich bin der junge Göthe.“

„Was, der Sohn des Herrn von Göthe, Excellenz!“ rief der Wirth, riß mit der tiefsten Devotion die Mütze vom Kopfe und versprach Alles zu thun, was zu thun möglich sei, wenn eine so vornehme Gesellschaft seinem geringen Hause die Ehre erzeigen wollte, bei ihm zu poculiren.

Als August fort war, trat der Wirth unter seine übrigen Gäste, blähte sich auf wie eine Kropftaube und sagte: „Da könnt Ihr nun sehen, welch' ein Renommée meine Wirthschaft hat. Der eben noch dort an dem Tische Geseffene, Das war die junge Excellenz der alten Excellenz, des Herrn Geheimraths von Göthe einziger Eheleiblicher Sohn. Er wird künftig seinen Schoppen bei mir trinken mit allen seinen Freunden.“ — Und im Weitergehen setzte er in Gedanken hinzu: „Und dem will ich die Beche nicht übel mit doppelter Kreide anschreiben.“

Als am darauffolgenden Sonntage Hermine in der Kirche während des Chorals einmal von ihrem Gesangbuche aufblickte, sah sie den leibhaftigen August an einem Pfeiler stehen, der die Blicke nicht von ihr verwendete. Sie ward roth wie eine Purpurrose und wagte nicht mehr aufzublicken.

Nach dem Gottesdienste wartete er vor der Kirchenthür und ging ein Gndchen mit ihr, bei welcher Gelegenheit er erfuhr, daß sie am Nachmittage mit ihren Freundinnen einen Spaziergang in's Freie machen würde. Er erkundigte sich ganz unbefangen nach der einzuschlagenden Richtung, und als die Mädchen am Nachmittage kaum den Park hinter sich hatten, begegnete ihnen August ganz wie zufällig, sprach Hermine als

eine alte Bekannte an, und die Bekanntschaft der Andern war bald gemacht vermittelt der gebräuchlichen Münze der Gemeinplätze, über Regen, schönes Wetter, Kirmesfeste und Tanzmusik u. s. w. Unterwegs begegnete ihnen ein barsüßiger Knabe, der einen Korb voll Hippen, Waffeln und Mandelschnitten zum Verkaufe nach einem nahen Dorfe trug, wo eben Kirmes war. August kaufte ihm seinen ganzen Borrath ab und theilte ihn unter die Mädchen aus, deren ganze Freundschaft er dadurch gewann.

Das Ziel des Spazierganges war ein nahees Wäldchen, in dessen Schatten duftige Maiblumen wuchsen. Man setzte sich auf eine Moosbewachsene Lichtung und verzehrte unter Lachen und Scherzen die mitgebrachten Mundvorräthe und schöpfte mit der hohlen Hand Wasser aus einer nahen Quelle, um den Durst zu löschen. Der Rand der Quelle war mit wilden Rosen, blühenden Binsen, Wasserlilien und Bergißmeinnicht eingefast; auf den Zweigen der Bäume sangen und zwitscherten Vögel aller Art ihr harmonisches Waldconcert; ein Eichhörnchen sprang lustig von Ast zu Ast auf einem hohen Baume.

Die Mädchen wollten Sträuße und Kränze binden, sie zerstreuten sich daher, um Blumen zu suchen. August brachte Germinen, die träumerisch auf dem Moose sitzen geblieben war, die schönsten Kinder Florens, und wenn sie sich in freudigen Ausrufungen erging, so flüsterte er ihr zu: „Ich möchte Dir die ganze Natur geben!“ aber weiter sagte er Nichts, obgleich ihm die Brust übervoll war — er konnte keine Worte finden, denn die Liebe, die den Dummen Verstand giebt, benimmt ihn oft den gescheidten Leuten.

Die andern Mädchen, die gar bald merkten, wie es mit den beiden Leuten stand, sicherten und lachten und machten ihre Bemerkungen unter sich.

„Der ist nicht übel angebrannt,“ lachte die rothe Thecla.

„Und die arme Hermine läßt die Flügel hängen wie eine verwundete Taube,“ sagte Therese mitleidig; „aber es ist eine

Dummheit, solch' ein vornehmer Mensch kann sie doch nimmer heirathen."

Als man Abends unter dem gestirnten Nachthimmel nach Hause ging und die Nachtigallen aus allen Büschen ihre Seelenvollen Noten in das Schweigen der Nacht schickten, waren die Mädchen so rücksichtsvoll, sich immer in einiger Entfernung von den Liebenden zu halten, aber sie hatten die Augen und die Ohren offen.

„Wenn Du wüßtest, Hermine,“ hob endlich August nach einem vorausgeschickten tiefen Seufzer an, „wenn Du wüßtest, wie schüchtern die Männer zuweilen sind, so würdest Du Mitleid mit mir haben.“

„Mitleid!“ hauchte Hermine — „und warum?“

„Weil ich Dich liebe und es Dir nicht zu sagen wage.“

„O, lassen Sie keine betrügerischen Hoffnungen in mir entstehen,“ flehte das Mädchen und richtete den Taubenblick so bittend auf ihn, daß ihm das Herz schier zerschmolz.

„Hermine,“ rief er, „die Liebe ist die einzige Leidenschaft, die ihr Glück in dem Glücke eines Andern sucht und den Menschen über die Menschheit stellt. Ich liebe Dich rein und edel.“ — Und mit stürmischer Gluth zog er im Dunkel der Nacht das geliebte Mädchen an seine Brust und drückte den ersten Weihfuß der seligsten Empfindung auf dessen schwelenden Lippen.

Aber als wäre Alles von bengalischen Flammen beleuchtet gewesen, so deutlich sahen die Vorausschreitenden, die oft genug die spähenden Blicke rückwärts schweifen ließen, diesen Fuß, und als wären die Worte der Liebenden durch die Trompeten von Jericho geschmettert worden, so deutlich vernahmen sie jede Sylbe. Die zartfühlende Therese drang darauf, daß man sich noch weiter entferne, um das zärtliche Pärchen nicht zu stören. Als man den Park erreichte, waren die Freundinnen verschwunden, die Liebenden befanden sich allein.

Und jetzt in dem Dunkel der alten Bäume, da August immer dringender ward, jetzt flüsterte das Mädchen endlich: „Ihre Liebe rührt mich, August! Unsere Seelen sind verschwistert, aber der Abstand zwischen uns ist zu groß — was soll aus einem so ungleichartigen Verhältnisse werden?“

„Alles Gute,“ bethenerte er. „Verlasse Dich auf mich, ich bin kein Verführer, sondern ein Mann, der Dich redlich liebt und nur ehrbare Absichten hat. Es wird allerdings einige Kämpfe kosten, aber ich werde siegreich daraus hervorgehen — also liebe mich mit vollem Vertrauen — und — nenne mich nicht mehr Sie — ich bin ja Dein für Zeit und Ewigkeit.“

Hermine hatte noch manche Einwendung zu machen, aber August verschloß ihr den Mund mit Küssen, und als sie ihm jetzt Gutenacht sagte, ging das erste schüchterne Du über ihre Lippen.

„Noch ein Wort,“ rief er, als sie bereits in die Straße einbog, worin ihr Better wohnte. „Nächsten Sonntag darf ich Euch doch wieder auf Euerm Spaziergange begleiten?“

„Ach! Du wirst Dich langweilen.“

„Mich langweilen? Ich würde ja der Undankbarste und Profanste aller Menschen sein, wenn ich mich unter so guten Kindern unbehaglich fühlen könnte, besonders wenn Du dabei bist. Also ich komme.“

Sie nickte, drückte ihm nochmals die Hand und verschwand.

Von da an sahen sie sich alle Abende, denn der Club der Zeitmörder war auf August's Betreiben wirklich in das Haus des Herrn Sturm verlegt worden, und kein Abend verging, ohne daß die jungen Leute ein Paar unbelauschte Liebesworte, einen Händedruck oder einen Kuß ausgetauscht hätten, und die Hoffnung ward nach und nach so lebendig in Herminens Seele, daß sie die unwahrscheinlichsten Voraussetzungen zuließ und der Liebe gestattete, ihre Wurzeln immer tiefer in ihrem Herzen

zu schlagen. Dann gab es aber auch wieder Stunden, in welchen sie zwar von Weitem das gelobte Land sah, aber auch mit ahnender Gewißheit vorausfühlte, daß sie es nie betreten würde — doch sie liebte und war bereit, für ihre Liebe Alles zu tragen, zu dulden und zu leiden.

Andererseits erlangte sie aber auch einen wohlthätigen Einfluß auf August, der, seit er nicht mit den Freiwilligen hatte ausziehen dürfen, um seinen Unmuth zu betäuben, dem ihm von der Mutter angeborenen Gange zum Trunke mehr und mehr nachgegeben hatte, und da er seinen Wein nur aus gewöhnlichen Schoppengläsern, nicht aber aus einer Amethystschaale trank, so kam es oft, daß er die Grenzen der Mäßigkeit weit überschritt, jedoch ohne daß er, der den Gang, die Haltung und das Geberdenspiel eines feinen Hofmanns hatte, selbst wenn er berauscht war, selbst wenn er tobte, aus dem Maße äußerer Schicklichkeit fiel. Kaum hatte Hermine Dieses bemerkt, als sie ihn mit so viel Herzlichkeit bat, sich einer so bösen Leidenschaft nicht hinzugeben, daß er ihr das Versprechen ablegte, sich diese Untugend abzugewöhnen, und wenn er von da an das gesetzte Maß überschreiten wollte, so durfte sie nur den treuen Blick bittend auf ihn richten, da schob er das bereits ergriffene Glas weit von sich und trank keinen Tropfen mehr.

Sein Vater bemerkte mit Freude die veränderte Stimmung seines Sohnes, der sich täglich mehr emporraffte aus seiner Niedergedrücktheit und das Leben wieder mit helleren Augen anzusehen begann. Der alte Herr rieb sich vergnügt die Hände und sprach zu sich selbst: „Da meint die Jugend gleich, wenn ihren Wünschen einmal Etwas in die Quere kommt, sie müsse verzweifeln, und wäre den bösen Mächten auf ewig verfallen — aber Alles überzieht sich nach und nach mit dem Moose der Vergessenheit. Die Zeit hat den August recht schön losgeeist aus der Mansaderie, in die er wie eingefroren war;

jetzt ist er wieder warm geworden und wird noch wärmer werden, wenn erst einmal sein Herz erwacht und er mir eine annehmbare Schwiegertochter in das Haus bringt; ihm steht ja die Wahl frei unter den edelsten Töchtern des Landes."

Indessen sich der alte Herr mit so schönen Erwartungen für die Zukunft trug, kam Herminens Geburtstag heran. Am Vorabende desselben steckte ihr August, der sie, als sie von der Hofschneiderin wegging, auf der Straße erwartet hatte, einen Ring an den Finger, der einen mit Smaragden und Diamanten umgebenen Schild von Opal trug. „Dieser Ring," sagte er, „soll Dich nicht nur in jedem Augenblicke an meine Liebe und Treue erinnern, sondern er ist auch als ein Talisman zu betrachten, denn der Opal sichert seinem Besitzer das allgemeine Wohlwollen, der Smaragd beschützt die Tugend der Frauen, und der Diamant bewahrt vor den Wirkungen des Giftes. Und nimm auch Das hier," setzte er hinzu, indem er ihr ein Papier in die Hand drückte, „aber zeige es Niemand, und am Wenigsten laß jemals eine menschliche Seele ahnen, wer den Inhalt verfaßt hat."

Noch einen Kuß, dann verscheuchten nahende Schritte die Liebenden. Abends in ihrer einsamen Kammer ließ Hermine den kostbaren Ring in dem trüben Scheine ihres Dellämpchens blitzen, und da sie ein solches Kleinod unmöglich tragen konnte, so hing sie ihn an der silbernen Kette, die sie von ihrer Mutter geerbt hatte, sich um den Hals. Dann entfaltete sie das Papier, auf dem sie mit einer freudigen Regung, die ihr alles Blut in den Kopf trieb, Verse erblickte. Sie las mit bebender Stimme:

Ein Blick von Dir, giebt mir die Ruhe wieder,
 Ein Liebeswort tönt mir wie süße Lieder,
 Ein Kuß kann mich zum Gott erheben,
 Ein Du! und alle Nerven beben.

Ein Lebewohl und eine Gutenacht,
 Ein Händedruck — und ew'ge Liebe wacht,
 Ein Hoffen, bald Dich wieder finden,
 Ein solch' Versprechen kann an's Leben binden.

„O, wie schön! wie schön!“ rief sie, und drückte tausend Küsse auf das Papier. „O August, wie gut, wie unaussprechlich gut bist Du.“

Sie verschloß das Papier wie ein Heiligthum und träumte die Nacht über die seligsten Liebesträume, wie sie nur ein sechszehnjähriges Mädchen träumen kann.

Als sie am folgenden Sountage wieder mit ihm im verschwiegenen Walde zusammen kam, dankte sie ihm weit inniger für das schöne Gedicht, als für den kostbaren Ring. Er empfahl ihr nochmals das tiefste Schweigen über die Verse.

„Warum denn aber,“ fragte sie, „willst Du nicht wissen lassen, daß Du ein Talent besitzest. daß Dich dereinst Deinem berühmten Vater gleichstellen kann?“

„Nein, nein,“ rief er mit Heftigkeit, „Niemand soll wissen, daß ich ein Gedicht zusammen zu reimen vermag.“

„Aber Du könntest dadurch einst Ruhm erlangen, wie Dein Vater.“

„Nein, Das werde ich nie,“ rief er unter einem gewaltigen Wogen der Brust; „und den Ruhmlosen drückt es nieder, Göthe's Sohn zu sein. Darum sollen sie aber auch lieber sagen: Göthe's Sohn ist ein dummer Kerl, oder was sie sonst sagen mögen, als daß es von mir heiße: Er will den jungen Göthe spielen.“

„Aber August,“ wagte sie schüchtern einzuwenden, „ist es denn auch Recht, das Licht, das uns Gott gegeben hat, unter den Scheffel zu stellen, statt es vor aller Welt leuchten zu lassen.“

„Wenn das Licht nur ein Lichtlein ist, so verbreitet es nur einen schwachen, trüben Schein — darum gehe ich oft

abſichtlich darauf aus, als roher Gegner jedes poetiſchen Treibens zu erſcheinen, weil mir der Gedanke fürchterlich iſt, für einen Erben zu gelten, der ſich beſtrebt, Firma und Geſchäft des Vaters fortzuſetzen. Alſo noch einmal, verſprich mir, zu ſchweigen.“

Sie gab ihm die Hand darauf, aber ſie meinte, es würde doch gar zu ſchön ſein, wenn ſie dereiſt ſeine geſammelten Gedichte in einem ſchön eingebundenen Bande leſen könnte.

So waren den jungen Leuten anderthalb Jahre in einem ſüßen Liebeſtaumel vergangen; ſie fühlten ſich unausſprechlich glücklich, denn ihre Liebe war rein, ohne jede Beimischung, und ſie glaubten aneinander.

Da ließ der wohlbeſtellte Herr Peter Joſtas Bohne, bisher Reiſender für ein Geſchäft in langen Waaren, ſich als Gewürzkrämer in Weimar nieder.

Eines Sonntags nach der Kirche erſchien Herr Bohne bei dem Weinwirth Sturm und ließ ſich einen Schoppen vom Beſten auftiſchen.

Herr Bohne hatte eine ungewöhnliche Sorgfalt auf ſeinen Anzug verwendet; er trug Stiefel mit gelben Umſchlägen, dunkelblaue Beinkleider, einen hellblauen langſchößigen Frack mit großen Stahlknöpfen, eine veilchenblaue Weſte, eine gelbſeidene Halsbinde und die Spitzen des ſteifgeſtärkten Hemdekragens ſtanden ihm mitten auf den hervorragenden Backenknochen. Die lange hagere Geſtalt, die etwas ungemein Steifes in allen ihren Bewegungen hatte, ſtrahlte wahrhaft von Geckenhaftigkeit; um den höchſten Grad von Anmuth zu erreichen, machte er nur ſtudirte Bewegungen; es war offenbar, daß er blenden wollte — aber ſeine wulſtigen Lippen, ſeine vor Begierde funkelnden Augen gaben ihm die größte Aehnlichkeit mit einem jener ländlichen Halbgötter, die man Satyre nennt.

Nachdem er ſeinen Schoppen faſt ausgetrunken hatte, faßte er ſich ein Herz, zog den Wirth bei Seite und offen-

barte ihm den Wunsch, sich mit der ehrsamem Jungfer Hermine ehelich zu verbinden.

Herr Sturm zog erst ein saueres Gesicht, denn er verlor das Mädchen nicht gern, das ihm eine so fleißige Helferin in seiner Wirthschaft war; bald aber überlegte er, daß ihm aus einer Verheirathung Herminens mit Herrn Bohne Vortheil erwachsen könnte, wenn er nehmlich seinen Bedarf an Waaren künftig aus dessen Laden nähme, die ihm dieser der Verwandtschaft wegen unter dem laufenden Preise geben müsse. Das Heirathen konnte er Herminen nicht verbieten, und es konnte ein Anderer kommen, der sie ihm entführte, ohne daß ihm der geringste Nutzen daraus erwuchs. Er hielt es also für das Klügste, seine Bedingungen wegen des künftigen Ankaufs der Waaren zu stellen, und da Herr Bohne bereitwillig darauf einging, so erklärte er, daß er nicht das Geringste gegen seine Bewerbung um das Mädchen einzuwenden habe, und er sich von dieser Stunde an als Herminens Bräutigam betrachten könne.

Herr Bohne rieb sich still verklärt die Hände, schmunzelte erst und lachte dann, daß er den breiten Mund bis an die Ohren verzog, denn er sah, durch das Fenster blickend, Herminen mit elastischen Schritten die Straße herauf kommen und in das Haus treten.

Sie wollte an der Wirthsstube vorbeieilen, um sich in ihrer Kammer auszukleiden, aber Herr Sturm rief sie herein. Sie erschrak, als sie Herrn Bohne sah. Bei dem Anblicke des Widerwärtigen zog sich ihr Herz jedes Mal krampfhaft zusammen.

„Hermine,“ hob der Wirth gravitatisch an, „hier der Herr Bohne, der sein eigenes Geschäft gegründet hat, erzeigt Dir die Ehre, Dich zu seiner ehrsamem Hausfrau machen zu wollen. Ich habe ihm bereits meine Einwilligung gegeben, mach's also kurz, reiche ihm die Hand und sage Ja.“

Hermine, die erst erblaßt und dann erröthet war, machte

es kurz, aber sie sagte nein, dankte für die ihr zugedachte Ehre, und wollte mit einem Rucke die Stube verlassen. Der Wirth hielt sie am Arme fest.

„Wie so nicht,“ sagte er; „was sind das für Zimpferlichkeiten? Ich habe dem Herrn Bohne mein Wort gegeben, Du wirst ihn heirathen, oder ich will Hans heißen.“

„So laßt Euch immerhin Hans nennen, Herr Better, denn keine Macht der Welt wird mich zwingen, einen Mann zu heirathen, den ich nicht liebe.“

„Was lieben!“ rief Herr Sturm aufgebracht, „man heirathet und die Liebe kommt in der Ehe, wie der Appetit während des Essens. Dumme Redensarten! Kurz und gut, Du heirathest den Herrn Bohne.“

„Herr Bohne wird nicht so ehrlos sein, sich einem Mädchen aufzudringen, die ihn nicht mag.“

Herr Bohne lächelte sauersüß, aber er sagte kein Wort, sondern beschrieb mit seinem Stocke, als wenn ihn die Sache gar Nichts anginge, allerlei hieroglyphische Figuren in dem auf den Boden der Wirthsstube gestreuten Sande.

„Kreuzelement, jetzt habe ich's satt und übersatt,“ donnerte der Wirth und schlug dabei mit der Faust auf den Tisch, daß das noch nicht völlig geleerte Schoppenglas des Herrn Bohne in die Höhe sprang. „Wozu hat mich denn das Gericht, seit Du in meinem Hause bist, als Vormund über Dich bestellt, als damit ich väterliche Gewalt über Dich ausüben soll, und kraft dieser Gewalt befehle ich Dir, den Herrn Bohne zu heirathen.“

„Nein, nein, nein,“ rief Hermine außer sich, „wenn ich je heirathe, so werde ich nur den Mann nehmen, den ich mir selber wähle, nie aber einen, den man mir aufnöthigen will. In diesem Falle würde ich, selbst wenn man mich an den Haaren in die Kirche schleifte, vor dem Altare nein sagen.“

Bei diesen Worten riß sie sich mit einem heftigen Rucke von dem Wirthe los, verließ das Zimmer, und eilte auf ihre Kammer, wo sie ihrer Entrüstung in Thränen Luft machte.

„Dummes Gänsegeschnatter!“ rief ihr Herr Sturm nach. Sich sodann an den verblüfften Freier wendend, sagte er: „Lassen Sie sich nicht irre machen, Herr Bohne! So macht es das Weibsvolk immer; sie meinen, tüchtiges Zieren müsse dem Brautwerden vorangehen und man stelle sich dadurch höher im Preise.“

„Aber,“ warf ihm Bohne ein, „aber wenn das liebe Kind vielleicht eine andere Neigung im Herzen hätte . . .“

„Ach was, Neigung!“ brummte der Wirth; „dieser Guckindiewelt weiß noch Nichts von Neigung, Das sehe ich an der Art, wie sie die Gäste in Respect zu halten weiß; es wird sich Keiner einen unziemlichen Scherz gegen sie erlauben, und hinaus kommt sie ja nicht, außer in die Kirche und auf einen Spaziergang mit ihren Kameradinnen, die alle ehrbare Mädchen sind, denn nur Solche nimmt die Madame Haberling als Arbeiterinnen an. In dieser Beziehung kann ich mich für Herminen verbürgen. Also wie gesagt, lassen Sie sich durch ihre Sprödigkeit nicht auf Irrwege führen. Heute über acht Tage schenken Sie uns die Ehre zur Mittagssuppe, da wollen wir Verlobung halten.“

Herr Bohne entfernte sich mit der süßesten Hoffnung im Herzen. Die Nase voll Zuversicht in die Höhe gerichtet, stolperte er im Hausgange über ein im Wege stehendes Schaukelpferd und fiel der Länge nach hin. Ein Römer würde dieses unstreitig für ein böses Omen gehalten haben, aber Herr Bohne schlug, der besten Hoffnung voll, mit nach auswärts gesetzten Fußspitzen, den Weg nach seiner Behausung ein, wo er seinen Staatsanzug ablegte, seine Arbeitsschürze mit dem Brustlage vorband und sobald er sein Mittagessen eingenommen, selbst-

fabricirte Chocoladetäfelchen in Papier wickelte, auch seinem Lehrlinge Anweisung im Dütenmachen gab.

Hermine ließ sich nicht abhalten, am Nachmittage ihren gewöhnlichen Sonntagsspaziergang zu machen, aber sie machte ihn längst ohne die Begleitung ihrer Freundinnen, denn — Verliebte heißt es in einem alten Liede — Verliebte brauchen keine Zeugen, sie sind sich selbst genug allein.“

Sie kam mit rothgeweinten Augen an den Platz, wo August sie sehnsüchtig erwartete; es hatte über Tisch noch eine heftige Scene zwischen ihr und dem Wirthe gegeben, der sich in seiner Rohheit fast zu Thätlichkeiten hatte hinreißen lassen. Sie erzählte dem Geliebten Alles.

Als sie fertig war, küßte er sie auf die nassen Augen und sagte Liebevoll: „Sei ruhig, mein Mädchen, jetzt ist die Zeit gekommen, wo ich handeln muß. Nicht des Bohne's Braut sollst Du sein, wohl aber die meine. Morgen werde ich mit meinem Vater reden.“

„Wie, August, Du wolltest? ...“ rief sie in zitternder Freude, aber die weitem Worte erstarben ihr im Munde, ihr Gefühl war zu mächtig, als daß sie hätte reden können, sie lehnte in seliger Wonne ihren Kopf an August's Brust.

„Fasse Dich, mein theures Kind!“ sagte er, sie unter dem Kinne fassend und ihr reizendes Köpfchen zu sich erhebend. „Ja, Du sollst mein Weib werden, mein geliebtes, theures Weib, für das ich leben und wirken will, denn nur von Dir kann mir das Glück des Lebens in seiner reichsten Fülle kommen.“

„O August, August, Du bist ein edler, ein sehr edler Mensch,“ rief sie, mit gefalteten Händen selig lächelnd zu ihm aufblickend; „verdientest du denn auch so hoch erhoben zu werden?“ — Plötzlich aber verdüsterten sich ihre Züge, sie ließ

die Arme trostlos sinken, schüttelte den Kopf und hauchte mit matter Stimme: „Dein Vater wird es nimmermehr zugeben.“

„Mein Vater!“ rief August — „er würde es allerdings wahrscheinlich lieber sehen, wenn ich mir eine Frau aus den vornehmen Ständen wählte, allein er wird meinem Glücke nicht entgegen sein. Hat er doch, seinem Herzen folgend, sich selbst ein Mädchen von niederer Herkunft erkoren und ist glücklich mit meiner wackern Mutter geworden; wie sollte er da dem Sohne verwehren können, was er selber gethan hat?“

Aber Hermine konnte sich lange nicht zufrieden geben; sie war so voll böser Ahnungen, daß kein Trostgrund sie zu erheben vermochte. August mußte seine ganze Beredtsamkeit aufbieten, um sie einigermaßen zu beruhigen, und zu ermuntern. Dadurch schraubte er sich selbst zu mehr Hoffnung hinauf, als er eigentlich hatte, er ward von Minute zu Minute zuversichtlicher und als er gar anfing, sich über ihren lächerlichen Freier lustig zu machen, gelang es ihm, auch Herminens Lippen wieder ein Lächeln zu entlocken.

Hand in Hand schlugen sie den Heimweg ein und beim Scheiden sagte August zu ihr: „Sei guten Muthes, mein süßes Mädchen, morgen Abend bringe ich Dir die Einwilligung meiner Aeltern, und übermorgen führe ich Dich ihnen als Tochter zu.“

Sie schieden. Hermine verrichtete anscheinend ruhig ihren Dienst in der Wirthschaft, aber des Nachts in ihrer einsamen Kammer kam die frühere Trostlosigkeit wieder über sie. Sie holte alle Geschenke herbei, die sie von dem Geliebten hatte. Mit tiefer Wehmuth betrachtete sie das Körbchen, das er einst für sie geflochten; sie zog den ihr geschenkten Ring, das Pfand seiner Liebe und Treue, aus ihrem Busen und drückte tausend Küsse darauf; dann las sie unzählige Mal das ihr gewidmete Gedicht, und ließ ihre heißen, tief aus der Seele herauf geweinten Thränen darauf nieder tropfen. „Alles umsonst!“

flüsterte sie leise vor sich hin: „alle Hoffnung ist vergebens, er wird nie der Meine werden. Wie könnte er auch ein armes Geschöpf, wie ich eins bin, zu seiner Höhe erheben! Solch' ein Glück ist mir nicht beschieden — das neidische Schicksal hat es mir nur gezeigt, um es mir wieder zu nehmen...—“ Sie warf sich auf die Kniee und sprach ein inniges Gebet, dann ging sie zu Bett; aber der Genius des Schlafs küßte ihr die verweinten Augenlider nicht; bald hoffend, bald verzagend, verbrachte sie die Nacht und stand am Morgen bleich und erschöpft auf, ohne ein Auge geschlossen zu haben.

Auch August hatte eine sehr aufgeregte Nacht verbracht, nur war er Hoffnungsvoller und machte Pläne auf Pläne, wie er das Herz seines Vaters wohl am Füglichsten zu rühren vermöge. Als er sich anleidete, stellte er sich die rührendsten Phrasen zusammen, um den alten Herrn damit zu bestürmen, und verließ endlich voll Zuversicht sein Zimmer, um sein Wagestück auszuführen. Aber je näher er der Thür seines Vaters kam, je mehr sank ihm der Muth, und als er jetzt die Hand auf die Klinke legte, zitterte er und alles Blut trat ihm zum Herzen zurück.

Göthe hatte eben sein Frühstück beendigt und war im Begriffe, nach der Zeitung zu greifen, als August bei ihm eintrat. Er streckte seinem Sohne die Hand entgegen und rief freundlich: „Guten Morgen, August! Das ist ja ein ungewöhnlicher Besuch zu so früher Morgenstunde. Aber was fehlt Dir? Du siehst ja so bleich aus wie eine Milchsuppe. Bist Du unwohl?“

„Nein, Papa, aber mein Gemüth ist etwas afficirt. Ich habe Wichtiges mit Dir zu reden.“

„So laß hören, was Du willst,“ sprach Göthe und legte die bereits ergriffene Zeitung wieder aus der Hand.

August holte sich einen Stuhl, setzte sich seinem Vater gegenüber, rang einige Secunden nach Worten, und dann einen

plötzlichen Anlauf nehmend, platzte er nach einem schweren Athemzuge mit den Worten heraus: „Papa, ich möchte heirathen.“

Ein freudiger Schimmer flog über das Gesicht des alten Herrn und sichtlich angenehm überrascht, rief er: „Heirathen willst Du! Das ist fürwahr das Gescheidteste, was Du thun kannst, und ist für mich die willkommene Erfüllung eines längst gehegten Wunsches. Laß also hören, wer die junge Dame ist, die Du zur Braut erkoren hast.“

August schwieg; das Geständniß, das er zu machen hatte, lag ihm wie eine Bergeslast auf dem Herzen, aber er durfte nicht länger zaudern; er richtete also die dunkeln Augen voll Gluth auf den Vater und sagte mit etwas unsicherer Stimme: „Wenn die von mir Erkorene auch nicht in einem Schlosse geboren ward, so ist sie darum nicht weniger edel durch ihre Gesinnung.“

„Wie! Sie ist keine Dame von Stande?“ rief Göthe und seine Gesichtszüge verfinsterten sich merklich.

„Nein, sie besitzt keinen Adel als den höchsten Seelenadel, den ihr die Menschen zwar nicht auf Pergament verbrieft haben, den ihr aber Gott auf die reine unschuldige Stirn geschrieben hat. Lerne mein Mädchen kennen, und Du wirst sie lieben und gern als Tochter annehmen.“

„Wer ist's?“ fragte Göthe mit anscheinender Ruhe.

Da nannte ihm August Herminen, die Nichte des Leinwebers; er schilderte ihm, wie er schon als Knabe dem hübschen Kinde seine Neigung zugewendet, wie er sie wiedergefunden und sie jetzt liebe mit der Feuergluth der ersten Jugendliebe, und wie sein ganzes Lebensglück nothwendig an ihren Besitz geknüpft sei.

Göthe aber richtete jetzt die Zornfunkelnden Augen fest auf ihn und rief: „Also aus der untersten Classe des Pöbels will sich Göthe's Sohn die Braut holen; eine Kellnerin, die jedem schmutzigen Gaste seinen Schoppen bringen muß, will er zur

Kammerräthin von Göthe erheben, denn Dein Patent als Kammerrath, liegt bereits ausgefertigt auf der Kanzlei — eine Schneidermamsell willst Du in die höchsten Kreise der Gesellschaft einführen — Wahnsinn Das! — Und Du Thor glaubst, daß ich meine Einwilligung zu solch' einer lächerlichen Naserei geben werde?"

„Vater,“ rief August, „will ich denn etwas Anderes, als was Du selber gethan hast? Oder habe ich vielleicht weniger Anrecht als Du, nach meinem Sinne glücklich zu sein? War meine Mutter nicht auch geringen Standes? Hat sie nicht auch für die Leute gearbeitet, und hast Du die Verbindung mit ihr je bereut?“

„Knabe,“ donnerte Göthe, „ich war der Erste meines Hauses, ich hatte noch keine Rücksichten zu nehmen, und zudem hat Deine Mutter nie Gäste bedient, noch als Arbeiterin in fremden Diensten gestanden, sie hat sich frei und selbstständig ernährt, Das ist ein mächtiger Unterschied, und kurz und gut, an eine solche Verbindung ist nie und nimmermehr zu denken. Bleib die Dirne auf, Du wirst sie bald vergessen.“

„Nein, ich werde sie nicht vergessen, die Ketten des Herzens zieht man ewig nach, und die einzig schönen Stunden hienieden, Das wirst Du zugestehen, sind die der Leidenschaft, in welchen die Seele aufhört sich sterblich zu fühlen, und sich selbst vergöttlicht in der Ewigkeit einer einzigen großen Empfindung.“

„Wenn Du auf Deinem Sinn beharrst, so werde ich meine Hand von Dir abziehen, werde Dich enterben.“

„Was liegt mir an Reichthum und Ehre, ich gebe sie auf, um in den Besitz meines höchsten Schazes zu kommen. Ich troge der Armuth, wenn ich Herminen besitzen darf. Mein Mädchen ist nicht reich, aber was liegt mir daran? Sie ist so schön, daß man nicht mit ihr reden kann, ohne von ihr eingenommen zu werden, ihr Blick ist so sanft, ihr Lächeln hat

einen unwiderstehlichen Reiz. Mit welchem Rechte willst Du die Gefühle, die in Dir leben, die Du hundertmal selbst den reinsten Hauptbestandtheil Deiner Natur nanntest, mir verwehren? Ist Das nicht ein Attentat, das Du an meinem Glücke begehst? Eine Empörung gegen den allmächtigen Willen des Schöpfers?"

„Laß die Phrasenmacherei,“ rief Göthe ungeduldig. „Ein Mädchen unter Deinem Stande zu lieben, ist für Dich mehr als eine Laune, als eine Thorheit, es ist eine Entehrung.“

„Das ist eine irrige Ansicht, Vater,“ erwiderte August, indem er sein empörtes Gefühl zu beherrschen suchte. „Wenn ich als Herr von Göthe einem Bürgermädchen meinen Namen gebe, so mache ich eine Frau von Göthe aus ihr. Anders wäre es, wenn ich ein Mädchen wäre, und wollte einen Mann geringen Standes heirathen. Dann würde das hochgeborne Fräulein zur Frau eines gemeinen Menschen werden, und in seinen Stand eintreten; statt ihn zu sich zu erheben, würde sie sich zu ihm herabwürdigen. Mein Fall ist der entgegengesetzte; gieb also nach, Vater, laß mich glücklich sein.“

„Nie und nimmermehr,“ zürnte Göthe.

Es entsteht schnell Bitterkeit zwischen einem Vater und einem Sohne, die in Sachen des Herzens und des Gefühls nicht miteinander einig sind. August sprang auf, auch Göthe erhob sich; sie standen wie ein paar zürnende Löwen einander gegenüber.

„Hast Du mir darum das Leben gegeben,“ rief August, „um mich zum Unglücklichsten aller Menschen zu machen? Ich sage Dir, ich habe so gut wie Du ein Unrecht an das Glück, und kann ohne das Mädchen nicht leben.“

„So stirb,“ sagte Göthe mit eiserner Festigkeit. „Ich will meinen einzigen Sohn lieber im Sarge sehen, als ihn durch eine unpassende Verbindung der Lächerlichkeit Preis gegeben wissen. Soll ich seit vierzig Jahren umsonst gearbeitet haben, um Dir eine Stellung in der Gesellschaft zu hinterlassen, die nur durch eine Verbindung mit einem alten Ge-

schlechte befestigt werden kann. Sieh also nach, mein Sohn, und nimm Vernunft an," setzte er milder hinzu.

„Ich habe dem Mädchen mein Wort gegeben, und kann nicht von ihr lassen," sagte August nach einer schmerzlichen Pause. Ich wäre ein ehrloser Wicht, wenn ich sie verlassen könnte. Vater, Du kannst mir nicht das Leben gegeben haben, um mich elend zu machen. Vater, ich verlange mein Glück von Dir, das mir nur an Herminens Hand werden kann."

Bei diesen Worten warf er sich auf die Kniee, und blickte flehend zu seinem Vater auf. Dieser stand wie ein zürnender Gott vor ihm, und die rechte Hand weit ausgestreckt, rief er: „Erhebe Dich und füge Dich in meinen Willen. Comödien-scenen liebe ich nicht, wir stehen nicht auf den Brettern. Für den ungehorsamen Sohn habe ich nur meinen Fluch."

Wie von einer Feder emporgeschwungen, stand August plötzlich auf den Füßen. „Also der eigene Vater will zum Glücksmörder an seinem einzigen Sohne werden," rief er mit tiefer Wehmuth. „Nun wohl, es sei! Einem ungerechten Fluche werde ich zu trocken wissen. Lebe wohl, Vater! Denke, Du habest heute Deinen Sohn begraben, habest ihn dem Wahnbilde der falschen Ehre, dem Gözen der Bornehmigkeit abgeschlachtet."

Er wandte sich nach der Thür. Göthe ließ sich tief erschüttert in seinen Sessel fallen.

An der Thür sah sich August noch einmal um. Da saß der alte Mann wie gebrochen in seinem Lehnstuhle, und große Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen."

Diesen Anblick hielt August nicht aus. „Vater!" rief er mit Markdurchschütternder Stimme.

Göthe winkte ihm mit der Hand zu gehen.

„Vater!" rief August nochmals, und mit einem Sage war er wieder bei ihm, fiel vor ihm nieder und umschlang seinen Leib mit beiden Armen. „Vater, weine nicht, ich kann Deine Thränen nicht sehen."

„Gehe,“ sagte Göthe matt, „meine Thränen werden nicht aufhören zu fließen, und wenn ich bald im Sarge liege, dann magst Du Dein Hochzeitsbett daneben aufschlagen und Dir die Ohren verstopfen, um das Volksgeschrei nicht zu hören, welches laut ertönen wird: Der junge Göthe hat seinen alten Vater durch eine unsinnige Leidenschaft getödtet und vor der Zeit in's Grab gebracht.“

August ließ seinen Kopf mit gebrochener Kraft auf die Kniee seines Vaters sinken und weinte lange. Als er nach einiger Zeit seinen Kopf erhob, sah er noch immer Thränen über die Wangen des Greises rollen.

„Vater, ich entsage!“ rief er mit so matter Stimme, daß sie kaum vernehmlich war; „ich erkaufe Deine Zufriedenheit mit meiner Seligkeit, mit meiner Ehre, mit der Ruhe meines Gewissens — nur weine nicht mehr.“

Und wieder ließ er den Kopf auf die Kniee seines Erzeugers sinken, und seine Brust wurde von convulsivischem Schluchzen gehoben. Göthe legte ihm die Hände segnend auf das Haupt, das er sodann zu sich aufhob, um ihm mit der innigsten Zärtlichkeit Küsse auf Mund, Wangen und Augen zu drücken.

„Ja, Du bist mein Sohn, bist wahrhaft mein Sohn,“ rief er mit väterlichem Stolze und doch mit rührender Innigkeit. „Du hast mir ein edles, aber nothwendiges Opfer gebracht, das seinen Segen in der Zukunft finden wird. Blicke auf, August, und sei ein Mann. Kann Etwas für das Mädchen geschehen, so laß Das meine Sorge sein.“

August stand auf und stützte sich mit der einen Hand auf den Tisch, während er mit der andern das Taschentuch vor die Augen hielt.

„Ueberlasse Dich nicht einer entnervenden Trostlosigkeit,“ fuhr sein Vater fort. „Du mußt noch eine Zeit lang fort von hier. Entfernung ist in derlei Fällen das beste Heilmittel.“

Der Kammerherr von Rehberg reist heute Abend im Auftrage der Großfürstin an den russischen Hof nach St. Petersburg; Du sollst ihn begleiten. Willst Du?"

August nickte stumm. Er würde zu den Gottentotten oder zu den Feuerländern gegangen sein, ihm galt es gleich, wohin man ihn schickte.

„Gut,“ sagte Göthe, „ich werde nachher mit dem Kammerherrn das Nöthige besprechen, tritt Du indessen Deine Anstalten; und jetzt geh auf Dein Zimmer, mein Sohn, wir bedürfen Beide der Erholung.“

Mit dem Tuche vor dem Angesichte wankte August zum Zimmer hinaus.

Nach einer Stunde kam Christiane in das Zimmer ihres Gemahls, der sich indessen von seinem Kammerdiener Stadelmann hatte anziehen lassen und eben im Begriffe war, auszugehen, um den Kammerherrn von Rehberg aufzusuchen.

„Was ist mit August vorgegangen?“ rief sie in großer Bestürzung; „der arme Mensch geberdet sich ganz Trostlos, ist aber außer Stande, mir Rede zu stehen, und verwies mich an seinen Vater.“

Göthe theilte ihr in kurzen Worten den Vorfall mit.

„O, der Arme!“ rief Christiane mit warmem Mitgefühl. „Ich kenne kein tieffühlendes Herz,“ fuhr sie mit bebender Stimme fort, „er wird an diesem Unglücke sein Leben lang zu tragen haben. Warum auch soll er nicht glücklich werden? Es ist doch der Aeltern erste Schuldigkeit, das Glück ihrer Kinder zu begründen.“

„Das ist auch meine Absicht,“ versetzte Göthe, „nur erkennt er in seiner Verblendung noch nicht, wo sein Glück zu finden ist, darum muß ich für ihn handeln und ihn vor Thorheit bewahren. Glaube mir, Christiane, Ihr werdet mir Beide einst danken, daß ich hier nicht nachgebe. Du weißt, wie sehr

ich August liebe, und kannst überzeugt sein, daß ich nur sein Bestes im Auge habe; aber sein Unglück ist, daß er nie den kathegorischen Imperativ vernommen hat. Diesmal," setzte er mit Festigkeit hinzu, „hat er ihn vernehmen müssen, und es bleibt bei meiner Entscheidung.“

Er schritt jetzt der Thür zu; auf der Schwelle drehte er sich noch einmal um.

„Schicke Alles zu seiner Abreise an, er muß noch heute fort," sagte er. „Wann er dann wiederkommt, wird sich sein Feuer abgeföhlt haben; er wird zur Abklärung kommen, und zur innern Harmonie gelangen. Also mache Dir weiter keine Sorgen.“

Christiane blieb in maßloser Bestürzung zurück. Die Ehrerbietung, die sie für ihren Gatten zu hegen gewohnt war, erlaubte ihr nicht, seiner Ansicht zu widersprechen oder gar zuwider zu handeln. Mit tiefem Mitterschmerze im Busen, ging sie auf das Zimmer ihres Sohnes, um ihren Einzigen nach besten Kräften zu trösten.

Als am Abende August nicht in dem Wirthslocale des Herrn Sturm erschien, fühlte sich Hermine von einer tiefen Trostlosigkeit niedergedrückt; sie wußte jetzt, daß August's Versuche auf das Herz seines Vaters gescheitert waren, daß sie Nichts mehr zu hoffen hatte. Dann dachte sie wieder: „Vielleicht ist doch noch nicht Alles verloren, vielleicht hat er bei Tage keine Gelegenheit gefunden, mit dem Bielbeschäftigten zu sprechen, und benützt die Abendstunden, um unser Glück zu erstreiten.“ So abwechselnd von Verzweiflung und Hoffnung hin- und hergeschleudert, verbrachte sie eine fürchterliche Nacht.

Am andern Morgen beim Frühstück setzte ihr der Better in seiner rohen Art wieder zu, wegen der Heirath mit dem Herrn Bohne. Sie gab ihm keine Antwort, schob die Tasse, die sie noch nicht berührt hatte, zurück; sie konnte ja Nichts

genießen, der Bissen quoll ihr im Munde, stand auf und verließ das Haus, um sich auf ihre Arbeit zu begeben.

Unterwegs trat Stadelmann an sie heran und fragte: „Sie sind ja wohl die Mamsell Hermine, die beim Weinwirthes Sturm wohnt?“

„Ja, die bin ich.“

„So habe ich hier ein Briefchen von dem jungen Herrn von Göthe an Sie abzugeben.“

Hermine ward noch blässer als sie schon war, nahm das Schreiben, nickte stumm und ging weiter. Aber statt zu Madame Haberling zu gehen, schlug sie den Weg nach dem Parke ein, wo sie sich auf eine im dichten Gebüsche versteckte Moosbank setzte. Sie wußte, daß sie ihr Todesurtheil in der Hand hielt.

Sie blieb lange Regungslos sitzen, ohne zu denken, ohne zu fühlen; sie war gleichsam zu Stein geworden.

Endlich ermannte sie sich, brach den Brief auf und las:

„Wenn Du diese Zeilen liest, bin ich bereits fern von Dir, meine unaussprechlich geliebte Hermine. Alles ist verloren, mein Vater blieb unerbittlich — seinem Fluche würde ich getrogt haben, seinen Thränen konnte ich nicht widerstehen. Wir dürfen uns nie wiedersehen. — Dir ewig verloren und dennoch Dein Dich auf immer liebender

„August.“

Sie ließ die Hand mit dem Briefe sinken und verfiel wieder in ihre frühere Erstarrung; es war, als ob sie weder dachte noch fühlte; so saß sie viele Stunden lang verborgen von dem schützenden Gebüsche, in dem Keiner von den Vorübergehenden sie bemerkte. Endlich schien wieder einiges Leben in diese starre Bildsäule zu kommen, ein Herzerreißendes Lächeln begann um ihren Mund zu spielen, sie las August's Brief noch einmal.

„Verloren! Ja, verloren!“ flüsterte sie leise; „Das ist der Scheidebrief vom Glücke, von allen Hoffnungen, vom Leben. — Es war Unrecht, daß ich mein Herz an ihn hing . . . und es heißt in der Bibel: „Wer Unrecht aussäet, wird mit der Ruthe seiner Missethat gezüchtigt werden“ — — dann ging ein Gedanke an ihren Vetter, an Herrn Bohne durch ihre Seele — sie schauerte in sich zusammen und versank wieder in Erstarrung. Der Gesang der Vögel schlug nicht an ihr Ohr, der Duft der Blumen erquickte ihre Sinne nicht wie sonst, sie fühlte kein menschliches Bedürfniß und bemerkte weder, daß die Sonne unter, noch daß der Mond aufging und die Sterne am Himmel zu glitzern begannen, sie wußte nur Eins — daß sie den Mann verloren hatte, an dem ihre ganze Seele hing, den Mann, der die Axt war, um den sich ihr Leben drehte. Ihn nie zu besitzen, Das würde sie ertragen haben und dennoch glücklich gewesen sein, wenn sie nur seiner Liebe, seines täglichen Anblicks gewiß gewesen wäre — aber ihm fremd werden zu sollen, Das ging über ihre Kräfte, Das ertrug sie nicht.

Jetzt verstummten die Vögel, es wurde still im Parke, die Natur neigte sich zur Ruhe. Da erhob sich Hermine und schritt mechanisch durch die Laubgänge bis an das Ufer der Alm. Dort unter dichtem Weidengebüsche band sie einige große Steine in ihr Halstuch, das sie sodann vermittelst ihrer Strumpfbänder, an ihrem Leibe befestigte, und ging dann von dem hier sehr flachen Ufer aus, mit einer an Bewußtlosigkeit grenzenden Ruhe in das Wasser, als ob sie im Begriffe sei, sich zu Bette zu legen. Sie ging weiter und weiter, bis ihr das Wasser an den Hals reichte, dann warf sie noch einen um Barmherzigkeit flehenden Blick gegen Himmel, tauchte unter, und ihr schöner Kopf verschwand unter den Wellen. Das Wasser zog noch ein paar Secunden lang immer kleiner werdende Kreise, dann ward sein Spiegel ruhig und eben wie

zuvor, und in dem Gebüſche ließ ein verſpäteter Vogel die letzten Töne ſeines Nachtliedes verhallen.

Als Hermine nicht zum Mittagseſſen nach Hauſe kam, dachte ihr Vetter, Frau Haberling habe ſie, wie Das ſchon öfters bei preſſanter Arbeit vorgekommen war, bei ſich zu Tiſche behalten. Als ſie aber auch Abends ungewöhnlich lange ausblieb, ſchickte er Eines ſeiner Kinder, ſie zu holen, da er ihrer in der Wirthſchaft bedurfte. Die Antwort, daß ſie den ganzen Tag nicht bei Frau Haberling geweſen ſei, erfüllte ihn mit ſtarrem Erſtaunen. Er erinnerte ſich der beim Frühſtück gegen ſie ausgeſtoſſenen Drohungen wegen Herrn Bohne's und brummte in den Bart: „Iſt doch ein verfluchter Troßkopf, das Mädchel! aber ich werde ihr den ſtarren Sinn zu brechen wiſſen. Solche Halsſtarrigkeit darf man bei den Weibsleuten nicht aufkommen laſſen. Warte, komme Du nur nach Hauſe, Dir will ich Eines aufgeigen zu einem Länzchen, an das Du denken ſollſt.“

Aber Hermine kam nicht.

Am andern Morgen ließ er ſie bei allen ihren Bekannten ſuchen, aber Sie war nirgends geſehen worden. Herr Sturm fluchte ganz graufenhaft über den Leichtſinn der Dirnen, dann kam er auf den Gedanken, ſie habe ſich vielleicht nach Eifenach zu der alten Wittwe geſücht, bei der ſie früher gewohnt hatte, allein bis er ſich die Sache genugsam überlegt, bis er mit Herrn Bohne darüber geſprochen hatte und endlich Anzeige von dem Verſchwinden des Mädchens und deſſen wahrſcheinlicher Flucht bei der Polizei machte, waren acht Tage vergangen. An die Möglichkeit, daß ſich das arme Kind ein Leid angethan haben könnte, dachte der rohe Menſch gar nicht.

Der Polizei, die die Sache gar nicht wichtig nahm, preſſirte die Unterſuchung nicht; es vergingen Wochen, ehe ſie an die Behörde nach Eifenach ſchrieb und nachfragte, ob ſich eine gewiſſe Hermine Faber alldort bei der Wittwe Barner aufhalte, und es dauerte wieder einige Wochen, bevor die Antwort kam,

daß die fragliche Wittwe genau zu der Zeit, da das Mädchen aus Weimar verschwunden sei, sich mit ihrer Familie aus Eisenach entfernt habe, um nach Buffalo in Amerika auszuwandern. Herr Sturm zweifelte nicht einen Augenblick, daß die schlechte, undankbare Creatur, wie er das arme Mädchen nannte, sich mit nach der neuen Welt eingeschifft habe, nur war es ihm einigermaßen auffallend, daß sie gar Nichts von ihren Sachen mitgenommen hatte, die sich der brave Mann als Erbe zueignete.

Der sehr heiße Sommer verging, um einem sehr stürmischen Herbst Platz zu machen, und als gegen Winter das Wasser sehr klein wurde, fanden Schiffer weit unter Weimar einen weiblichen Leichnam, der lange im Wasser gelegen haben mußte, denn er war bereits so sehr in Verwesung übergegangen, daß er völlig unkenntlich war.

Die arme Hermine hatte lange ruhig in der Tiefe gelegen, aber während eines heftigen Sturms war sie — da das Tuch mit den Steinen verwest und von ihr abgefallen war — von der starken Strömung fortgetrieben worden, bis ihr einer Fuß sich in niederhängende Weidenzweige verwickelte und sie von den Fischern aufgefunden wurde.

Herr Sturm wurde von der Polizei aufgefordert, sich an Ort und Stelle zur Leichenbesichtigung zu begeben, da die Verstorbene möglicherweise die von ihm vermißte Person sein könne. Er leistete der Aufforderung Folge, aber da die Gesichtszüge nicht mehr zu erkennen und die Kleidungsstücke durch Verwesung gänzlich zerstört waren, so schüttelte Herr Sturm den Kopf. Als man aber den kostbaren Ring zeigte, den man an einer silbernen Kette an dem Halse der Selbstmörderin gefunden hatte, schwor er Stein und Bein darauf, daß die Leiche nimmermehr sein Bäschen sein könne, da sie nicht in dem Besitze eines solchen Kleinods gewesen sei. Er halte vielmehr dafür, daß die Aufgefundene eine vornehme Dame

gewesen sein müsse, da nur eine Solche Eigenthümerin eines so kostbaren Gegenstandes sein könne.

Dabei blieb es. Die Leiche wurde als von unbekannter Herkunft beerdigt, und die Wenigen, die Germinen gekannt hatten, blieben bei dem Glauben, daß sie, um der Heirath mit Herrn Bohne zu entgehen, sich nach Amerika geflüchtet habe.

1816.

Ein unerhofftes Wiedersehen.

Im Jahr 1816 trat Karl August dem deutschen Bunde bei und seine Staaten wurden zum Großherzogthum erhoben. Bei dieser Gelegenheit verlieh der Monarch Göthen den Falkenorden, erhöhte seinen Gehalt auf dreitausend Thaler und gab ihm noch eine Extrazulage für Pferde und Wagen.

Göthe saß eines Tags mit seinem Secretair Kräuter beisammen, der, seit Niemer eine Professur am Gymnasium erhalten hatte, an dessen Stelle getreten war.

Kräuter hatte den Geheimerath auf eine Stelle in einem neuen literarischen Werke aufmerksam gemacht, die offenbar ein Plagiat aus seinen Schriften war. Göthe verglich lange schweigend die beiden Stellen, schüttelte den Kopf und sagte dann mit einem verächtlichen Lächeln: „Ja, ja, die lieben Deutschen kenne ich schon, erst schweigen sie, dann mäkeln sie, dann besetzigen sie, dann bestehlen und verschweigen sie.“

Jetzt ging die Thür auf und August, von seiner Reise zurückkommend, eilte in die Arme seines Vaters.

Göthe gab dem Secretair einen Wink sich zu entfernen. Als er allein war mit seinem Sohne und die ersten Fragen und Antworten ausgetauscht waren, sagte er ihm, daß Hermine,

die ein ebenso verständiges als gutes Mädchen zu sein scheine, Weimar verlassen und sich mit befreundeten Leuten nach Amerika begeben habe.

Ein tiefer Seufzer entrang sich aus August's Brust, aber er sagte kein Wort. Als er Hermine aufgeben mußte, hatte er sich untergetaucht in das Meer der Widerwärtigkeiten, und als er wieder herauf kam, war er von einer scharfen Salzkruste überzogen. Er hatte sich vorgenommen, das seinem Vater zugesagte Opfer ganz und mit männlicher Würde zu bringen, und er gedachte Wort zu halten als Mann. Was ihn dieser Entschluß gekostet hatte, offenbarte er nie einer menschlichen Seele, was ihn die Ausführung sein Leben lang kosten würde, konnte nur Er ermessen. Göthe, dem das schmerzliche Zucken seiner Lippen nicht entgangen war, reichte ihm die Hand und sagte:

„Es hat sich Alles für Euch Beide jetzt auf das Beste gefügt, und mögen wir denn einer freundigen Zukunft getrost entgegen sehen. Daß das Herz spricht, ist in der Jugend begründet, aber die ersten Neigungen sind selten dauerhaft; in die Verhältnisse muß man sich schicken, und hat man es gethan, dann muß ein Jeder Rath und That bei sich selber suchen — so auch Du. Jetzt begrüße Deine Mutter, nachher komme wieder und erzähle mir Deine Reiseerlebnisse.“

August befolgte das Gebot des Vaters, und da er auch von der Mutter Hermine's Flucht nach Amerika bestätigen hörte, so glaubte er daran. In die Wirthschaft des Herrn Sturm kam er nicht mehr, da der Club der Zeitmörder sich während seiner Abwesenheit aufgelöst hatte.

Durch die eben stattfindenden Hoffeste wurde er bald in einen Wirbel von Zerstreungen gezogen, denen er sich um so lieber hingab, da er das Bedürfniß fühlte, sich seinen Gedanken zu ent schlagen und ein Bild zu verbannen, das ihm, von dem vollen Zauber der Anmuth umgeben, in allen seinen Träumen erschien.

War er früher schon, nachdem er gewaltsam von dem Auszuge mit den Freiwilligen zurückgehalten worden, düster gestimmt, so stieg diese unmuthige Stimmung, die allein durch die Liebe verscheucht worden war, jetzt wieder zuweilen bis zum Lebensüberdruße; wie von einer feindlichen Macht getrieben, irrte er Tagelang umher ohne Ruhe, ohne Rast; dann suchte er diesen unseligen Zustand durch übertriebenen Weingenuß zu betäuben, mit dem er schon am frühen Morgen in massenhafter Weise begann; er künstelte sich dadurch in eine tolle Ausgelassenheit hinein, aber durch die jubelndsten Gespräche, durch das burschikoseste Treiben, durch das lauteste Gelächter zuckten Blitze des Unmuths, des Verzweifels an sich selbst, die den traurigen Zustand des Unseligen beleuchteten.

Göthe entging allerdings die Zerrissenheit seines Sohnes nicht, aber er tröstete sich mit der Hoffnung, daß auch bei ihm die Zeit ihren beschwichtigenden Einfluß bewähren würde, und könne sich August nur erst entschließen, eine Standesmäßige Gemahlin zu nehmen, so würde Alles gut werden. Er erinnerte sich, welche Schmerzen ja auch ihm das jedesmalige Losreißen von seinen Geliebten verursacht hatte, und doch hatte er seine Verzweiflung stets überdauert, war nicht am Liebesgram gestorben, sondern hatte Stufe um Stufe der gesellschaftlichen Leiter erstiegen, und so hoffte er, würde es auch mit August gehen.

Als das Frühjahr kam, als der Mai mit seinem Gefolge von Blüthen und Blumen erschien, als die Vögel wieder lustig ihre Lieder jubelten, und die Tage im Sonnenglanze prangten, fuhr einst ein Wagen an dem Göthe'schen Hause vor, aus dem eine alte Dame stieg, die den Herrn Geheimrath zu sprechen verlangte.

Als Stadelmann sie gemeldet hatte, fragte Göthe: „Wie ist der Name der Dame?“

„Sie will ihn Ew. Excellenz nur selber sagen.“

„Hm!“ machte Göthe, dann setzte er hinzu: „Führe sie in das Besuchszimmer. — Wird wohl wieder eine langweilige Bittstellerin sein,“ brummte er, als der Bediente hinaus war — „wenn sie mich nur einmal mit ihrer Zudringlichkeit verschonen wollten.“

Die Dame war indessen in das Besuchszimmer geführt worden, und sah sich, sobald sie allein war, neugierig darin um. Alles schien ihre Aufmerksamkeit zu erregen, jedes Geräthe, jedes Bild wurde mit so großem Antheile durchgemustert, als wolle sie von der Umgebung auf den Character des Bewohners schließen. Nach einer Weile trat Göthe ein, warf einen schnellen Blick auf die Dame im einfachen grauen Reisekleide und sagte: „Was wünschen Sie, Madame?“

Nachdem die Dame eine Verbeugung gemacht, erwiderte sie: „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich wünsche den Herrn Geheimerath von Göthe zu sprechen; ich bin ihm bereits gemeldet worden.“

„Ich bin der Geheimerath von Göthe.“

„Sie,“ rief die Dame mit unverhehltem Erstaunen, „Sie wären Göthe! Ach nein, Das ist ja nicht möglich!“ — Sie trat ihm einige Schritte näher, sah ihm tief in die Augen und setzte dann hinzu: „Ja, ja, es sind wohl seine Augen, aber sonst ist Alles verändert, selbst der Klang der Stimme ist ein Anderer geworden.“

„Madame, wen habe ich die Ehre? — —“ rief Göthe mit Befremdung.

„O Göthe, lieber Göthe, kennen Sie mich denn nicht mehr?“ rief die Dame mit großer Innigkeit und streckte ihm beide Hände entgegen.

Göthe nahm die ihm dargebotenen Hände zwar an, aber mit einer gewissen Kühle, die fast an Mißtrauen grenzte, und nachdem er die Dame genauer angesehen hatte, sagte er: „Ich wüßte in der That nicht, wo ich je das Vergnügen gehabt hätte . . .“

„Besinnen Sie sich,“ rief die alte Dame mit zarter Behemuth. „Gehen Sie recht weit in die Vergangenheit zurück; spähen Sie in meinem Gesichte, ob Sie gar keinen Zug darin finden, der Sie an vergangene schöne Zeiten erinnert, an Zeiten voll Sang und Klang und toller Jugendlust.“

Göthe besah die Dame nochmals mit der größten Aufmerksamkeit und schüttelte den Kopf: „Ich kann mich in der That nicht erinnern.“

„O,“ rief die Dame traurig, „habe ich mich denn so sehr verändert, daß Nichts, daß gar Nichts Sie an Charlotte Buff, die Gattin Ihres Freundes Restner erinnert.“

„Charlotte Buff!“ rief Göthe mit Erregung, indem ein flüchtiger Schimmer der Freude über seine Wangen zog und die Vergangenheit einen Augenblick in zauberhafter Schönheit vor seiner Seele stand. „O, willkommen, tausend Mal willkommen in meinem Hause, liebe Freundin!“ setzte er hinzu und führte sie zum Sopha. „Das ist ja schön, daß Sie meiner nicht vergessen haben. Was führt Sie denn eigentlich nach Weimar?“

Charlotte sah ihn groß an, es schien etwas Verlegendes für sie in dieser Frage zu liegen. — „Was konnte mich Anderes herführen,“ erwiderte sie, „als das Verlangen, meine Schwester Amalie zu besuchen, die seit langen Jahren an den Kammerrath Niedel verheirathet ist, und der Wunsch, bei dieser Gelegenheit einen alten theuern Jugendfreund noch ein Mal wieder zu sehen, bevor ich aus der Welt scheide.“

„Ei, Das ist ja schön,“ rief Göthe — „und dieser Freund bin ich. Und die Kammerräthin Niedel ist das kleine Malchen, mit dem ich mich so oft herumgebalgt oder ihm Märchen erzählte — Das habe ich gar nicht gewußt — und auch mit um meinetwillen haben Sie die Reise hierher gemacht — Das ist wirklich recht schmeichelhaft. Aber nun erzählen Sie mir auch, wie Sie gelebt haben, seit wir uns nicht gesehen.“

Lotte erzählte von ihrem Gatten, von ihren Kindern und Enkeln, von den alten Bekannten, und während ihr Göthe zuhörte und zuweilen ein „Hm! Hm!“ oder ein: „Das ist ja schön!“ einschob, betrachtete er mit Bewunderung die neben ihm sitzende Matrone, die er zur Heldin seines Wertherromans gemacht, die er einst so heiß geliebt hatte, und es war ihm fast unangenehm sie zu sehen, weil ihm dadurch eine Illusion zerstört wurde. Lottens schönes Bild, das in voller Jugendfrische in seiner Seele lebte, wurde jetzt durch die Wirklichkeit verdrängt; die ideale Schönheit ihrer Züge, der sanfte Glanz ihrer Augen, der sie einer Raphael'schen Madonna ähnlich gemacht hatte, war verschwunden; an die Stelle des jungen, anmuthigen Mädchens war eine Frau mit grauen Haaren getreten, deren Zahnreihe schon manche Lücke zeigte — diese konnte unmöglich die Vergangenheit wach in ihm rufen; vergebens schlug sie alle Töne aus der schönen mit einander verlebten Jugendzeit an, sie wollten nicht klingen, sie gaben nur einen trockenen, matten Ton von sich, wie die Tasten eines Claviers, an dem die Saiten gesprungen sind. Der Göthe von Jetzt, war der Göthe von Damals nicht mehr, der Jüngling voll Gluth und Feuer war im Innern wie im Außern verwandelt, der jugendliche, begeisterte Dichter hatte sich in einen Welteffahrenen Höfling und Staatsminister verwandelt, und Lotte konnte sich in diese Umwandlung nicht finden.

Als sie fertig war mit ihrer Erzählung, nickte Göthe mehrmals mit dem Kopfe und sagte: „Sie haben da, liebe Freundin, ein schönes Bild in einem anmuthigen Rahmen vor meinem geistigen Auge zusammengedrängt, wofür ich Ihnen sehr dankbar bin; ja, gewiß sehr dankbar, um so mehr, da Sie ein seltsames Spiel von Empfindungen und Erinnerungen an eine heiter bewegte Vergangenheit dadurch in mir wach gerufen haben. O, welch' ein Wiedersehen für uns Beide! Und wie angenehm haben Sie mich durch Ihren ganz unverhofften Besuch überrascht.“

Aus diesen Worten sprach nun allerdings mehr der Hofmann, als der Freund, aber die gute Lotte nahm sie für baare Münze und verlangte nun auch von ihm eine gedrängte Uebersicht seiner Erlebnisse.

Er willfahrte ihr, und als er fertig war, setzte er hinzu: „Es sind viele Jahre vergangen, seit wir uns zum letzten Male gesehen, meine liebe Madame Kestner, und auf der irdischen Wanderschaft verliert man sich in dem Sandmeere des Lebens, und geht, ohne sie zu bemerken, an mancher Dase vorbei, die voll frischen Grüns und Schatten ist, auf der man gern sein Zelt aufgeschlagen haben würde, wenn man sie gesehen hätte; oder auch, man sieht eine, und vermag sie nicht zu erreichen, was noch viel schlimmer ist — und muß im Sande verschnachtend liegen bleiben, während man von Ferne sieht, wie Andere sich an der frischen Quelle gütlich thun.“

Lotte lächelte angenehm; sie glaubte in diesen Worten eine versteckte Anspielung auf ihr früheres Verhältniß zu dem Dichter zu entdecken und fühlte sich geschmeichelt.

„Sie haben aber auch manche schöne Dase beschritten und sich tüchtig erquickt an Dem, was sie bot.“

„Ja, Das habe ich auch. Aber nun lasse ich, wie ein müder Wanderer, meinen Stock fallen und setze mich am Wege nieder, die Augen auf den zurückgelegten Pfad gerichtet, und da sich im Alter die Zukunft umnebelt, so fange ich an, in die Vergangenheit zurückzuschauen, wozu Sie mir heute auf eine so angenehme Art behülflich waren. — Doch kommen Sie, Liebe, Sie müssen meine Frau kennen lernen,“ setzte er, sich erhebend, hinzu, „und es versteht sich von selbst, daß Sie während der Dauer Ihrer Anwesenheit unser täglicher lieber Gast sind. Unterkunft unter unserm Dache können wir Ihnen leider nicht anbieten, unser Haus ist nicht dazu eingerichtet, sonst aber betrachten Sie sich wie zu Hause bei uns.“

Er bot Frau Kestner den Arm und führte sie zu der Geheimeräthin.

„Liebe Christiane,“ hob er an, „hier bringe ich Dir Werther's Lotte, oder vielmehr meine liebe Jugendfreundin, Frau Kestner, die mir als Vorbild zu der Heldin im Werther gedient hat. Ich empfehle sie Deiner besondern Freundschaft und Aufmerksamkeit.“

Göthe ließ nach einer Weile die beiden Frauen allein. Christiane starrte Lotte, und Lotte Christianen an. Die Erstere konnte sich nicht in den Gedanken finden, daß die vor ihr sitzende Matrone jemals zum Vorbilde einer Romanheldin habe dienen können; dagegen konnte Lotte nicht begreifen, wie das ästhetische Gefühl des Dichters ihn habe erlauben können, diese kleine, dicke Tonne mit kupfrigem Gesichte zu seiner Frau zu machen. Bald jedoch lösten sich die Zungen, von beiden Seiten wurde viel Gemüthlichkeit entwickelt und man begann unvermerkt sich näher zu rücken.

Frau Kestner begab sich zu ihren Verwandten zurück, um Toilette zu machen. Sie erschien an der Göthe'schen Tafel wie ein junges Mädchen, in einem weißen ausgeschnittenen Kleide mit rosa Atlasschleifen verziert; auch in den grauen Haaren trug sie rosa Schleifen. Nicht nur Göthe, sondern alle Anwesenden betrachteten die auffallende Erscheinung mit erstaunten Blicken.

So wie Lotte einst die Leidenschaft des jungen Göthe in den gehörigen Schranken gehalten hatte, so sehr sie sich bei dem Erscheinen des Werthers über das Hineinziehen ihrer Person in den Roman geärgert hatte, eben so eitel war sie mit dem steigenden Ruhme des Dichters auf diese Auszeichnung geworden, und im Alter bildete sie sich nicht Wenig auf den Platz ein, den sie einst als junges Mädchen in seinem Herzen eingenommen hatte. Darum zog es sie mit Gewalt nach Weimar, sie wollte den Mann wiedersehen, der ihr einst so zarte

Suldigungen dargebracht hatte, wollte stolz an seiner Seite einherschreiten und sagen hören: „Seht, das war einst Göthe's Jugendgeliebte.“

Aber die Zeit hatte Göthe's Gefühle und Ansichten modificirt, seine Jugenderinnerungen waren durch neue Ereignisse in den Hintergrund gedrängt worden, er war der Alte nicht mehr. —

Da er nun von selbst nicht darauf kommen wollte, so fragte ihn Lotte plötzlich über Tische: „Was sagen Sie zu meinem Anzuge?“

Göthe heftete die Augen auf sie und es spielte ein leichter Zug von Ironie um seinen Mund, als er erwiderte: „Er ist in der That sehr gut gewählt, nur vielleicht etwas zu jugendlich. Sie sehen einem mit Bändern geschmückten Osterlämmchen ähnlich.“

„Ach!“ lachte Lotte, „Sie wollen mich daran erinnern, daß ich das sechszigste Jahr überschritten habe, doch Das thut Nichts. Ich habe mich für Sie geschmückt — ja, lachen Sie nur — für Sie allein. Wecht denn dieser Anzug gar keine Erinnerung in Ihnen?“

„Ich wüßte in der That nicht,“ rief Göthe und sann nach. „Nein, ich kann mich keines Ereignisses erinnern, da sich an einen derartigen Anzug knüpft.“

„O, Sie Bergeßlicher!“ zürnte Lotte. „Haben Sie mich nicht einst in einem solchen Anzuge in Ihrem Werther beschrieben? Trug ich nicht ein solches Gewand auf dem Balle, auf dem Sie mich zum ersten Male sahen?“

„Ja, ja, Sie haben Recht,“ rief Göthe, „wie konnte ich Das nur vergessen? Aber warten Sie einmal“ — und er begann an den Fingern zu zählen — „es sind jetzt gerade vierundvierzig Jahre, seit ich Sie auf jenem Balle sah. Eine schöne Zeit Das.“

„Abermals eine Reminiscenz an mein Alter,“ rief Frau

Restner lachend. „Sie sind ungalant geworden, Herr von Göthe.“

Er küßte ihr die Hand und flüsterte ihr in die Ohren: „Haben Sie auch das blaugestreifte Nachtjäckchen mitgebracht, in dem ich Sie immer so gerne sah?“

„O, Sie Loser!“ rief sie mit einem leichten Schläge auf seine Hand und ward sehr roth. Von da an blieb ihr Benehmen halb coquet, halb zärtlich, obgleich sie sich sagen mußte, daß alle diese Anflänge an eine längst vergangene Zeit, bei dem alten Herrn nicht mehr recht tönen wollten. Die Glocke seiner Seele blieb stumm und gab nur selten einen matten Ton von sich.

Nach einer Weile sagte Göthe zu ihr: „Ihre Ankunft, liebe Freundin, ist mir heute schon in aller Frühe verkündigt worden.“

„Wie so?“ rief Lotte mit Staunen. „Wie kann Das sein, da nicht einmal meine Schwester von meinem Kommen unterrichtet war? Durch wen wurden Sie benachrichtigt?“

„Durch meinen Hausgeist.“

Lotte sah ihn ungläubig an. „Sie wollen mich foppen,“ sagte sie.

„Auf Ehre nicht. Wenn mir auch nicht gerade gesagt wurde: Heute wird Dich eine liebe Jugendfreundin besuchen, so war ich doch gewiß, daß sich heute ein freudiges oder ein wichtiges Ereigniß für mich begeben würde.“

„Aber, wie ist denn Das möglich?“

„Fragen Sie alle meine Hausgenossen, Sie werden Ihnen bestätigen, daß seit langen Jahren bei jeder Gelegenheit, wo sich etwas Besonderes in meinem Hause oder in meiner Familie ereignet, mir dasselbe durch ein lautes, unbegreifliches, und nicht zu ergründendes Klopfen angedeutet wird.“

„Ja, Das ist wahr,“ rief Christiane, „und es gruselt mir, so oft ich es höre.“

„Erst neulich,“ nahm Göthe wieder das Wort, „als mein Sohn aus Rußland kam, war Das ein Klopfen und Rumoren, das kein Ende nehmen wollte; und auch heute — mein Secretair Kräuter wird es Ihnen bestätigen — war es so arg, daß wir dadurch im Arbeiten gestört wurden und er hinunter ging, um nachzusehen, ob das Geräusch nicht von einer andern Ursache, als von den Hausgeistern herrühre.“

„Und wo findet der Spuk statt?“

„Bald da, bald dort; doch meistens in einer Kammer, die sich gerade unter meinem Arbeitszimmer befindet.“

„Heute,“ nahm Kräuter das Wort, „heute lautete das Pochen und Klopfen gerade als wie wenn Holzmacher einen widerspenstigen Wurzelstock spalten. In der Meinung, daß wirklich Holz gemacht würde, ging ich hinunter, um dem ungebührenden, störenden Lärmen Einhalt zu thun. Es war aber Nichts zu hören und zu sehen. Kaum war ich wieder oben, als der Geist seine nichtsnutzige Arbeit abermals begann.“

„Und so ist es jedes Mal,“ fügte Göthe hinzu. „So oft die Untersuchungscommission, an deren Spitze ich mich schon oft selber gestellt habe, wieder fort ist, beginnt der Spectakel toller als zuvor. Es sind eben närrische, neckische Käuze, diese Spiritus familiarii.“

„Und Sie wollen mir wirklich dieses Märchen aufbinden?“ rief Frau Restner mit einem ungläubigen Lächeln. „Ich werde nur an den Spuk glauben, wenn ich ihn selber gehört habe.“

In diesem Augenblicke klopfte es rasch an die Thür, wie wenn Jemand schnell Einlaß begehrte. Göthe rief ein lautes „Herein“. Da aber Niemand der Aufforderung Folge leistete, so öffnete der Bediente die Thür, um nachzusehen. Es war Niemand draußen.

„Aha,“ rief Göthe lachend, „der Geist ist so galant, meine Freundin von seinem Dasein überzeugen zu wollen.“

Raum hatte er ausgesprochen, als es an der gegenüberstehenden Wand klopste, bald piano, bald fortissime, dann in einem gewissen Rhythmus, aus dem man fast eine Melodie heraus hören konnte; dann erschallte das Pochen oben in der Decke, und noch waren alle Blicke nach dem Plafond gerichtet, als es sich unter dem Tische so dicht vor Lottens Füßen vernehmen ließ, daß diese ihre Extremitäten erschrocken an sich zog und mit einem lauten Schrei aufsprang*). Mehre von den Anwesenden, die dieses Klopfen noch nicht gehört hatten, waren bleich geworden. Lotte rief:

„Das ist in der That unerträglich. Nicht um die Welt würde ich eine Nacht in Ihrem Hause zubringen oder allein in einem Ihrer Zimmer bleiben.“

Um sie zu überzeugen, führte sie Göthe in dem ganzen Hause herum, aber es ließ sich Nichts auffinden, was dieses unerklärliche Klopfen gerechtfertigt hätte.

„Haben Sie denn nie Etwas gesehen?“ fragte Lotte, als sie zu der Gesellschaft zurückgekehrt waren.

„Hier im Hause Nichts, aber in meinem Garten am Stern habe ich einst eine Vision gehabt, die ich mir nicht zu erklären weiß.“

„O bitte, erzählen Sie doch,“ rief man von allen Seiten.

„In meinem Garten,“ hob Göthe an, „stand ein Wachholderbaum von ungewöhnlicher Größe und Stärke, der eine Schönheit unter den Bäumen genannt werden konnte; aber vor etwa zehn Jahren wurde er in einer schrecklichen Gewitternacht vom Sturme zerbrochen und entwurzelt. Unter dem Volke geht die Sage, ein Schulmeister, der einst seine Wohnstätte an der Stelle gehabt, worauf mein Gartenhaus steht, und der auf eine tragische Weise umgekommen, sei unter diesem Baume begraben, und es erschienen zuweilen weibliche Geister in Ge-

*) Siehe Gartenlaube 1860.

stalt von jungen Mädchen, die emsig in dem Garten fehrten. Einige Jahre später hatte ich mich an einem heißen Sonntagsmorgen in meinem Garten eingeschlossen, um so recht ungestört eine poetische Arbeit vollenden zu können. Als ich zur Mittagszeit aus dem Hause trat, um in die Stadt zurückzukehren, sah ich auf dem freiem Plage vor dem Hause ein junges Mädchen in alterthümlicher bürgerlicher Tracht, das mit großer Geschicklichkeit die Steine mit einem Besen rein fegte. „Si, mein schönes Kind, rief ich, wer bist Du denn, und wie kommst Du denn in den Garten, den ich doch hinter mir verschlossen hatte? — Sie gab mir keine Antwort und fehrte unverdrossen fort. Ich stieg die Treppe hinunter und ging auf sie zu, um sie zum Sprechen zu bringen, aber in dem Maße, als ich näher kam, schien sie im Sonnenscheine zu verschwinden, bis keine Spur mehr von ihr übrig war. Als ich an die Gartenthür kam, war sie fest verschlossen — ich konnte mir die Erscheinung nicht erklären.“

Frau Restner schüttelte sich wie im Fieberfroste. „Was Sie mir da sagen, haben Sie wirklich gesehen? Sie wollen mich nicht täuschen?“ sagte sie mit verzagter Stimme, indem sie scheu um sich blickte.

„Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Ihnen eine Thatsache berichte,“ erwiderte Göthe sehr ernst; „ich gestatte jedoch die Möglichkeit, daß es eine optische, von der Strahlenbrechung der Sonne herrührende Täuschung gewesen sein kann.“

Das Gespräch kam nun auf andere Gegenstände, Frau Restner aber, die sich von Minute zu Minute unheimlicher fühlte in den Räumen des Göthe'schen Hauses, verlangte in großer Erregung zu Schwager und Schwester gebracht zu werden, wohin sie August denn auch geleitete.

Als Göthe Abends in seinem Zimmer allein war, sagte er zu sich selbst:

„Die liebe Lotte meint es recht gut mit ihrer Zärtlichkeit, aber sie kommt fast um ein halbes Jahrhundert zu spät damit, und aus altem Material kann man kein dauerhaftes Gebäude aufführen. Nun, wir wollen ihr hier alle mögliche Ehre an-
thun, aber es wäre mir fast lieber, wenn sie nicht gekommen wäre, denn die damalige und die jetzige Lotte kann ich nimmermehr in Eins verschmelzen, und zwischen meine schönen Erinnerungen wird sich fortan ein trüber Schatten schieben.“

1816.

Ein bitteres Scheiden.

Während Lottens Anwesenheit, die von der Familie Göthe natürlich auch in die Umgegend geführt wurde, erkältete sich Christiane bei einer Wasserpartie, die in Tieffurt auf der Elm gemacht wurde.

Da sie keine Wichtigkeit auf diese Erkältung legte, so fuhr sie fort, die Honneurs des Hauses zu machen. Auf das Bemerkten ihres Sohnes, daß sie sich zu Bett legen und Schweißtreibende Mittel gebrauchen solle, erwiderte sie: „Mache nur kein Aufhebens von der Sache, es ist ja gar Nichts und mag vergehen, wie es gekommen ist.“

So hielt sie sich, obgleich sichtlich leidend, • aufrecht, bis Frau Restner wieder abgereist war. Gleichzeitig mit ihr, verließ auch Göthe Weimar, um eine kleine Reise anzutreten, die ihn jedoch nur wenige Tage ferne halten sollte.

Auch nach seiner Entfernung entschloß sich Christiane noch immer nicht, sich zu Bett zu legen; sie wollte mit Gewalt der Natur trotzen, besonders weil sie wußte, wie sehr ihrem Gemahl alles Kranksein zuwider war, wie fern er sich von jedem Krankenzimmer hielt.

Frau Schoppenhauer besuchte ihre Freundin, und erstaunte

über die mit ihr vorgegangene Veränderung. Christianens sonst so hochgeröthetes Gesicht war erdfahl geworden; die mit breiten, blauschwarzen Ringen umgebenen Augen strahlten in einem unheimlichen Glanze, die schlaffgewordene Haut zog sich in Runzeln zusammen, der Athem war kurz und schwer, zuweilen pfeifend; von Zeit zu Zeit ließ sie einen kurzen, trockenen Husten hören und Schauer durchschüttelten ihr den Körper.

So saß sie in ein großes Tuch eingehüllt, in einem Lehnstuhle; die Füße hatte sie in einem mit Pelz gefütterten Fußsacke stecken, und von Zeit zu Zeit führte sie eine vor ihr auf einem Tischchen stehende Tasse an den Mund, die sie aber jedes Mal, so oft sie einen Schluck aus derselben gethan hatte, mit sichtlichem Widerwillen wieder wegsetzte.

„Mein Gott, Liebe,“ rief Frau Schoppenhauer bei ihrem Anblicke, „Sie scheinen wirklich krank zu sein; Sie müssen sich zu Bett legen und einen Arzt kommen lassen.“

„Nein, nein,“ rief Christiane mit Entschiedenheit, „der Geheimerath kann das Kranksein nicht leiden, und mir sind die Aerzte in den Tod zuwider; auch weiß ich, daß ich den Kagen wäre, sobald ich anfänge, ihren Apothekerquark zu nehmen.“

„Aber Sie müssen doch Etwas thun — man muß der widerspenstigen Natur zu Hülfe kommen.“

„Das thue ich ja auch,“ versetzte Christiane mit einem trüben Lächeln auf die vor ihr stehende Tasse deutend; „ich nehme da eine Mischung von Wollblumen und Hollunderblüthen die mir meine Köchin als sehr heilsam bei Erkältungen empfohlen hat — aber mit dem besten Willen vermag ich das Zeug nicht hinunter zu bringen.“

„Das ist auch Nichts für Sie. Ihre starke Natur bedarf anderer Hülfsmittel. Sie müssen sogleich eine Bowle Glühwein trinken und sich sodann in's Bett stecken, dann werden Sie tüchtig in Schweiß gerathen, und morgen wird Alles gut sein.“

„Meinen Sie wirklich, daß Das gut wäre?“

„Ich stehe Ihnen dafür und will Ihnen sogleich die Medicin bestellen.“

Frau Schoppenhauer ging in die Küche und befahl der Köchin, eine Bowle Glühwein vom besten Burgunder zu bereiten, und schärfte ihr noch besonders ein, den Wein ja recht stark zu würzen.

Als nach einer Weile die Bowle gebracht wurde, befahl Frau Schoppenhauer noch ein zweites Glas. „Denn,“ sagte sie, „ich muß doch den Wein versuchen, ob er auch recht zubereitet ist, um unserer lieben Kranken heilsam zu werden.“

Frau Schoppenhauer füllte die Gläser.

„Das leeren Sie mir aus auf einen Zug,“ sagte sie, das Glas an Christianens Lippen haltend — „in einer Stunde schon werden Sie mir Neuigkeiten von Ihrem Befinden sagen.“

Christiane versuchte zu trinken, aber es war ihr nicht möglich, den duftigen, sonst so geliebten Trank hinunter zu bringen. Ihr Magen, ihr ganzes Wesen empörte sich dagegen. „Ich kann nicht,“ sagte sie zusammenschauernd, und ließ ihr mattes Haupt wieder auf die Lehne ihres Sessels zurücksinken.

„Sie können nicht! Ja, dann sind Sie wirklich kränker als ich dachte,“ rief Frau Schoppenhauer leerte ihr Glas und schmalzte vor Wohlbehagen mit der Zunge. „Ich bin überzeugt, daß Ihnen der Trank heilsam gewesen sein würde, aber da Sie ihn nicht gensehen können, so darf man ihn deshalb doch nicht umkommen lassen, es wäre Schade, wenn die Gottesgabe zu Grunde ginge.“

Bei diesen Worten füllte sie ihr Glas wieder und plauderte weiter, und füllte so oft, bis sie die Terrine bis auf den Grund geleert hatte. Nun forderte sie die Kranke auf, einen nochmaligen Versuch zu machen, ihr Glas zu leeren. Christiane willfahrte ihr, aber sie hatte ihre Lippen kaum benetzt, als das Glas ihren zitternden Händen entfiel, um flirrend

auf dem Boden zu zerbrechen, während sie selbst ohnmächtig zusammensank.

Frau Schoppenhauer brachte sie mit Hülfe der Kammerjungfer zu Bette, und schickte nach dem Hofrath Rehbein. Als Dieser kam, sagte sie ihm, was sie von dem Zustande der Kranken wußte, und auch, daß sie ihr Glühwein aufgenöthigt habe, um sie in Schweiß zu bringen.

„Sie können sich rühmen, der Kranken Gift gegeben zu haben, Madame!“ sagte der Hofrath sehr ärgerlich. „Wenn doch die Frauenzimmer einmal aufhören wollten, zu quacksalbern und den Aerzten in's Handwerk zu pfuschen. Mit ihren Hausmitteln haben sie schon mehr Patienten unter die Erde gebracht, als alle schlechte und unwissende Aerzte zusammen genommen.“

Er untersuchte nun den Zustand der Kranken, gab seine Verordnungen und winkte sodann der Frau Schoppenhauer und der Kammerjungfer, ihm in das Nebenzimmer zu folgen.

„Gehen Sie nach Hause, Madame,“ sagte er mit strengem Tone zu der Schriftstellerin, „und mischen Sie sich nicht mehr in das Behandeln der Kranken, denn davon verstehen Sie Nichts. Ich werde sogleich eine Wärterin herschicken und ihr den strengsten Befehl geben, keinen Menschen zu der Patientin zu lassen, außer ihren Mann, wann er zurück gekommen sein wird, und allenfalls noch ihren Sohn, und das nur auf kurze Zeit, weil die unbedingteste Ruhe ihr nothwendig ist. Ich kann nicht verhehlen, daß der Zustand der Frau Geheimeräthin ein höchst gefährlicher ist, und ich wenig Hoffnung habe, sie zu retten.“

Als Göthe am folgenden Tage von seiner Reise zurückkam, fand er den Platz vor seinem Hause dicht mit Stroh bestreut, um das Geräusch der vorüberfahrenden Wagen zu dämpfen. Ein tödtlicher Schrecken durchfuhr ihm das Herz.

„Was ist geschehen?“ rief er, sobald sich Stadelmann unter der Thür zeigte, um ihm den Schlag zu öffnen.

„Die Frau Geheimrätthin sind schwer erkrankt.“

Göthe eilte sogleich in das Krankenzimmer. Christiane schlug die Augen auf, lächelte ihn matt an und versuchte ihm ihre Hand zu reichen, die fieberisch glühte.

„Wie geht es Dir, liebes Weib?“ fragte er mit dem Tone des innigsten Mitgeföhls, beugte sich über sie und küßte sie auf die mit Schweißperlen bedeckte Stirne.

„Schwach, sehr schwach!“ lispelte sie und schloß die Augen wieder.

„Nun, fasse Muth, es wird bald wieder besser werden.“

Sie nickte. Gleich darauf begann sie zu phantasiren.

Göthe zog sich in sein Arbeitszimmer zurück und ließ Niemand vor sich, außer den Arzt, der sich denn auch bald nach seiner Ankunft bei ihm einfand.

Göthe eilte ihm entgegen, faßte ihn in großer Aufregung an beiden Händen und rief mit Angstbebender Stimme: „Wie steht es mit meiner Frau, lieber Hofrath?“

„Schlimm, Excellenz, sehr schlimm!“ erwiderte der Arzt mit einem bedauerlichen Achselzucken. „Was die Kunst vermag, habe ich redlich gethan, aber die Natur ist erschöpft und wider=spenstig.“

„Also keine Hoffnung?“

„Benigstens ist diese Hoffnung so gering, daß ich sie kaum eine Hoffnung zu nennen wage. Excellenz müssen sich auf das Aergste gefaßt machen.“

Der Arzt kam stündlich wieder und gab ihm Nachricht von dem Befinden der Kranken, und so oft er fort war, ging Göthe in das Krankenzimmer, um persönlich nach seiner Frau zu sehen; aber sie erkannte ihn selten; ihr Geist erging sich meistens in wilden Fieberphantasien. In der Zwischenzeit schickte er von Viertelstunde zu Viertelstunde hinüber, um Erkundigung einziehen zu lassen, und bewies ihr in jeder Hinsicht die zärtlichste Theilnahme.

Am Morgen des sechsten Juni begann das geheimnißvolle Klopfen wieder, das sich von Zeit zu Zeit in seinem Hause hören ließ, aber dieses Mal schien es sich ausschließlich auf sein Arbeitszimmer zu beschränken; es ertönte nicht in raschen, neckischen, sondern traurig, in leisen, abgemessenen Schlägen, wie eine gedämpfte Trommel. Göthe horchte mit gepreßtem Herzen. „Sollte dieses Klopfen wirklich Etwas zu bedeuten haben?“ rief der Mann, der stets einen Hang zum Mystischen und Geheimnißvollen gehabt hatte. „Wodurch mögen nur diese Töne hervorgebracht werden? Unbegreiflich und nicht zu ergründen!“

Und wieder klopfte es, aber so leise, als wie wenn der Holzwurm nagt. Tief aufseufzend fuhr Göthe mit der Hand über das Gesicht, als wolle er die ihn belästigenden Gedanken verscheuchen. Da ging die Thür auf, und Hofrath Rehbein trat mit feierlich-ernstem Gesichte zu ihm in das Zimmer.

„Excellenz, ich muß die traurige Pflicht erfüllen, Ihnen zu sagen, daß es mit der Frau Geheimeräthin zu Ende geht.“

Göthe ging schweigend im Zimmer auf und ab, anscheinend ohne auf den Arzt zu hören.

„Excellenz,“ hob Rehbein nochmals an, „es geht zu Ende mit der Frau Geheimeräthin. Wenn Sie sie noch einmal lebend sehen wollen, so ist es die höchste Zeit, zu ihr zu gehen.“

Göthe fuhr lautlos zusammen; er trat an's Fenster, schaute in die Wolken, ihrem Zuge folgend, seufzte dann tief auf und verließ, ohne ein Wort gesprochen zu haben, das Gemach.

Als er an das Bett der Sterbenden kam, fiel er, von seiner Empfindung überwältigt, vor demselben auf die Kniee, und rief mit unnenubarem Schmerze: „O, Du wirst mir Das nicht thun, Christiane, Du wirst nicht von mir gehen! Bleibe bei mir! . . . verlasse mich nicht!“

Er erhob sich wieder, faßte ihre Hand und streichelte behutsam ihre Stirn. Sie wendete sich um, schlug die Augen

auf und wollte sprechen; aber sie konnte nur noch die Miene freundlich verziehen, die Zunge versagte ihr den Dienst, und statt der Worte wurde ein kindisches Lallen vernehmbar. Als Göthe diesen Ton hörte, lies er sie los, ein gewaltiger Schmerzensruf entrang sich seiner Brust, und verhüllten Angesichts verließ er das Zimmer.

Wenige Augenblicke darauf hatte sein Weib zu leben aufgehört.

Als Stadelmann ihm die Meldung brachte, daß die Frau Geheimrätthin so eben verschieden sei, saß er vor seinem Schreibtische und starrte vor sich hin auf den Boden. Er nickte stumm, und als der Bediente das Zimmer wieder verlassen hatte, verriegelte er die Thür hinter ihm, legte die Arme auf den Tisch, den Kopf darauf, und blieb so mehre Stunden in tiefem Schmerze verloren, sitzen. Der Schlag traf ihn hart. Christiane, die achtundzwanzig Jahre lang die treue, liebevolle Gefährtin seines Lebens gewesen, die ihn geehrt und gepflegt hatte, die trotz ihrer Fehler, ihm gewesen war, was keine andere Frau ihm hätte sein können, konnte er nicht verlieren, ohne daß sich ein Stück von seinem Herzen mit ablöste. Nachdem er lange, lange Zeit, gänzlich in sein tiefes Weh versunken, dagesessen hatte, erhob er den Kopf, ergriff ein Blatt Papier und schrieb darauf:

Den 6. Juni 1816.

Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen,
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist, ihren Verlust zu beweinen.

Frau Schoppenhauer, die gerade in dem Göthe'schen Hause anwesend war, als Christiane den Geist aufgab, begab sich sogleich zu Frau von Stein, die, ein schwarzes Spitzen Tuch über die grauen Locken gebunden, recht Matronenhast in ihrem Sessel saß, und wohlbehaglich ein Bisquit in ein Glas Malaga tauchte.

„Nun, wissen Sie schon?“ rief Frau Schoppenhauer, als sie kaum die Thür hinter sich zugemacht hatte.

„Nein, kein Wort. Was giebt es denn, meine Gute?“

„So eben ist die Geheimeräthin von Göthe verschieden.“

„So, ist die Vulpia endlich todt?“ rief Frau von Stein und griff nach einem zweiten Bisquit. „Nun, Das ist ja eine glückliche Erlösung für den guten Göthe. Er wird froh sein, endlich befreit zu sein von dieser schmachvollen Kugel, die er, wie ein Galeerensträfling, so lange Jahre nach sich gezogen hat.“

„Im Gegentheile, er beweint sie sehr und soll sich ganz Trostlos an ihrem Sterbebette bewiesen haben, wie mir die Kammerjungfer gesagt hat, die dabei zugegen war.“

„Schein, meine Liebe, Nichts als Schein!“ rief Frau von Stein mit einer wegwerfenden Bewegung der Hand und des Halses; „er muß doch vor den Leuten thun, als ob sie ihm Etwas gewesen wäre, um seine Tollheit, mit solch' einer Creatur gelebt zu haben, einigermaßen zu rechtfertigen. Glauben Sie mir, ich kenne den Göthe besser, wie irgend Jemand, und Sie werden sehen, daß er jetzt wieder das Bedürfniß fühlen wird, gebildete Frauen bei sich zu sehen, als bisher in seiner Umgebung waren. Sie werden sehen, daß er sich nun wieder ganz und gar der guten Gesellschaft zuwenden, und —“ setzte sie mit einem fast unmerklichen coquetten Lächeln hinzu — „und sich vielleicht eine zweite Gattin aus den höhern Kreisen wählen wird. Ich wiederhole Ihnen, seine Trauer ist nur ein trügerischer Schein.“

Aber darin irrte sich Frau von Stein gar sehr; Göthe's Trauer war aufrichtig, Das bewies sein Gesicht, das entstellt wurde von den Nachtwachen, die er an dem Olivenberge des Schmerzes hielt.

Als er nach dem Begräbnisse Christianens Zimmer zum ersten Male wieder betrat, war es ihm, als ob ihm ein Eismantel auf den Rücken fiel. Es war die Kälte der Einsam-

keit, der Dede, der Leere. Er sah ihr leeres Bett, das Hausgeräth, das so lange zu ihrem Gebrauche gedient hatte; hie und da lag ein Kleidungsstück, auf das er Küsse der Pietät drückte. Eine unendliche Traurigkeit befiel sein Herz, und das kleine Zimmer kam ihm groß vor, wie eine Wüste.

In den ersten Tagen war es ihm, als ob sein Herz in Trümmern läge, als ob es durch eine feindliche Macht vollkommen zerstört worden wäre. Ihm war, als ob er sich, von Stürmen umgeben, von Blitzen umzuckt, auf dem Meere des Lebens dahintreibend, auf einem Floße, ohne Compaß, ohne Nahrungsmittel und Trinkwasser befände und auf's Gerathewohl auf dieser Uferlosen Wassermasse fortschwämme, und dann ließ sich dieser abgehärtete Muthvolle Mann, der unempfindlich gegen physische Schmerzen war, auf seinen Stuhl fallen, und zerfloß in Thränen.

Erst nach Wochen, nach vielen Kämpfen und Ueberwindungen gelang es ihm, seiner Gefühle in so weit Herr zu werden, daß er in anhaltenden Studien und Arbeiten wieder Zerstreung finden konnte.

1816.

Der Hund des Aubry de Montdidier.

Zelter wußte, was die Verstorbene dem Herzen ihres Gatten gewesen, und so kam er Anfangs September von Berlin, um einige Wochen bei seinem Freunde zu verweilen und ihn nach bestem Vermögen zu trösten.

Sein erheiterndes Walten blieb nicht ohne Einfluß auf den alten Herrn und besonders trugen die Compositionen seiner neuern Gedichte, die Zelter mitgebracht hatte, Viel dazu bei, seinen Schmerz in stille Behmuth zu verwandeln.

Bei jeder Gelegenheit stellte Zelter dem Freunde die Nothwendigkeit vor, wieder zu heirathen. „In unserm Alter,“ pflegte er zu sagen, „thut uns eine gute Gattin Noth, wir bedürfen der Pflege, und das Haus ist erstorben, in dem die ordnende Hand der Frau fehlt.“

Göthe hörte ihm lächelnd zu, ohne Viel darauf zu antworten.

Auch an dem Tage vor seiner Abreise, da er zur Begrüßung Frommann's in Göthe's Wagen nach Jena fuhr, wohin ihm Göthe eine Strecke weit das Geleite gab, kam er auf dieses Kapitel zurück.

„Ich bleibe dabei, und auch die Bibel sagt es,“ hob er

bei einer passenden Gelegenheit an — „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Darum habe ich nach dem Tode meiner ersten Frau, die ein Capitalweib war, gleich eine Zweite genommen, und zwar eine junge und schöne, und bin so wohl mit ihr gefahren, daß ich meine Wahl noch nicht einen Augenblick bereut habe. Darum kann ich Dir keinen bessern Rath geben, als den: Folge meinem Beispiele.“

„Und wenn ich es unglücklich träfe?“ warf ihm der Freund bedenklich ein.

„Bah, unglücklich! Eine Jede, selbst die Wähligste, wird sich eine Ehre daraus machen, Excellenz, Frau Geheimrätthin von Göthe zu werden.“

„Das schon; aber ob sie auch die rechte Zuneigung mit in die Ehe brächte, Das wäre zu erwägen.“

„Keine Zuneigung in einer Ehe mit Dir!“ rief Zelter eifrig, ja, fast entrüstet. „Nun, Die müßte erst noch von Gott erschaffen werden, die keine Zuneigung zu dem Göthe empfinden sollte, dem alle Herzen schlagen. Ich glaube, Du könntest eine Prinzessin bekommen, wenn Du Verlangen nach einer trügest. Und höre, so ein liebes wuseliges Ding ist ein wahrer Sorgenverscheucher. Hat man Grillen, so kommt das junge Weiblein, und streichelt dem alten Herrn den Bart, und krauet ihm hinter den Ohren, und schleicht zur rechten Zeit wieder von dannen, und kostet das Süppchen, und guckt in die Winkel und tupft mit dem Finger das Stäubchen auf, und sieht nach dem Wetter, und geht in den Stall, und läßt den Wagen vorfahren, und verjirt das alte Kind an die Sonne, und läßt ihn durchlüften, und packt ihn wieder in das Chaischen, und legt ihm den Mantel zurecht, und im Hause steht schon die Suppe, und wartet ein freundliches Auge, und Väterchen hinten, Väterchen vornen, und wo sich's verschieben, verdrücken oder reißen will, da tritt sie still ein und stellt wieder her die Kraft des magnetischen, des behaglichen Beisammenseins. Drum sage ich Dir

und wiederhole Dir: Du mußt heirathen, wenn Du nicht versauern und vertrocknen willst.“*)

„Ja, ja, Du malst schön,“ sagte Göthe und versank in Nachdenken.

Zelter plauderte noch eine Weile fort. Da hielt der Wagen; man hatte die Stelle erreicht, wo Göthe aussteigen wollte, um zu Fuße nach Hause zurückzukehren.

Als Zelter gegen Abend von Jena zurückkam, fand er Göthen, in Papieren framend, in seinem Arbeitszimmer.

„Nun, wie fandest Du die Frommanns?“ rief ihm Göthe entgegen.

„Sie sind wohl, lassen Dich grüßen und erwarten, Dich nächstens bei sich zu sehen.“

Göthe fuhr in seiner Beschäftigung fort; Zelter ging im Zimmer auf und ab.

„Apropos,“ rief Göthe nach einer Weile, „Du hast mir noch nie erzählt, wie Du eigentlich mit den Frommanns bekannt geworden bist.“

„O, Das ist eine alte Geschichte, ich muß ziemlich weit zurückgehen, und habe mich bei unserer ersten Bekanntschaft nicht von der vortheilhaftesten Seite präsentirt,“ erwiderte Zelter lachend.

„Nun, laß hören.“

„Anno 1793 war der Buchhändler Frommann mit seiner Frau zum ersten Male in Berlin und ich traf in großer Gesellschaft mit ihnen bei Tische zusammen, und zwar als ein impertinenter Kerl, denn als er etwas laut und lau zu dem Hofrath Herz über den Wilhelm Meister, von dem damals erst die beiden ersten Theile erschienen waren — gesprochen und Beifall zu finden gehofft, wusch ich ihm, obgleich ich Dich damals noch nicht persönlich kannte, dermaßen den Kopf, daß er

*) Zelter's Briefwechsel mit Göthe.

vor Bewunderung außer sich kam, einen einfältigen Berliner Handwerker so derb über Dinge reden zu hören, wie es nur einem wohlunterrichteten Buchhändler zieme. Da machte ihn denn seine gute Frau aufmerksam, daß von mir Gesprochene sei so gar unsinnig nicht gewesen, wenn auch eben nicht höflich und bescheiden. Es sei jedoch zu bedenken, daß ein Balken kein Blumenstengel, wogegen ein braver Mann wohl ein rechter Grobian sein könne. Dieses hat er sich nun notirt und ist ihm von Berliner Freunden bestätigt worden. Die Wirkung aber war ein unwiderstehlicher Zug, mich näher kennen zu lernen, und zugleich die Veranlassung zu seiner nachher vom dritten Theile des Wilhelm Meisters erfolgten gänzlichen Bekehrung. Seitdem sind wir gute Freunde."

„Daran erkenne ich meinen Zelter, es gleicht ihm auf ein Haar,“ rief Göthe und schob die durchsuchten Papiere wieder in die Mappen, die er verschloß und sich sodann erhob. Zelter stand in diesem Augenblicke vor ihm und sah ihm in die Augen.

„Was hast Du, Göthe?“ fragte er plötzlich mit Besorgniß.

„Ich! wie so? Ich habe Nichts,“ gab ihm der Gefragte zur Antwort.

„Du hast Dich geärgert, oder Du hast Kummer,“ beharrte Zelter; „ich sehe es an dieser zornigen Falte auf Deiner Stirne.“

Göthe hing sich in seinen Arm und begann mit ihm in der Stube auf und ab zu wandeln.

„Nun ja,“ sagte er, „ich habe mich schwer geärgert. Meine Gegenpartei, an deren Spitze Frau von Seygendorf steht, will einen Hund auf das Theater bringen.“

„Aha, den Hund des Aubry de Montdidier. Und Du?“

„Ich habe mich lakonisch hinter den Artikel der Theater-gesetze verschanzt, welcher verbietet, Hunde mit auf die Bühne zu bringen.“

„Hast Recht gehabt,“ rief Zelter, „denn einen Hund auf

das Theater bringen, heißt das Theater auf den Hund bringen — aber doch läuft Alles hinein und das Haus ist gestopft voll, so oft die vierbeinige Bestie auftritt. Ich bin auch d'rin gewesen, und Das bis an's Ende."

„Nun, was ist an dem Stücke?“ fragte Göthe gespannt.

„Es hat eine allerliebste Musik, welche durch's Ganze geht, ohne daß gesungen wird. Die zwei ersten Acte möchte ich geistreich nennen bei der Einfachheit des Motivs, daß ein Mörder durch den Hund des Ermordeten entdeckt wird. An der Aufführung des Stücks ist kaum Etwas zu tadeln, es wird sehr hübsch und frisch gegeben, doch müßte der Hund gleich auf dem Theater und beständig um seinen Herrn sein, so lange er lebt, denn auf diese Weise würde die Sache natürlich und Erfahrungsmäßig werden.“

Das Melodrama mag als Solches an und für sich gut sein,“ versetzte Göthe, „aber Hunde als Schauspieler auf die Bühne zu bringen, ist eine Entweihung derselben, heißt einen Kunsttempel in ein Hundetheater verwandeln, und nur mit schmerzlicher Entrüstung kann ich von solch' einem Vorhaben hören, nur mit unverhehlter Empörung kann ich mich darüber aussprechen. Auch soll auf einer Bühne, wo ich ein Wort mitzureden habe, das vierbeinige Talent gewiß nicht zu Gastrollen zugelassen werden — ich werde mich aus Leibeskräften dagegen sträuben.“

Der Eintritt des Kanzlers von Müller machte diesem Gespräche ein Ende. Bald darauf fand sich auch August und noch mehre Herren ein, darunter einige Sänger, die nach dem Nachessen Compositionen von Zelter vortrugen.

Durch Göthe's Hindeutung auf die Theatergesetze hielt sich Frau von Seygendorf noch lange nicht für geschlagen; sie hatte es sich einmal zu Aufgabe gestellt, Göthe's großen Ein-

fluß auf den Großherzog gänzlich zu schwächen, und ihr Stänkefächtiger Geist fand stets ein Mittel zur Erreichung dieses schönen Zwecks. Hatte sie doch unter dem Theaterpersonale selbst viele Bundesgenossen, denen das ewige Kritteln Göthe's zuwider war, der, von seinem Secretair begleitet, allen Hauptproben beiwohnte und diesem seine Bemerkungen, Ausstellungen und Abänderungen zuflüsterte, die er sogleich notirte und, nachdem er sie schriftlich redigirt hatte, an die Regie und die Theatermitglieder gelangen ließ. Frau von Hengendorf wollte mit ihren Creaturen allein auf den Brettern herrschen, wollte keine beschränkende Macht über sich erkennen; sie hatte so oft und so unmerklich an Göthe's Gewalt gerüttelt, daß sie sie nach und nach untergraben hatte. Schon war es ihr und der Partei, die es auf Göthe's Sturz abgesehen hatte, gelungen, seine Vormauer in der Theaterverwaltung, den alten Regisseur Genast, dem Göthe unbedingt vertraute, und der daher der Frau von Hengendorf um so mehr im Wege war, von der Regie zu entfernen und dieselbe dem Sänger Strohmeier zu übertragen, und jetzt wartete man nur auf eine Gelegenheit, auch ihn selbst von einem Institute wegzubeißen, dem er fünf- undzwanzig Jahre lang mit Ruhmvoller Thätigkeit vorgestanden hatte. — Diese Gelegenheit kam wie gefunden und wurde von der Kabale auf das Geschickteste benutzt.

Abends beim Thee bei der großherzoglichen Maitresse, wobei nur Karl August und der Hofmarschall von Endelinz zugegen waren, zeigte sich die schöne Frau so verstimmt, daß der Großherzog es bemerken mußte. Auf seine besorgte Frage nach dem Grunde ihres Unmuths erwiderte sie:

„Ich kann es nicht läugnen, daß die täglich steigende Unmaßung, das willkürliche Verfahren unsers Herrn Theaterintendanten mir die hiesige Bühne dermaßen verleiden, daß,“ setzte sie mit einem zärtlichen Blicke hinzu, „daß, wenn nicht andere süße Bande mich hier zurückhielten, ich mich kurz entschließen

würde, Weimar und seinem pedantischen Theaterthyraunen auf immer den Rücken zu kehren.“

„Wie, Caroline, Das wolltest Du thun?“ rief der unangenehm überraschte Großherzog, und indem er ihre üppige Taille umschlang, setzte er flüsternd hinzu: „Du wolltest Das thun, Du, die Du meine geheime Großherzogin bist, die in meinen Staaten Alles richtet und schlichtet. Nun, da muß ja was Arges vorgefallen sein,“ rief er dann wieder laut. „Erzähle mir, Kind, was hat sich der alte Bär gegen Dich erlaubt.“

„O, wenn er sich nur gegen mich versündigt hätte, Das könnte ich ihm verzeihen,“ sagte Frau von Heygendorf mit affectirter Miene, „aber er hat sich gleichsam eine Majestätsbeleidigung gegen Ew. königliche Hoheit erlaubt. Nicht wahr, Endelink, man könnte es so nennen.“

Der Hofmarschall nickte Bagodenartig und antwortete: „Ja, allerdings, man könnte es so nennen.“

„Stachle meine Neugierde nicht länger,“ rief Karl August. „Was hat er gethan?“

„Ich wollte Ew. königlichen Hoheit eine angenehme Ueberraschung auf der Bühne bereiten,“ hob Frau von Heygendorf in der süßesten Tonart wieder an. „Ich weiß, daß ich meinem erhabenen Freunde eine große Freude dadurch gemacht haben würde.“

„Und er hat sich widersezt?“

„Ja, mit aller Gewalt hat er sich widersezt, wie ein Pascha, der die Leute nach Gefallen stranguliren lassen kann. O, ich bin die hiesige Theaterwirthschaft müde bis an den Hals, denn wo Willkür herrscht, da kann sich die Kunst nicht frei entfalten.“

„Aber so erzähle mir doch nur um Gotteswillen den Zusammenhang,“ rief der Großherzog, „ich werde ja gar nicht flug aus der Sache.“

„Nun denn,“ sagte sie darauf in dem Character einer

tief Gebränkten, mit leise bebender Stimme, mein erhabener Freund soll wissen, daß eben ein herrliches Melodrama über die Bühnen geht, das überall Furore macht. Nicht wahr, Hofmarschall, wir haben es miteinander gelesen, es ist allerliebste, und hat eine wahrhaft entzückende Musik."

Nachdem der Hofmarschall ihre Rede durch eine devote Verbeugung bestätigt hatte, fuhr sie fort: „In diesem Stücke kommt ein Hund vor, durch den ein Mord entdeckt wird. Ein gewisser Karsten reist mit einem wohl dressirten Budel herum und läßt das Thier an allen Bühnen gastiren. Strohmeier und ich hatten die Aufführung des Stücks beschlossen, weil ich weiß, welch' ein großer Thierfreund und Hundeliebhaber mein geliebter Großherzog ist, und wie sehr ihn die Künste des Budels erfreut haben würden. Da legte der abgeschmackte Göthe sein Veto ein und berief sich auf den Paragraphen der Theater-gesetze, der verbietet, Hunde mit auf die Bühne zu bringen. Es ist abscheulich von dem Menschen, daß er immer auf seinem Kopfe besteht und in solch' einer Kleinigkeit selbst da nicht nachgibt, wo es gilt, seinem Fürsten ein Vergnügen zu machen."

„Ich versichere Ew. königliche Hoheit," nahm nun der Hofmarschall das Wort, daß die vornehmsten Theaterintendanten den vierbeinigen Künstler mit offenen Armen aufgenommen haben. Ausgezeichnete Mimen, wie Ludwig Devrient in Berlin, haben sich nicht für erniedrigt gehalten, als Partner der gelehrten Bestie zu agiren, und das Publicum jauchzt überall der Hundecomödie seinen Beifall zu. Auch kann ich meinem gnädigsten Herrn nicht verhehlen, daß das Interesse des hiesigen Publicums am Theater sehr zu erkalten beginnt, weil man unzufrieden mit der Göthe'schen Verwaltung ist, die nichts Neues vorführt, sondern nur altes, abgedroschenes Zeug aufsticht."

„So muß man ihm direct und indirect meine Unzufriedenheit zu hören geben," sagte Karl August. „Er ist immer ein

eigenfinniger Geselle gewesen," fuhr er fort. „Man muß Einflußreiche Personen hinter ihn schicken. Es würde mich wirklich freuen, die Kunststücke des Pudels zu sehen. Wie wäre es, Hofmarschall, wenn Sie wegen der Aufführung des neuen Melodrama's mit ihm sprächen?"

„Ist bereits geschehen, königliche Hoheit.“

„Nun, was hat er geantwortet?"

„Das Theater sei ein Kunsttempel, aber kein Hundestall, und wer Hundecomödien sehen wolle, solle auf Messen und Jahrmärkte gehen, Das seien die passenden Plätze für dergleichen Aufführungen.“

„Diese Ansicht hat allerdings Etwas für sich," sagte der Großherzog, „und wenn er dem Hunde durchaus nicht gestatten will, die Bühne zu betreten, so kann ich Nichts machen.“

„O ja," rief Frau von Seygendorf, „Ew. königliche Hoheit sind der Herr, Sie können ein Machtwort sprechen, können die Aufführung befehlen; und dann muß der Göthe gehorchen. Ich wiederhole Ihnen, das Stück ist allerliebst. — Endelink, geben Sie das Buch doch einmal her, es liegt dort auf dem Flügel.“

Während der Hofmarschall auf den Flügel zuschritt, flüsterte die Schauspielerin ihrem Geliebten in das Ohr: „Wenn Du dieses Machtwort nicht sprichst, so wirst Du meine Thür auf unbestimmte Zeit, vielleicht auf immer verschlossen finden. Der Göthe oder ich muß weichen. Du hast die Wahl.“

„Diesmal scheint es fürchterlicher Ernst zu sein," rief Karl August zwischen Lachen und Zürnen. „Ce que femme veut, Dieu le veut! ich werde Dir also nachgeben müssen. Aber mache ja nicht, daß der Göthe Etwas davon hört, als bis er die Sache nicht mehr ändern kann; er wäre sonst im Stande, wie Simson, die Säulen, die das Dach meines Theaters tragen, umzureißen, und sich sammt allen Theaterphilistern unter den Trümmern zu begraben. Endelink, ich be-

auftrage Sie, an den Karsten zu schreiben und ihn einzuladen, mit seinem Budel hierher zu kommen.“

„Ich habe es bereits gethan, königliche Hoheit, und der Mann ist auch bereits vor zwei Stunden, sammt seinem Thiere, ganz im Geheimen hier eingetroffen.“

„Die Rollen sind gelernt,“ setzte Frau von Hengendorf hinzu, „die Aufführung kann stattfinden, sobald der Befehl dazu gegeben ist.“

„Gut,“ sagte der Großherzog, „ich werde morgen erst gütlich an Göthe schreiben, und die Sache befürworten; giebt er nicht nach, so wird mein Befehl nicht auf sich warten lassen; jedenfalls soll übermorgen die Vorstellung stattfinden. Benachrichtige Strohmeier, liebes Kind, damit er seine Vorbereitungen trifft.“

Frau von Hengendorf triumphirte und konnte vor Freude die ganze Nacht kein Auge zuthun.

Der Großherzog schrieb in der That den andern Morgen an Göthe, der schwer getroffen wurde durch die an ihn gestellte Forderung und in seiner Antwort die Zumuthung als einen gnädigen Scherz ablehnte.

Jetzt befahl der Fürst und gab, um des Gelüstes willen, einen Budel Komödie spielen zu sehen, den Mann, mit dem er einst das brüderliche Du gewechselt hatte, einer Clique Preis, der, den Bühnenschlendrian zu erzielen angenehmer war, als ein rühmliches Kunststreben, welches Göthe als die Aufgabe eines jeglichen Talents erkannt wissen wollte.

An dem Tage, da die Theaterprobe stattfand, schrieb Göthe an den Großherzog.

„Da mir das Theater, dem ich während so vieler Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet, bisher ein Heiligthum gewesen, so erbitte ich mir die Erlaubniß, der Aufführung des Hund des Montdidier nicht beizuwohnen und mich als beurlaubt ansehen zu dürfen.“

Er ging nach Jena. Da aber der Großherzog schwach

genug war, das von Göthe erhaltene Schreiben seiner Matresse mitzutheilen, so schürte sie so eifrig und setzte ihm so lange zu, bis Karl August folgendes Rescript an Göthe nach Jena abgehen ließ.

„Aus den mir zugehenden Aeußerungen habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß der Herr Geheimrath von Göthe wünscht, seiner Functionen als Theaterindentant enthoben zu sein, welches ich hiermit genehmige.“ „Karl August.“

Frommann war gerade bei ihm, als er dieses Schreiben erhielt. Göthe ward bleich unter dem Lesen, dann reichte er es dem Freunde mit den Worten: „Da lesen Sie; Karl August hat mich nie verstanden.“

„Das ist fürstlicher Undank!“ rief der Buchhändler voll Unwillen.

„Ja wohl, Undank,“ sagte Göthe schmerzlich, „Undank, den ich wahrlich nicht verdient habe, doch kommt er weniger aus seinem Herzen, als daß er ihm von der Seygendorf eingestößt wird.“ — Nach einer Pause setzte er hinzu: „Ich könnte mich versucht fühlen, die großartigen Auerbietungen anzunehmen, die mir von Wien aus gemacht worden sind, und Weimar auf immer zu verlassen.“

Frommann und seine andern Jenaer Freunde suchten ihm diesen Gedanken, dem er von da an mehr und mehr nachhing, wieder auszureden, welches ihnen denn nach und nach auch gelang; aber der Schlag der ihn getroffen, hatte ihn bis in die Wurzel erschüttert, doch überdauerte ihn seine Kraftvolle Natur, um so mehr als Karl August bald Reue empfand und ihm sehr versöhnlich nach Jena schrieb. Doch sein Andringen, daß Göthe die Leitung des Theaters wieder übernehmen sollte, war vergebens; auf alles Zureden seiner Freunde erwiderte er stets, was er bereits auch zu Frommann gesagt hatte: „Karl August hat mich nie verstanden.“

1817.

Göthe des Diebstahls beschuldigt.

Der Neujahrstag 1817 war für Göthe von einem freudigen Ereignisse begleitet, denn an ihm verlobte sich sein Sohn August mit Ottilie von Bogwitz, einer der glänzendsten, muntersten und lebenswürdigsten Damen des Weimarer Hofes.

August brachte seinem Vater kein Opfer durch diese Verbindung; Ottilie war die freie Wahl seines Herzens, in ihr allein glaubte er Ersatz für Herminens Verlust finden zu können, die still fortlebte in dem Tabernakel seiner Seele.

Einige Monate später wurde die Trauung vollzogen, bei welcher auch die Großmutter der Braut, Gräfin Ottilie Henkel von Donnersmark, zugegen war, eine höchst gescheidte und originelle Frau, die stets in der Tracht des vergangenen Jahrhunderts einherging. So erschien sie auch bei der Trauung ihrer Enkelin in einem eng anschließenden seidnen Kleide von den schreiendsten Farben, das enge, nur bis an die Ellbogen gehende Aermel hatte; über das Kleid war ein großes Spitzenhalstuch nach altmodischer Art gesteckt; die Arme waren mit langen Filethandschuhen ohne Finger bekleidet, und auf dem Kopfe trug sie einen Ellenhohen Aufsatz von Flor und Bändern, von dem drei große Straußfedern herabnickten, und der von brillant-

nen Bitternadeln festgehalten wurde. Auf der einen Wange, hatte sie einen Schminktupfen hoch oben, auf der andern tief unten.

Während des Hochzeitmahls fand sich unvermuthet der Großherzog ein, um dem jungen Paare seine Glückwünsche abzustatten. Er setzte sich einen Augenblick zwischen die Braut und ihre Großmutter und im Laufe des Gesprächs sagte er zu der Letztern:

„Meine liebe Gräfin, Sie sind bisher die Einzige, die mir stets und bei allen Gelegenheiten die ungeschminkte Wahrheit gesagt hat.“

„Ja, königliche Hoheit, Das habe ich oft gewagt, und zwar mit dem heilsamsten Erfolge; werde auch künftig meiner Zunge keine Fesseln anlegen, wenn ich Etwas vorzubringen habe, was zum Heile meines gnädigsten Herrn gereicht.“

„Thun Sie Das immerhin, und um Ihnen zu zeigen, wie sehr mir Ihre Aufrichtigkeit gefällt, bin ich gesonnen, Ihnen, liebe Gräfin, ein aufmunterndes Geschenk zu machen.“

„Ei! Und was hat mir mein gnädigster Herr zugebacht?“

Der Großherzog neigte sich zu ihrem Ohre und flüsterte lachend: „Meine erotische Bibliothek.“

„Die nehme ich mit Vergnügen an,“ antwortete die Gräfin mit der größten Unbefangenhait. „Die einzelnen Bände, die königliche Hoheit die Gnade hatten, mir von Zeit zu Zeit daraus zu leihen, haben mich so köstlich amüsirt, daß ich wirklich begierig bin, in den Besitz des Ganzen zu kommen.“

Der Großherzog erhob sich mit der Versicherung, daß er Wort halten würde, und entfernte sich bald darauf.

Jede andere Dame würde ein Geschenk, wie das von dem Großherzog gebotene, mit Entrüstung von sich gewiesen haben, denn es bestand aus den schlüpfrigsten Schriften, welche die deutsche und französische Literatur aufzuweisen hatte. Die

Gräfin Henkel fand durchaus nichts Anstößiges, weder in dem Erbieten, noch in der Annahme desselben.

Die junge Schwiegertochter belebte nun Göthe's Haus auf das Angenehmste. Das Ehepaar bewohnte für sich den sehr hübsch eingerichteten zweiten Stock, das heißt, eine Mansardenwohnung, aber Frau von Göthe machte in den Gemächern ihres Schwiegervaters die Honneurs, führte ihm die Haushaltung, empfing und unterhielt seine zahlreichen Gäste mit so viel Anmuth und Liebenswürdigkeit, daß sie bald der entschiedene Liebling des alten Herrn wurde, der, von ihr galvanisirt, wieder auflebte — ja, sie stieg bald so hoch in seiner Gunst, daß sie sich Alles gegen ihn erlauben durfte.

Während im Göthe'schen Hause Alles in den schönsten Zukunftserwartungen lebte, starb am 6. Mai die einst so heiß geliebte Lili, auf ihrem Gute Kraut-Egersheim bei Strasburg. Sie entschlief in den Armen ihres Gatten und ihrer Tochter, die an einen französischen Civilbeamten, Namens Brunk, verheirathet war; auch war Fritz von Degenfeld zugegen, der Schwager ihres jüngsten Sohnes Wilhelm, der eine Gräfin Degenfeld-Schaumburg geheirathet hatte.

Türkheim zeigte Göthen das Ableben seiner Frau mit den Worten an:

„Der ewige Vater, der diesen schönen Geist in einer
„Stunde der Gnade mir zugesellte, und so viel Segen auf
„mich durch sie fallen ließ, hat die holde Lili abgerufen u. s. w.“

Göthe schenkte seiner Jugendgeliebten eine wehmüthige Thräne der Erinnerung, dann griff er nach einem andern Briefe, der zugleich mit jenem von Strasburg angekommen war. Dieser war von Jena und der Inhalt schien dem alten Herrn keineswegs zu behagen, denn während er las, schwoll die Hornader auf seiner Stirne und seine Mundwinkel zuckten Krampfhast.

„Der Mensch wird grob,“ sagte er, indem er den Brief

zusammenlegte. „Hilft ihm aber Nichts, und wenn er Himmel und Erde in Bewegung setzt, die Platinastufe bekommt er doch nicht wieder, sie gehört zu meinen Lieblingen, ist mir an's Herz gewachsen, von dem sich ein Stück mit loslösen würde, wenn ich das Brachtexemplar hergeben müßte.“

Und er ging an seine Mineraliensammlung und betrachtete mit den Blicken eines Geizhalses, der seinen geliebten Mammon beängelt, eine große Platinastufe, die unter seinen mineralogischen Schätzen stand, freute sich an ihrem Anblicke und wiederholte sich das Gelöbniß, daß sie nimmermehr, wenigstens so lange er lebe, aus seinem Besitze kommen sollte.

Der Kaiser von Rußland hatte diese Platinastufe für den berühmten Chemiker Döbereiner in Jena, nach Weimar geschickt. Sie wurde an Göthe gegeben, der sie prüfen, Versuche damit anstellen und dann an ihren Eigenthümer nach Jena schicken sollte. Da aber Göthe für Mineralien bekanntlich eine wahre Leidenschaft hatte, so war es ihm nicht möglich, sich wieder von dem ihm zugekommenen Schätze zu trennen. Döbereiner wurde ungeduldig, er schrieb Brief auf Brief an Göthe, erst höflich, dann scharf und endlich grob, aber welche Tonart er auch anschlagen mochte, er konnte nie eine Antwort von ihm erlangen. Da auch sein letztes Schreiben wieder ohne Erfolg blieb, so kam er ein paar Tage darauf selbst nach Weimar, aber das Dienstpersonal hatte die bestimmtesten Befehle, ihn nie vorzulassen. Döbereiner's Zorn war Grenzenlos; wo sollte er diesen Mann packen, der ihm stets entwichte wie ein Ual! Endlich beschloß er, gerichtlich gegen ihn einzuschreiten, aber bevor er zu diesem äußersten Mittel griff, wollte er erst noch einen gütlichen Versuch machen, indem er die Vermittlung des Großherzogs von Weimar anrief.

Er erbat sich von Karl August eine Audienz, die ihm bereitwillig gewährt wurde.

„Grüß' Sie Gott, Döbereiner!“ rief ihm der Großherzog

leutselig entgegen. „Wie geht's? Habe Sie lange nicht gesehen. Was führt Sie zu mir? Was haben Sie vorzutragen?“

„Königliche Hoheit, die unangenehmste Angelegenheit von der Welt führt mich zu Ihnen.“

„Nun, was ist's? Reden Sie.“

„Ich habe mich schwer zu beklagen über den Herrn Geheimrath von Göthe.“

„Ueber den Göthe? Was hat er Ihnen denn gethan?“

„Er vorenthält mir mein rechtmäßiges Eigenthum.“

„Haben Sie es von ihm denn schon gefordert?“

„Königliche Hoheit, schon einen ganzen Ries Papier habe ich zu Briefen an ihn verschrieben, ohne daß er mich einer Antwort gewürdigt; und komme ich selbst, so ist mir seine Thür verschlossen, ich werde nicht vorgelassen.“

„Welches ist denn der Gegenstand, den er Ihnen vorenthält?“

„Gnädigster Herr, es ist eine kostbare Platinastufe, die Se. Majestät, der Kaiser von Rußland, die hohe Gnade hatte, zu wissenschaftlichen Zwecken für mich einzusenden.“

„Eine Mineralstufe!“ rief der Herzog sehr lebhaft, „da geben Sie die Hoffnung auf, lieber Döbereiner. Was der Göthe Derartiges einmal in den Klauen hat, das giebt er sein Lebtag nicht wieder heraus. Sie müssen sich mit dem Professor Büttner trösten, dem hat er es mit seinen Prismen und Präparaten gerade so gemacht.“

„In diesem Falle, königliche Hoheit, bleibt mir Nichts übrig, als mein Recht bei den Gerichten zu suchen.“

„Wie,“ rief Karl August in dem höchsten Erstaunen, „Sie wollen Göthe vor Gericht des Diebstahls anklagen?“

„Wie wollen königliche Hoheit die Vorenthaltung fremden Eigenthums anders nennen?“

„Göthe als Dieb von den Richtern verurtheilt, nein, Das ist zu köstlich,“ rief Karl August und lachte, daß er schütterte.

„Doch nein, trotz der kostbaren Idee, kann Das Ihr Ernst nicht sein, lieber Döbereiner.“

„Ich versichere Ew. königliche Hoheit, daß nie Etwas so sehr mein Ernst war, als dieser Schritt.“

„Nein, nein, Sie dürfen Das nicht thun,“ rief der Herzog. „Bedenken Sie doch nur, der Scandal wäre zu groß, die Schmach wäre eine unermessliche für Göthe; Berachtung würde sich an seinen so gefeierten Namen hängen, alle Zeitungen würden ihn durch den Noth ziehen und seine Schwäche nicht nur Deutschland, sondern Europa, ja, der ganzen Welt verkündigen.“

„Herr von Göthe hat ein sehr einfaches Mittel, dieser Schmach zu entgehen,“ versetzte der Professor. „Er gebe mir mein rechtmäßiges Gut, mehr verlange ich ja nicht. Beharrt er aber darauf, sich fremdes Eigenthum anzueignen, dann, königliche Hoheit, werde ich ihn verklagen und werde vor keinen Consequenzen dieses Schrittes zurückbeben, denn ich bin in meinem Rechte.“

„Das sind Sie allerdings, aber es wäre doch zu Schmachvoll.“

Karl August schüttelte den Kopf, ging in dem Zimmer auf und ab, und sagte nach einem Gedankenvollen Stillschweigen: „Hören Sie, Döbereiner, ich will die Sache zu vermitteln suchen.“

„Diese Gnade zu erflehen, war der Zweck, der mich zu Ew. königlichen Hoheit führte,“ erwiderte der Professor. „Ich verlange es ja nicht besser, als die Sache gütlich abzumachen.“

„Ich will nachher gleich zu Göthen gehen,“ hob Karl August wieder an, „aber ich weiß im Voraus, daß das alte Kind sein Spielzeug nicht herausgeben wird.“

„Dann stelle ich meine Klage an.“

„Nein, Sie stellen sie nicht an,“ rief der Großherzog lebhaft, „Ihr Fürst bittet Sie, es nicht zu thun. Sie werden vielmehr den alten Esel in Ruhe lassen, denn Sie bekommen die Stufe doch nicht von ihm, darauf kenne ich ihn. Ich aber

werde an den Kaiser schreiben, und ihn um ein anderes Exemplar für Sie bitten. Sind Sie damit zufrieden?"

„Auf diese Weise allerdings, da ich hoffen darf, durch die Vermittlung Ew. königlichen Hoheit entschädigt zu werden.“

Inzwischen saß Göthe in seinem Besuchszimmer, und neben ihm auf dem Sopha saß ein junger Student von sehr linkischem Wesen, der ihn schrecklich langweilte. Anfänglich mußte er ihm die Worte abnöthigen, nachher ergoß er sich in einen Redestrom, der so breit und lang war, daß er gar kein Ende nehmen wollte. Nach einer Weile ging die Thür auf, und es trat unangemeldet ein ältlicher Herr herein, bei dessen Anblicke sich Göthe erhob, um ihm zu seiner Begrüßung entgegen zu gehen, aber der Herr winkte mit der Hand, und setzte sich still auf einen Stuhl neben der Thür. Göthe nahm wieder Platz. Der Student, der sich gar nicht erhob, sondern nur leicht mit dem Kopfe genickt hatte, fuhr in seiner Erzählung fort, als sei er gar nicht unterbrochen worden.

„Also, wie gesagt, mein Vater, der in Wunsiedel wohnt, sagte: Du sollst mir nicht auf unserer Landesuniversität, sondern in Jena studiren, und sobald Du immatriculirt bist, gehst Du nach Weimar hinüber zu dem Göthe, und richtest ihm ein schönes Compliment von mir aus.“

„Kann ich mich doch in der That nicht erinnern, Ihren Herrn Vater je gekannt zu haben.“

„Gewiß, gewiß,“ rief der Student, „besinnen Sie sich nur. Es war bei dem Herrn Gontard in Frankfurt. Mein Papa erzählte mir, er habe sich köstlich mit Ihnen unterhalten. Sie hätten ihm nehmlich bei einer raschen Wendung auf das Hühnerauge getreten, und als er einen lauten Schmerzensschrei ausgestoßen, hätten Sie ihn um Entschuldigung gebeten — Das müssen Sie noch recht gut wissen.“

Göthe erhob sich lächelnd. „Ich muß doch vor allen Dingen die Herren mit einander bekannt machen. Herr Hütten-

müller, Student auf der Universität Jena. Seine königliche Hoheit, der Großherzog von Sachsen-Weimar.“

Der Student schnellte von seinem Sitz in die Höhe, wie ein aus Hollundermark geschnitztes Männlein, und ließ vor Bestürzung seine Mütze und seine Reitpeitsche auf den Boden fallen; dunkle Pupurgluth bedeckte ihm die Wangen, er machte ein halbes Duzend linksche Verbeugungen und stürzte, wie der von den Furien verfolgte Orest, an dem Großherzog vorbei, auf die Thür zu. Karl August erwischte ihn beim Rockzipfel. „Junger Mann, vergessen Sie doch nicht, Ihre Mütze und Ihre Reitpeitsche mitzunehmen,“ rief er lachend; „es ist nicht angenehm, bei einer übereilten Flucht Waffen und Bagage einzubüßen. Hier nehmen Sie.“

Bei diesen Worten bückte er sich, hob die Mütze und die Peitsche auf und reichte sie dem verblüfften Studenten, der so schnell die Treppe hinunter und aus dem Hause stürzte, als ob ein ihn verfolgendes Ungeheuer hinter ihm wäre.

Als der Großherzog hinreichend gelacht hatte, sagte er: „Du, der Döbereiner war bei mir.“

„Nun?“

„Er hat Dich eingelacht. Er will seine Platinastufe haben.“

„Daß ich ein Narr wäre, sie ihm zu geben. Er mag sehen, wo er sie herkriegt.“

„Dann will er Dich verklagen.“

„Das mag er thun.“

„Aber bedenke doch, Mensch, es wird einen fürchterlichen Scandal geben, alle Zeitungen werden über Dich herfallen.“

„Das sicht mich nicht an. Der Göthe wird deshalb doch immer der Göthe bleiben.“

„Du bist also fest entschlossen, nicht nachzugeben.“

„Ja.“

„Unter keiner Bedingung?“

„Unter keiner.“

„Alter Narr.“

Es entstand eine Pause, dann sagte Karl August: „Nun, so behalte das Spielzeug; ich will an den Kaiser Alexander schreiben, daß er mir den Schreier Döbereiner durch Zusendung einer andern Platinastufe beruhigt.“

„Gut,“ sagte Göthe, „auf diese Weise wird ihm am Besten der Mund gestopft werden.“

1822.

Ulrike von Lewezow.

Wir übergehen mehre Jahre, in denen für die Familie Göthe nichts Besentliches vorfiel, außer der Geburt von zwei Knaben, Walthar und Wolfgang, die Ottilie 1818 und 1820 zur großen Freude des Großvaters zur Welt brachte.

Im Jahre 1822 finden wir Göthe in Marienbad, wo er eines Morgens, nachdem er Brunnen getrunken, in der großen Allee beim Frühstücke saß, die Vorübergehenden musterte und dabei die Zeitung las, aus welcher er ersah, daß der Herzog August Emil von Sachsen-Gotha gestorben war.

„Hat die unruhige Seele endlich Ruhe gefunden,“ murmelte er vor sich hin. „War ein höchst sonderbarer Kauz, aber dabei ein vortrefflicher Mensch und ein guter Regent. Die Gothaer werden ihn vermissen. — Seine Natur konnte einen mächtigen Schwung nehmen, aber es war Etwas in ihm, das sie niederhielt. Sein Leben war ein verfehltes, wie schon seine Erziehung eine verfehlte war. Ohne Zuversicht an sich selbst, empfand er auch keine nach Außen hin. Den Muth, völlig mit der Welt zu brechen, hatte er nicht, wohl aber empfand er, daß es eine Größe gäbe, und daß er dazu bestimmt sei, diese nie zu erreichen. Darum spottete er, und darum, in seinen

einsamen Nächten, klagte er. Und bei allen diesen Sonderbarkeiten fand er doch Zeit, für Kunst und Wissenschaft Manches zu thun; und sein kleines Ländchen befand sich unter seiner Regierung materiell wohl. *) Die Welt wird zwar sagen: Er war ein Narr! mir aber ist er stets ein sehr gnädiger Herr gewesen."

Die Zeitung gab einige nähere Details über die letzten Stunden des Herzogs. Originell, wie er gelebt hatte, war er auch gestorben. Er liebte die Sterne sehr und hatte sich ein Gemach im Schlosse ausmalen lassen mit goldenem Sternengefunkel an der Decke. Der wirkliche Himmel interessirte ihn weniger; er ging nicht aus, in der Furcht, sich zu erkälten, aber im geschlossenen Raume schwelgte er in dem Anblicke der gemalten Sterne. — Als er das Herannahen des Todes fühlte, mußte man ihn eiligst im Bette in dieses Zimmer rollen, und den Blick auf den gemalten Himmel gerichtet, brach ihm das Auge und er hauchte den letzten Seufzer aus. **)

Auch seine Art, sich bestatten zu lassen, war eigenthümlich. Ohne Sang und Klang, befahl er, solle man ihn, in seinen Mantel gehüllt, auf eine Ruhebänk in einem eigens dazu bestimmten Gewölbe niederlegen, das er auf einer Insel nahe beim Schlosse hatte erbauen lassen. ***)

Göthe war noch in Gedanken versenkt über den fürstlichen Sonderling, als ein Bekannter, nachdem er einige vorüberwandernde Damen begrüßt hatte, sich zu ihm gesellte.

„Major,“ rief ihm Göthe, der den Damen mit sichtlichem Interesse nachblickte, hastig entgegen, „Major, wer sind die Damen, die Sie eben begrüßt haben?“

„Es ist die Frau von Lewezow, eine geborne von Brösfigke,

*) Siehe: Gartenlaube.

**) Ebendasselbst.

***) Ebendasselbst.

mit ihren drei Töchtern, wovon die beiden jüngeren verlobt sind. Amalie heirathet den Bruder des preussischen Kriegsministers von Rauch, welcher Platzmajor in Potsdam, und ihre Schwester Bertha einen ungarischen Offizier, der ein Baron von Madak ist," erläuterte der Major von Klingenström, indem er sich unter seiner Rede wohlgefällig den bereits ergrauten Schnurrbart strich und in zwei Himmelanstrebende Spitzen zusammenstrich.

„Ist die bleiche Kranke unter den Verlobten?“ erkundigte sich Göthe mit sichtlichem Antheile.

„Nein, Das ist die älteste von den drei Schwestern. Ulrike kam vor sechs Wochen fast Hoffnungslos erkrankt hier an, hat sich aber in der köstlichen Luft und durch den Gebrauch des heilsamen Wassers bereits wieder sehr erholt.“

„Das Mädchen scheint äußerst interessant zu sein,“ sagte Göthe mit großer Erregung. „Unter ihrer jungfräulichen Schönheit muß eine ruhige, schöne und feste Seele verborgen sein. Sie ist unendlich anziehend, obgleich bleich wie der Engel der Schwindsucht, und ihre blauen Augen scheinen zwei franke Sterne zu sein.“

„Na, die hätten Sie erst sehen müssen, als sie hierher kam; kein Mensch hätte einen Dreier für das Leben des schönen Kindes gegeben, aber jetzt versichert der Brunnenarzt mit Zuversicht, daß er sie retten und vollständig genesen wieder in die Heimath senden werde.“

„Major,“ rief Göthe nach einer kleinen Weile, „Major, sind Sie hinreichend mit den Damen bekannt, um mich ihnen vorstellen zu können?“

„Ich bin nicht nur sehr bekannt, sondern sogar sehr befreundet mit ihnen,“ erwiderte Klingenström, „und wenn Sie es wünschen, so kann die Vorstellung sogleich vor sich gehen; wir werden die Damen dort unten im Rondel finden, wo sie sich nach der Morgenpromenade auszuruhen pflegen. Kommen Sie, Herr Geheimerath.“

Göthe erhob sich und folgte seinem Führer mit einer unnennbaren Empfindung. Seit den wenigen Tagen, die er hier war, hatte er die schöne junge Dame bemerkt, und ohne sie zu kennen, sogleich den größten Antheil an ihr genommen, und als er ihr jetzt vorgestellt wurde, klopfte dem drei- und siebenzigjährigen Manne das Herz, wie einem verzagten Jünglinge.

Die Mutter nahm ihn sehr wohl auf, die Töchter mit sichtlicher Freude; über Ulrikens bleiches Gesicht flog ein matter Rosenschimmer, wie der Widerschein der Morgenröthe auf einer Schneefläche; und mit einer Stimme, die melodisch war, und dabey voll wie ein Glockenton, sagte sie: „Durch Ihre Annäherung an uns, Herr Geheimerath, ist mir ein schöner Wunsch erfüllt. Seit Jahren war es mein geheimes Sehnen, den Dichter meiner Lieblingswerke von Angesicht zu Angesicht schauen und kennen zu lernen.“

„Mein Fräulein, Sie machen mich zum ersten Male stolz auf das Wenige, was ich der Welt zu bieten vermochte.“

„Keine falsche Bescheidenheit, wenn ich bitten darf,“ rief Ulrike lebhaft. „Hätten Sie Nichts weiter, als das liebliche Epos, Hermann und Dorothea geschrieben, so wären Sie schon darum ein großer Dichter — und Sie haben uns so viel Herrliches gegeben, Sie wurden von dem Geschicke so reich begabt wie kein Anderer.“

„Ihr Beifall, mein Fräulein, ist mir so schmeichelhaft, daß er mich zu neuen Anstrengungen begeistern wird, und was durch eine von Ihnen ausgehende Inspiration der Feder des Dichters entflöße, müßte gewiß etwas Vollkommenes, die Welt Befriedigendes werden.“

So war die Bekanntschaft gemacht, und schon nach wenig Tagen war Göthe kein Fremder mehr für die lebenswürdige Familie.

Ulrike blühte täglich schöner wieder auf; Göthe verjüngte

sich, sein Herz schlug wieder voll und kräftig in seiner Greisenbrust, als wäre durch ein Wunder der Liebe plötzlich ein halbes Jahrhundert von ihm abgefallen, er hatte wieder einen Lebenszweck, er liebte — aber er fühlte auch das Lächerliche einer solchen Leidenschaft in seinem Alter, er verbehlte sich nicht, daß es eine Thorheit sei, sich in seinen Jahren einer so Schrankenlosen Neigung hinzugeben. Er kämpfte manchen schweren Kampf, aber jedes Mal trug die Leidenschaft den Sieg davon.

Wollten die Damen sich auf die Promenade begeben, so mußten sie an Göthe's Wohnung vorbei, der jedes Mal lauend an dem Fenster stand. Er eilte dann sogleich mit jugendlichen Schritten hinunter und ging in der brennenden Sonnenhitze, den Hut ehrfurchtsvoll in der Hand tragend, als wandle er neben einer Monarchin, an der Seite des jungen Mädchens einher, und Jedermann sah dem auffallenden Paare bewundernd nach, denn Ulrike fiel durch ihre bleiche Schönheit auf, und Göthe durch das Imponirende, das in seinem ganzen Wesen lag. Der Mann in dem schwarzen Frack mit den vielen Orden war aber auch eine stattliche Erscheinung — die Gestalt kräftig, das braune Gesicht voll Falten und jede Falte voll Ausdruck. Und in Allem solche Biederkeit, Festigkeit, Ruhe und Größe. Wenn er sprach, so sprach er in der Regel langsam und bequem, sowie man sich einen bejahrten Monarchen denkt, wenn er redet; man sah ihm an, daß er in sich selber ruhte und über Lob und Tadel erhaben war.*) Wenn er aber das Wort an Ulrike richtete, so ward er lebhaft und leidenschaftlich; sie übte einen zauberhaften Einfluß auf ihn, dem er sich nicht zu entziehen vermochte, und so überließ er sich denn der Süßigkeit eines ihn in der Gegenwart beglückenden Gefühls, ohne an die Zukunft zu denken. Der stolze Adler war von einer zarten Taube gefangen worden.

*) Eckermann's Gespräche mit Göthe.

Aber was er fühlte, das fand einen Widerklang in Ulrikens jugendlichem Herzen. Mit süßem Schrecken erkannte sie, wie theuer ihr der greise Dichter sei. Das Herz war ihr voll, es drohte überzufließen; da sie aber nicht den Muth hatte, sich einer menschlichen Seele mitzutheilen, so ergoß sie ihre Empfindungen auf das Papier, das ein sicherer Vertrauter ist. Allein sie verfuhr oft mit dem unschuldigen Papiere, wie die Bösewichter mit ihren Mitschuldigen verfahren; sie vernichtete es, sobald es zu ihren Zwecken gedient hatte.

Göthe suchte bei jeder Gelegenheit nicht nur ihre Nähe auf, sondern man konnte ihn auch noch spät Abends unter ihren Fenstern bemerken, wo er den entzückenden Traum träumte, daß es ihm vielleicht möglich sein würde, Ulrikens Liebe zu gewinnen.

Bald war es für die Badegesellschaft in Marienbad kein Geheimniß mehr, daß Göthe Ulrike von Lewezow leidenschaftlich liebe, daß diese Liebe erwidert werde. Die Klatschsucht, der Neid und die Bosheit entfalteten ihre Schwingen. Es wurden Glossen gemacht, man stritt für und gegen die Möglichkeit einer Heirath, kurz, diese Liebe war die große Neuigkeit des Tages und brachte ganz Marienbad in unsägliche Aufregung.

In dem Maße als Ulrike ihrer Genesung mehr und mehr entgegen schritt, nahm sie auch wieder Theil an gesellschaftlichen Freuden. Ihr zu Ehren arrangirte Göthe einst einen Ausflug in das Gebirge, wobei die Damen auf Eseln reiten sollten. Es versteht sich, daß Ulrike Göthe's Dame war, auch hatte er das Thier, das die schöne Bürde tragen sollte, mit einem Sattel von rothem Sammet und silbernen Steigbügeln schmücken lassen. Während des ganzen Wegs ging er neben ihr her, den Sonnenschirm über sie haltend, sie mit aller möglichen Sorgfalt umringend, und tausend süße Worte mit ihr austauschend.

Als das Ziel des Ausflugs erreicht war, wurde im Freien ein glänzendes Diner eingenommen, wobei köstliche Forellen die Hauptrolle spielten. Nach Tische wurde eine Wasserfahrt auf einem großen Landsee gemacht. Die Rähne waren so klein, daß sie außer den Bootsleuten, immer nur zwei Personen fassen konnten. Den Kahn, den Göthe schon einige Tage zuvor für sich in Beschlag genommen, hatte er mit einem Teppiche belegen und mit einem auf grün und weiß angestrichenen Stangen ruhenden Baldachin von grünem Sammet versehen lassen, dessen Vorhänge von goldenen Kordeln mit schweren Troddeln zurückgehalten wurden. Zum großen Aerger vieler Damen aus der Gesellschaft, führte er Ulrike als Königin des Festes in diesen prächtig geschmückten Kahn. Auf dem für sie bestimmten Sitze lag ein grünes Sammetkissen, und auf diesem befand sich als Huldigungsoffer ein Kranz von frischen Kornblumen, den Ulrike mit einem freudigen Ach! begrüßte.

Göthe nahm den Kranz von dem Kissen, deutete Ulrike an, sich niederzulassen, band ihr die Schleife des Hutes auf, den er auf den Boden des Kahns legte, dann ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder und drückte ihr mit den Worten: „So kröne ich die Königin meines Herzens!“ den Kranz auf die duftenden dunkelblonden Locken.

„O, zu Viel! zu Viel!“ rief Ulrike mit einem süßen Lächeln. „Ihre Güte erhebt und beschämt mich zugleich. Womit habe ich so viel Auszeichnung verdient?“

„Der Tugend und Schönheit im Geleite der Grazien, gebühren die Huldigungen der ganzen Welt,“ sagte er, indem er ihre Hand ergriff und sanft drückte. Dann erhob er sich, um ihr gegenüber Platz zu nehmen, jedoch ohne ihre Hand loszulassen.

Ulrike schien bewegt — ihr Gesicht war von einer sanften innern Flamme beleuchtet, wie eine in einem Schlafzimmer aufgehängte Astrallampe.

Indessen hatten die Rähne einen länglichen Kreis gebildet, dem Göthe's Rahn als Admiralschiff vorfuhr. In der Mitte des Kreises befand sich ein großes Fahrzeug, das mit böhmischen Musikanten besetzt war, welche die lieblichsten Melodien ertönen ließen, die zuweilen mit vierstimmigen Gesängen abwechselten. Es war eine Wonnevollte Fahrt voll Lust und Genuß, und was sich die Beiden in dem Admiraltätschiffe einander zuflüsterten, ohne dabei das Wort Liebe auszusprechen, das haben nur die Nixen des Sees gehört.

Als man nach einer Stunde wieder landete, um den Kaffee einzunehmen, waren alle Augen auf Ulriken gerichtet, die, ein Bild holder Jungfräulichkeit, mit dem Kranze auf dem Kopfe, an Göthe's Seite einherschritt.

Die Gesellschaft vertheilte sich an einzelne Tische. Nun ging es über Göthen und Ulriken her. Die Damen, die Ulriken die ihr gewordene Auszeichnung mißgönnten, schwärzten sie an mit ihren rothen Lippen und zerrissen sie mit ihrer elfenbeinernen Zähnen. Am Aergsten ging es her an einem größeren Tische, der ausschließlich mit Damen besetzt war.

„Nein, hat man je eine solche Schaustellung erlebt!“ rief die Baronin von Wiedig; „die kleine Lewezow kommt mir in ihrem Kranze vor wie eine Schäferin. Es fehlt Nichts, als daß der alte Mensch einen Hirtenstab in die Hand nimmt und an einem rosa Bande ein Schäfchen hinter sich herzieht. Gott, wie lächerlich macht sich doch ein Greis, wenn er verliebt ist.“

„Ich muß gestehen,“ sagte Madame Sczymanowska, eine polnische Claviervirtuosin, die durch die Familie von Lewezow mit Göthe bekannt geworden war, „ich muß gestehen, daß ich durchaus nichts Lächerliches darin finde, wenn Herr von Göthe das Fräulein liebt, und ich erachte dafür, daß sie sich trotz ihrer Jugend glücklich fühlen müßte, die Frau eines so ausgezeichneten Mannes zu werden.“

„O gehen Sie doch, meine Liebe,“ rief die Generalin von Dornheim, „die Partie wäre denn doch zu ungleich; er, ein Siebziger und sie kaum zweiundzwanzig Jahre alt! Es wäre zum Todtlachen.“

„Da bin ich anderer Meinung, als Sie,“ warf ihr Madame Sczymanowska ein. „Die Ueberlegenheit der Intelligenz übt einen gewaltigen Einfluß. Durch Hingebung, durch Genie und Talent, durch Uneigennützigkeit und Edelmuth des Herzens gewinnt man die Liebe der Frauen mehr, als durch Jugend und männliche Schönheit.“

„Ja, vielleicht die Liebe überlegener Frauen, wie zum Beispiel, Sie eine sind,“ erwiderte die alte Gräfin Hohenau spiz. „Aber diese Lewezow ist nicht würdig des ihr werdenden Glückes, wenn man es überhaupt ein Glück heißen kann, die Gemahlin eines alten Mannes zu werden. Sie ist auch nicht besonders schön — sie hat ein Puppengesicht.“

„Da haben Sie Recht, liebe Gräfin, Das ist auch meine Ansicht,“ bestätigte die Baronin Wiedig. „Sie hat keine so feine Taille, wie Ihre Tochter, die liebe Comtesse Rosamunde.“

„Und welch' einen Fuß hat sie,“ bemerkte die geschiedene Ministerin von Römhausen. „Wo hat denn nur der Göthe die Augen?“

„Und wo die Ohren?“ setzte die Generalin von Dornheim hinzu. „Das Fräulein hat ja nicht ein Fünfchen Mutterwitz.“

„Da muß ich abermals widersprechen,“ nahm Madame Sczymanowska das Wort; „ich habe Fräulein von Lewezow als eine sehr geistreiche junge Damen kennen gelernt.“

„Sie hat ja eine sehr warme Bertheidigerin an Ihnen,“ sagte die Gräfin Hohenau mit einem spöttischen Auflachen. „Uebrigens, meine Damen, was streiten wir um des Kaisers Bart! Es ist ja noch keineswegs gewiß, daß diese Partie zu Stande kommt. Herr von Göthe hat sich noch nicht declarirt.“

„Er wird es aber thun, und Fräulein von Lewezow wird zugreifen im Glauben an das Sprichwort, daß man bei den Alten gut gehalten wird,“ ließ sich die Generalin von Dornheim vernehmen.“

„In solch' einer Haushaltung, wo der Mann alt, die Frau jung ist,“ bemerkte die Baronin Wiedig, „trägt nicht immer Der die Hosen, der sie tragen sollte. Ein verliebter Greis ist meistens so sanftmüthig und gehorsam, daß er, wenn es sein Weibchen verlangte, auf dem den Kirchturm zierenden Sahne reiten würde, indessen die Galane bei seiner zärtlichen Hälfte aus- und eingehen.“

Ein beifälliges Gelächter belohnte den schlechten Witz der Baronin.

„Wie mag sie es nur angefangen haben, ihn so zu firren,“ warf die Legationsrätbin von Senden hin.

„Nun,“ erwiderte die Baronin Wiedig, „so ein alter Herr ist leicht in einer Schlinge zu fangen, wie ein hungriger Vogel zur Schneezeit.“

„Sehen Sie nur, meine Damen, wie der alte Knabe dem jungen Dinge die Cour schneidet,“ rief die Präsidentin von Zwiefalten. „Er muß ein rechter Geck sein.“

Alle Blicke richteten sich an den Ort, wo Göthe mit der Familie von Lewezow und dem Major von Klingenström saß.

Die Mundwinkel der Madame Sczymanowska zuckten gichterisch; sie wollte eine scharfe Antwort geben, unterdrückte aber ihren Zorn und schwieg.

„Ich möchte ihm keine von meinen Töchtern geben,“ sagte die Gräfin von Hohenau, indem sie eine Prise aus ihrer goldenen Tabatière nahm und bedächtigt zu der großen Hafennase führte.

„Ich auch nicht,“ riefen die Andern im Chore.

„Und ich, wenn ich schon alt genug wäre, um Heirathsfähige Töchter zu haben, ich würde mich hochgeehrt, ja, wahr-

haft begnadigt fühlen, wenn er Eine davon haben wollte," rief Madame Sczymanowska.

„Sie würden sogar im Stande sein, ihn selbst zu heirathen," Hohnlachte die Generalin.

„O ja," erwiderte die Polin mit der größten Unbefangenheit, „ich würde mich unaussprechlich glücklich schätzen, wenn er mich Seiner für würdig erachtete, und würde ihn, wie eine Sclavin, auf den Knien bedienen.“

„Nun, Das nenne ich eine edle Aufopferungsfähigkeit," rief die Gräfin. „Uebrigens könnten Sie Ihr Mitleid für sich selbst aufheben, denn die Frau eines berühmten Mannes ist nie glücklich.“

„Und warum nicht, Frau Gräfin?"

„Setzen wir einmal den Fall, er würde Ulrike von Lewezow heirathen, so wird es überall heißen: Sie ist die Frau des Herrn von Göthe! Sie wird Nichts durch sich selbst sein, wird unbemerkt bleiben, wird einen Mann für Alle haben, nur nicht für sich, kurz, sie wird eine Null sein.“

„Das heißt, Sie schildern hier einen Herzlosen Egoisten, der sich mehr um seinen Ruhm als um seine Frau bekümmert.“

„Nein, meine Liebe, ich schildere einen berühmten Mann, der seinen europäischen Ruf aufrecht zu erhalten hat. Als Solcher wird Herr von Göthe seine ganze Zeit dem Hofe und der Gesellschaft widmen, kann sich daher wenig um seine Frau bekümmern, sie wird für ihn nur ein neues Stück Hausgeräthe sein.“

„Aber wenn die Frau ihn liebt?"

„Dann wird ihr Schicksal nur um so schrecklicher sein, denn von den Fremden übersehen, von ihrem Manne vernachlässigt, von ihrer Familie getrennt, wird sie traurige Tage erleben, wird das Loos Derer beneiden, die einen häßlichen und dummen Mann besitzen, der aber ihr ausschließliches Eigenthum ist; wird ihre Eitelkeit verwünschen, die ihre Wahl auf

einen berühmten Mann lenkte. Selbst von den Dienstboten wird sie übel angesehen werden, denn die Haushälterin wird ihr nie verzeihen können, daß sie durch den Eintritt der jungen Frau gezwungen ward, den häuslichen Scepter niederzulegen. Was halten Sie von dieser Vorhersagung, meine Damen?"

„Daß sie richtig ist und eintreffen wird,“ rief die Generalin von Dornheim. Die andern Damen äußerten sich in gleicher Weise und die Folge war, die nochmalige Versicherung, daß sie sämmtlich, trotz der schönen Stellung des Herrn von Göthe, ihm keine ihrer Töchter zur Gemahlin geben würden.

Madame Sczmanowska biß sich auf die Lippen, um ihre Zunge im Zaume zu halten, erhob sich empört und verließ den Tisch. Sie konnte es nicht mehr aushalten unter diesen Schlangenzungen, die gegen ihre eigene Ueberzeugung sprachen, denn eine Jede von ihnen würde sich überglücklich gefühlt haben, wenn sie den Geheimrath von Göthe als Schwiegersohn hätte angeln können. Nur der Neid und die Mißgunst sprachen aus ihnen.

Die Gräfin blickte der Polin mit einem giftigen Blicke nach und sagte verächtlich: „Gut, daß die Clavierspielerin geht. Wir hätten sie gar nicht in unsern adligen Kreis sollen eindringen lassen. Das verrückte Weib ist selbst verliebt in den Göthe.“

„Nun, sie ist eine Künstlerin, und als Solche muß man ihr Etwas zu Gute halten,“ rief Achselzuckend die Baronin Wiedig.

So wie an diesem Tische, so ging es mit wenig Abwechslung an allen andern Tischen her. Göthe und Ulrike waren der point de mire für alle Blicke, die Gegenstände jeder Unterhaltung, und wurden Schonungslos durch die Heceln der Klatschsucht und der Bosheit gezogen.

Indessen war es an dem Tische, an dem die Familie von

Lewezow saß, sehr heiter zugegangen, jetzt aber, da Göthe gerade in einem anziehenden Gespräche mit der Mutter verwickelt war, erhob sich Ulrike und trat an eine Mauer, über welche man die Aussicht über einen tiefen Abgrund hatte, aus dem sich Himmelhohe Bäume erhoben, und in dessen Tiefe ein brausender Waldstrom über Klippen toste und schäumte. Die Sonne hatte sich seit einer Weile verdunkelt, und am Horizonte hatte sich schwarzes Gewölk angehäuft, das von einem Feuerfarbigen Rande besäumt war. Oberhalb dieses Gewölks schwammen noch einzelne rosenfarbige Wölkchen auf blaßgrauem Grunde, und noch näher an der Stelle, wo früher die Sonne gestanden, zogen sich lila Streifen hin und dann kamen graue, dunstige Wolken; die Vögel flatterten scheu und ängstlich, in der Ferne quakten Frösche, und jetzt zuckte ein blasser Blitz und der Donner begann dumpf zu grollen.

Mit auf der Brust gefalteten Händen stand Ulrike an der Mauer und sah das großartige Schauspiel mit Entzücken an. Göthe trat zu ihr.

„Was machen Sie da, mein Fräulein.“

„Kann man hier anders als betend schauen?“ sagte sie, indem sie erst in den Abgrund und dann gegen Himmel deutete. „Gott ist überall groß, aber gewiß am Größten in der Natur.“

„Ja, die Natur ist erhaben, und glücklich wäre Der, der in ihr Laboratorium eindringen könnte,“ erwiderte Göthe. „Doch kommen Sie, das Gewitter wird gleich losbrechen, und sehen Sie, es fallen schon einzelne Regentropfen.“

Er bot ihr den Arm und führte sie in das Haus, nach welchem sich im wilden Durcheinander die ganze Gesellschaft drängte.

Alle die vielen Menschen waren in einen einzigen großen Saal zusammengedrängt, in dem ein Gesumme herrschte, wie wenn ein Bienenschwarm auszieht. Das Gewitter brach los,

ging aber ziemlich schnell vorüber; der Himmel ward klar, die Sonne, die vor ihrem völligen Untergange sich noch einmal zeigen wollte, verwandelte die auf den Blättern stehen gebliebenen Regentropfen in funkelnde Diamanten und von dem Gewitter blieb Nichts übrig, als ein angenehmer Geruch, den das Laub der alten Eichen ausströmte und die den Weg begrenzenden Himbeerstauden ausdünsteten.

Die Damen bestiegen ihre Esel wieder, der Heimweg wurde angetreten, und wie am Morgen, so ging auch Göthe jetzt wieder neben dem Thiere her, das Ulrike trug. Nur mit ihren Empfindungen beschäftigt, sprachen Beide kein Wort — und wozu denn auch? Die Liebe ist ja ein Himmlisches Duett, das sich auch ohne Wort singen läßt.

Marienbad war fast erreicht, als Ulrike plötzlich sagte: „Herr Geheimerath, ich habe eine Bitte an Sie.“

„Sie ist gewährt, mein Fräulein, wenn es anders in meiner Macht steht, sie erfüllen zu können.“

„Wollen Sie mich durch ein paar Zeilen in mein Album erfreuen?“

„Mit tausend Freuden, mein Fräulein! Und ich will Ihnen gleich sagen, was ich Ihnen hineinschreiben werde.“

„Nun, ich bin begierig.“

„Ich werde Ihnen hineinschreiben: „Am Abende des siebenten Tags schuf Gott nach allem Andern die Liebe, um seinem Werke Leben und Bewegung zu geben und ihm die Krone der Herrlichkeit aufzusetzen.“

„O, Das ist ein schöner, ein sehr schöner Gedanke,“ rief Ulrike mit Wärme, „an diesen wenig Worten erkennt man den Meister. So edel habe ich die Liebe noch nie schildern hören.“

„Was ich Liebe nenne, mein Fräulein,“ entgegnete Göthe mit vor Empfindung leise bebender Stimme, „ist ein Gefühl, das uns zum strengsten Richter gegen uns selbst macht; das uns erkennen läßt, daß wir nie groß und edel, muthig und

uneigennützig genug sein werden, um zu verdienen, daß zwei geliebte Augen einen Augenblick mit gleicher Liebe auf uns verweilen.“

Von magnetischer Gewalt geleitet, wurzelte Ulrikens Blick in dieser Secunde in dem seinen; Beide fühlten das Aus- und Einströmen der Electricität und versanken wieder in Schweigen.

Jetzt war die Wohnung der Familie von Lewezow erreicht; Göthe hob Ulriken aus dem Sattel, und der Händedruck, den sie mit einander austauschten, sagte mehr, als die beredtesten Worte hätten thun können.

Jetzt langte auch die Mutter mit den Schwestern an, und nach einigen ausgetauschten Höflichkeitsformeln entfernte sich Göthe, um sich zu Hause an dem seligen Bewußtsein zu laben, daß er geliebt werde, daß die zarte Rosenknospe es nicht verschmähe, in seinem Winterschnee zu blühen.

Ulrike vermochte in dieser Nacht die Augen nicht zu schließen, tausend angenehme Bilder gaukelten um ihr Lager und flammend stand der Gedanke vor ihrer Seele: „Er liebt mich! Der Herrliche hat seine Augen auf mich geworfen. Doch will ich mein Glück verstecken, wie sich die Beilchen unterm Grase verstecken, denn die Welt verzeiht es nicht, wenn man glücklich ist — aber,“ setzte sie seufzend hinzu, „sie verzeiht es eben so wenig, wenn man ihrer entbehren kann.“

Von einem angekommenen Freunde zurückgehalten, erschien Göthe am andern Morgen nicht so frühzeitig auf der Promenade, als es sonst seine Gewohnheit war. Die Damen tranken ihr erstes Glas Brunchen, und Frau von Lewezow schlug sodann mit ihren Töchtern einen ganz abgelegenen Weg ein, der in der Regel nicht von den Kurgästen betreten wurde.

„Amalie und Bertha,“ sprach sie zu ihren beiden jüngern Töchtern, „ich bitte Euch vorauszugehen, ich habe mit Ulriken zu reden.“

Als sich die beiden Mädchen entfernt hatten, fragte Frau von Lewezow ohne weitere Vorrede: „Wie stehst Du mit dem Geheimerath von Göthe, mein Kind?“

„Ich! Wie so, Mama?“ gegenfragte Ulrike mit einem sanften Erröthen. „Wie meinst Du Das?“

„Nun, es ist offenbar, daß er sich sehr für Dich interessirt; einer Lewezow aber macht man nicht den Hof ohne Absicht, und so frage ich Dich, hat er sich gegen Dich erklärt?“

„Nein, Mama; er beschränkt sich darauf, artig und aufmerksam gegen mich zu sein. Doch den Fall gesetzt, er liebte mich, würdest Du Etwas gegen eine derartige Verbindung einzuwenden haben?“

„Nein, mein Kind, Das könnte ich nicht, denn sie wäre in jeder Beziehung ehrend für Dich — aber der große Unterschied des Alters“

„Nun, der dürftest Dich am Wenigsten abhalten, uns Deinen Segen zu geben; es ist schon manche Ehe zwischen einem alten Bräutigam und einer jungen Braut geschlossen worden, die sehr glücklich ausfiel.“

„Ja, Das ist zuweilen vorgekommen,“ erwiderte Frau von Lewezow Gedankenvoll. „Aber, Kind, ich habe auch noch Bedenken anderer Art und halte es für meine Mutterpflicht, Dir dieselben mitzutheilen. Dem Geheimerath von Göthe würde ich meine Tochter unbedenklich geben, aber der berühmte Dichter schreckt mich ab und weckt Befürchtungen für die Dauerhaftigkeit Deines Glücks in mir. Solch' ein berühmter Mann durchschreitet das Leben wie ein Theaterkönig mit seiner Goldpapierenen Krone und seinem als Purpur gefärbtem Mantel von schlechtem Baumwollenzeuge. Solch' ein Mann bedarf einer großen Bühne, um darauf zu agiren und sich zur Schau zu stellen. Das häusliche Leben an der Seite einer einfachen Frau wird ihn bald ermüden.“

„Aber mein Gott, Mama, wenn er seine Frau liebt, so wird sie ihm höher stehen als die Welt mit allen ihren Schuldigungen.“

„Im Anfang allerdings, mein Kind! Aber bald wird er sich wieder nach dem Ruhme sehnen, der ihm ein zweites Leben geworden ist, nach den Schuldigungen, die er als einen schuldigen Tribut betrachtet. Eine ebenfalls berühmte Frau würde er allenfalls als sich ebenbürtig betrachten, selbst eine nur glänzende Lebensgefährtin würde ihm vielleicht genügen — aber Du, mein Kind, Du wirst nie eine glänzende Frau werden. Du bist zwar gebildet, wie es für eine Dame Deines Standes erforderlich ist; ich habe, Gott sei Dank, Nichts vernachlässigt bei der Erziehung meiner Kinder, aber Dein einfaches Wesen, Deine Bescheidenheit werden Dich stets abhalten, Dich hervorzudrängen oder Dich bemerkbar zu machen.“

„Und so glaubst Du, Mama, daß ich Herrn von Göthe nicht glücklich machen würde, wenn er etwa die Absicht haben sollte, meine Hand zu begehren?“ fragte Ulrike mit einem Seufzer, den sie vergebens zu unterdrücken versuchte.

„Ich fürchte, daß Du ihm nicht wirst genügen können, und ich möchte Dich doch so gern glücklich sehen,“ erwiderte die Mutter mit trübem Ernste. „Wenn aber eine Frau ihrem Manne nicht genügt, so wird er gleichgültig gegen sie, und es ist schrecklich, wenn solch' ein armes Wesen die Augen nicht aufschlagen kann, ohne einem kalten Blicke zu begegnen; wenn sie den Mund nicht öffnen kann, ohne eine ironische Antwort zu erhalten; wenn sie von Jedermann mit Auszeichnung, von ihrem Manne aber stets mit demüthigender Geringschätzung behandelt wird.“

„Du schilderst schrecklich, Mama! Aber wenn einen solchen Mann die Frau liebt, so wird sie um seiner Größe willen Viel ertragen.“

„Dann ist sie doppelt unglücklich, meine Tochter! Denn

bedenke, wie empfindlich es für sie sein muß, wenn sie ihm liebend entgegen kommt und zurückgestoßen wird; wenn sie öffentlich lächeln muß und im Geheimen weint und denken muß, daß es ewig so sein wird, daß sie vor Gott geschworen hat, diese Kette bis an's Ende zu tragen. Das geht über die weiblichen Kräfte, der Muth verläßt solch' ein armes Opferlamm, und dann, Ulrike, dann vertauscht sie nicht selten die Verzweiflung mit der nagenden Reue, indem sie anderwärts Trost sucht, schuldig wird und fällt."

„Nicht weiter, Mama, ich bitte Dich, nicht weiter,“ rief Ulrike in Angsthafter Hast. „Nein, dahin soll, dahin wird es nie kommen, und überhaupt weiß ich ja gar nicht, ob Herr von Göthe wirklich Absichten auf mich hat.“

„Was ich Dir sagte, liebes Herz,“ versetzte Frau von Lewezow, „mußte ich Dir sagen, denn ich bemerkte leider, daß der greise Dichter einen tiefem Eindruck auf Dich gemacht hat, als es für Deine Ruhe gut ist — und jetzt, nachdem ich meine Schuldigkeit gethan, sage ich: Wie Gott will! — Doch laß uns jetzt auf die Promenade zurückkehren, es ist Zeit, das zweite Glas zu trinken.“

Sie rief ihre vorausgegangenen Töchter zurück und die Damen begaben sich gemeinschaftlich an den Brunnen, wo sie bald von mehren Bekannten umringt wurden. Ulrike ließ sich ihr Glas füllen und begab sich damit in ein einsames Gebüsch, wo sie gern allein zu sitzen pflegte.

Dort setzte sie sich auf eine Moosbank, athmete tief auf und versank dann in tiefes Nachdenken. Die Bemerkungen ihrer Mutter stiegen wie drohende Gespenster vor ihr auf, stellten sich zwischen sie und ihren greisen Anbeter und sie fragte sich, ob die Frau eines solchen Mannes denn wirklich nicht jenes Leben des Herzens leben könne, das so ruhig, so sanft, so unerläßlich zum häuslichen Glücke ist, und ob er denn unbedingt einer großen Schaubühne bedürfe, um darauf zu glän-

zen, und weder die Liebe noch die Sorgfalt seiner Frau hinreichen würden, seine Seele auszufüllen.

„So einsam und in Gedanken, mein Fräulein?“ ließ sich plötzlich eine tiefe, volltönende Stimme vernehmen.

Sie schrak mit einem leisen Aufschrei zusammen. Göthe stand vor ihr.

Er war mit einigen Herren auf der Promenade gerade in dem Augenblicke erschienen, als sich Ulrike in das Gebüsch begab. Seinem Falkenauge war Dies nicht entgangen; sobald er sich von seinen Begleitern losmachen konnte, folgte er ihr nach.

„Wie ist Ihnen die gestrige Partie bekommen?“ Mit diesen Worten nahm er Platz an ihrer Seite und eröffnete ein Gespräch, das sich erst um Allgemeinheiten drehte, dann aber unmerklich in einen Ton der Leidenschaft überging, der Ulrike erschütterte und beängstigte. Ulrike wechselte häufig die Farbe, ihr Herz klopfte ungestüm — sie suchte Göthe's Worten, die voll Gluth und Feuer waren, ohne jedoch eine directe Liebeserklärung zu enthalten, mehrmals Einhalt zu thun, da ihr Dieses aber nicht gelang, so sagte sie endlich mit bebender Stimme:

„Sie sprechen eine Sprache, Herr Geheimerath, die mir das Herz durchdringt, ich verstehe sie, sie entzückt mich, aber es ist mir unmöglich, darauf zu antworten.“

Sie erhob sich, verbeugte sich leicht und entfernte sich mit raschen Schritten. Göthe blieb in Namenloser Bestürzung zurück. Ulrikens Worte, aus denen er Kälte und Gleichgültigkeit herauszulesen glaubte, mischten Eis in sein Blut und stürzten ihn von den lachenden Höhen herab, worauf ihn die Flügel der Hoffnung getragen hatten.

„Was war Das?“ flüsterte er leise. „War Das Verschmähung bevor ich noch gesprochen hatte? Wollte sie sagen: Deine Huldigung gefällt mir, aber ich kann Deine Neigung

nicht erwidern? O, durch ihre Worte getödtet, wird meine Liebe sterben. Doch nein, nein, was unsterbliches Leben hat, kann dem Tode nicht verfallen. O, und auf morgen ist meine Abreise festgesetzt, die ich nicht länger verschieben kann."

Er stand auf und verließ das Gebüsch. Die Promenade war indessen leer geworden, doch innerlich zu sehr erregt, um in die Einsamkeit seines Zimmers gehen zu können, begann er über Klippen und dornigte Wege zu laufen; er wollte den Körper ermüden, um die Seele zur Ruhe zu bringen. Nachdem er einige Stunden die Kreuz und die Quere gelaufen war, begegnete ihm ganz unerwartet der Major von Klingenström.

„Nun, Herr Geheimerath,“ rief ihm Dieser schon von Weitem zu, „bummeln Sie auch herum in der Sonnenhitze? Na, Das ist hübsch, daß sich schöne Seelen so begegnen.“

„Von mir ist Das kein Wunder,“ erwiderte Göthe, indem er Kehrt machte, um mit dem Major nach der Stadt zurückzugehen — „ich habe von je so ein Stück von der Natur des ewigen Juden gehabt. Aber Sie, Major, der Sie ein großer Freund der Ruhe sind, was treibt denn Sie zum Wandern in der Mittagsgluth? Es muß sich Etwas ganz Besonderes bei Ihnen ereignet haben.“

„Hat sich auch, mein Bester, hat sich auch. Ist mir ein obdöser Streich passirt. Denken Sie sich, Geheimerath, kriege ich da heute einen Brief von meinem Bruder, dem Majorats-herrn, worin er mir schreibt, er habe eine Wittwe für mich auf dem Korn, die müsse ich heirathen. Verfluchter Kerl, Der!“

„Und Sie wollen nicht?“

„Ich eine Wittwe heirathen,“ rief der Major mit wahren Entsetzen. „Nein, da denke ich ganz wie jener Römer, der, eine Wittwe heirathend, sagte: „Es ist ein böses Omen, daß ich mich auf demselben Fahrzeuge einschiffe, auf dem mein Vorgänger Schiffbruch gelitten hat.“ — Zudem wird die

besagte Wittwe wahrscheinlich ein mit harten Thalern gefüllter ruhiger Theekessel sein. Pfui! Es ist schauderhaft nur daran zu denken. Es ist die Aschgraue Möglichkeit, daß mein Bruder mir solch' einen Vorschlag thun konnte. Verfluchter Kerl! So was ist in der ganzen Weltgeschichte noch nicht vorgekommen.“

„Nun, Sie brauchen ja nicht gerade die Wittwe zu heirathen, Sie können sich ja ein nettes junges Weibchen nach eigenem Geschmacke wählen.“

„Daß ich ein Narr wäre,“ rief der Major. „Grüne Pflanzen muß man nicht in alten Boden versetzen, sonst gehen sie ein, oder sie schlagen aus und verderben.,,

Göthe, der es dem ganzen Habitus des Majors ansah, daß er etwas über die Schnur gehauen und sich schon am frühen Morgen gütlich am Wein gethan hatte, sagte daher lächelnd: „Sie scheinen heute nicht in der Stimmung zu sein, dem Ehestande das Wort zu reden.“

„O ja, unter Umständen,“ erwiderte der Major — „da wo sich Gleich und Gleich gesellt, Das heißt, in der Jugend. Aber wenn man einmal graue Haare hat, so greifen die Weiber zwar zu, wenn sie wissen, daß man Moneten hat, denn es sind Vögel, die am Liebsten in einem goldenen Käfig leben, aber es sind meistens Spottvögel, die ihre Eigenthümer verhöhn.“

„Sie urtheilen scharf.“

„O nein, ich gehöre nicht zu denen, die die Lockenköpfe tadeln, weil sie keine Haare mehr haben, und die behaupten, das Fleisch wäre nicht zu beißen, weil ihnen die Zähne fehlen — aber die Wahrheit sage ich immer heraus, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Die Weiber sind die natürlichen Feinde der Ehemänner; da, sehen Sie,“ fuhr er, auf einen gepackten Reisewagen, der Badegäste wieder in die Heimath trug, deutend fort, dort in diesen Koffern und Schachteln ist ihr Kriegsmaterial enthalten, und die Toilette einer Frau ist

stets ein den unbekanntem Göttern errichteter Altar. Für den Mann ist das schludrigste Négligé gut genug, aber vor der Welt lassen sie sich nur im Paradeanzuge sehen."

„Es giebt auch Ausnahmen,“ warf ihm Göthe ein.

„Ja die sind man dünn gesäet. Auf der Bühne des Lebens ist der Mann nur der Coulissenschieber seiner Frau, höchstens der Decorationsmaler oder der Souffleur. Der, für den sie spielt, befindet sich jenseit der Rampen.“

„Wären Sie schon einmal verheirathet gewesen,“ sagte Göthe, „so würde ich denken, Sie hätten sehr bittere Erfahrungen gemacht.“

„Habe ich auch keine Erfahrungen auf eigenem Grunde und Boden gemacht, so habe ich doch scharf auf fremdem Terrain beobachtet. Na, ich bin man auch ein Sünder gewesen, weiß, wie's den Ehemännern geht, wie ihnen Sand in die Augen gestreut wird. Nun ist aber die Treue eine Tugend, über die man sich gern hinwegsetzt, die man aber selten seiner Frau zu erlassen geneigt ist, und wenn ich die Meinige je auf einer falschen Fährte ertappte, Geheimerath, ich wäre dann im Stande etwas Kanibalisches zu thun.“

Er blieb mit weitausgespreizten Beinen stehen, rollte die Augen fürchterlich und gab den Spitzen seines Schnurrbarts eine höchst drohende Stellung. Nach einer Weile hob er wieder an: „Bedenken Sie, wenn ich auch noch zum Unglücke eifersüchtig wäre, wenn ich jede Handlung meiner Frau durch das Vergrößerungsglas des Verdachtes betrachtete und ihrer Tugend allerlei Mäusefallen stellte — Das wäre ja ein Höllenleben.“

„Sie malen auch Alles gar zu sehr in's Schwarze, lieber Major.“

„Im Gegentheile, meine Farben sind noch lange nicht schwarz genug. So frage ich Sie zum Beispiele, aus welchem Grunde wird oft eine Frau ihrem Manne untreu? Etwa weil sie einen Andern liebt? — dann wäre doch noch Methode in ihrer

Treulosigkeit. Aber nein, die Weiber hassen sich untereinander und gar Manche nahm schon einen Liebhaber,, bloß um ihn einer Andern zu entreißen, der sie einen empfindlichen Streich dadurch spielen wollte.“

„Major, Sie verläumdern das schöne Geschlecht,“ sagte Göthe. „Es giebt auch noch wahre Tugend; und diese ist streng gegen sich selbst und nachsichtig gegen Andere, weil sie auch nicht ein Mal das Böse ahnt, dessen sie unfähig ist — und dann bedenken Sie, wie sehr Kinder Eheleute an einander binden.“

„Ja, Kinder, die bringen man erst die rechte Misère in's Eheleben,“ rief der Major vor Eifer sprudelnd. „Bormals allerdings war ein Familienvater ein kleiner Monarch, dessen Wille Gesetz war, und Niemand dachte daran, sich seiner Machtvollkommenheit zu entziehen; aber in unsern verderbten Zeiten ist der Mann nur der erste Kammerdiener seiner Frau, der Vater nur der Maitre-de-Blaisirs seiner Kinder, die ihm ganz ungeschent Nasen drehen und seine väterliche Autorität verspotten. Und was kostet heut' zu Tage ein Hausstand! Die Enten und Gänse gehen barfuß, aber die Frauen und die Töchter wollen ungeheuern Staat haben, der Sohn will den feinsten Mann machen — Nein, mein Bruder soll zum Teufel gehen mit seinen Vorschlägen, ich will weder eine Alte noch eine Junge; überhaupt,“ setzte er hinzu, indem er Göthen derb auf die Schulter schlug, „überhaupt wäre es ein Unsinn, wenn alte Knaben wie wir, noch an's Heirathen denken wollten.“

Als er Das sagte, waren sie gerade vor ihrem Gasthause angekommen, in welchem eben die Speiseglocke geläutet wurde. Sie begaben sich sogleich in den großen Saal und setzten sich an die Tafel.

Nach Tische ging Göthe auf sein Zimmer, warf sich auf das Sopha und grübelte lange. Manches, was der Major gesagt, hatte einen schmerzlichen Widerhall gefunden; er fühlte,

daß er unter Umständen sehr eifersüchtig auf Ulriken werden könnte, und daß er dann Namenlos unglücklich sein würde. Vor seinen Augen erschienen alle fantasmagorischen Erscheinungen, die man so leicht heraufbeschwört, wenn man eifersüchtig ist, und er schauderte vor seiner Zukunft. Er kämpfte lange einen schmerzlichen Kampf mit seinen Wünschen, dann sagte er seufzend: „Wenn ich sie aufgeben muß, so werde ich in meinem Innern ewig Trauer tragen um diese Liebe. O, es ist ungerecht von Gott, daß er uns unersättliche Wünsche in das Herz legt und uns deren Befriedigung versagt.“

Er stand auf und ging gegen Abend aus, um einige schickliche Abschiedsbesuche zu machen. Als er zu Frau von Lewezow kam, war man sehr erstaunt über seine Abreise, die man nicht so gar nahe bevorstehend gewähnt hatte. Ulrike ward durch diesen Abschied sehr weich gestimmt. Den Damen zuweilen schreiben zu dürfen, erbat sich Göthe die Erlaubniß, die ihm bereitwillig zugestanden wurde. Endlich wurde an dem schönen Mondhellen Augustabende noch ein Gang in's Freie beliebt.

Man traf unterwegs mehre Bekannte, die sich an die Gesellschaft angeschlossen; so konnte Göthe, der sehr einsylbig war, wenig mit Ulriken reden, an deren Seite er fast stumm einherging. Nur einmal, da sie einen kleinen Vorsprung gewonnen hatten, sagte Ulrike mit sanft klagender Stimme: „Sie wollen also wirklich Marienbad schon verlassen, Herr Geheimrath?“

„Ja, mein Fräulein,“ erwiderte er beklommen; „die Pflicht ruft mich zurück, aber der hiesige Aufenthalt wird ewig in meiner Seele leben, und aus meiner Erinnerung und meiner Sehnsucht wird ein bitteres Glück entkeimen. In meinem Herzen werden tausend Blumen erblühen, frisch wie jene, die auf den Wiesen stehen. Ich werde sie sammeln und aufheben, um sie Ihnen zu geben, wann wir uns wiedersehen werden, wenn mich

anders nicht der Tod vor unserer Wiedervereinigung einer Welt entreißt, die für mich durch Ihre Abwesenheit zu einer Wüste werden wird.“

Die Andern kamen jetzt wieder näher, und so brach er schnell ab. Vor der Wohnung der Damen nahm er nochmals im Allgemeinen Abschied. In dem Augenblicke, da er Ulrikens Fingerspitzen küßte, rollte eine brennende Thräne aus ihren Augen und fiel auf seine Hand.

Er eilte fort. Einige Schritte von dem Hause tranken seine Lippen diese Thräne mit Wollust auf. „Sie weint um mich, ich bin ihr nicht gleichgültig,“ jubelte sein Herz. „Bedenke Deine grauen Haare, mache Dich nicht lächerlich vor der Welt!“ flüsterte ihm der Verstand zu, und so suchte er niedergeschlagen sein Lager auf.

Am andern Morgen verließ er Marienbad bei Tagesanbruche. Im Vorüberfahren warf er einen sehnsüchtigen Blick auf das Fenster, hinter welchem Ulrike schlief. „Vielleicht träumt sie von mir, vielleicht wacht sie und gedenkt mit Antheil des Scheidenden!“ so tönte es in seinem Innern, dann legte er sich schwermüthig in die Kissen des Wagens zurück.

Als er Marienbad eine Strecke hinter sich hatte, zog er sein Notizenbuch hervor und schrieb mit Bleistift jenes Gluthvolle Gedicht hinein, welches unter dem Titel: Trilogie der Leidenschaft, oder auch: Marienbader Elegie bekannt ist; jenes Gedicht, in dem die Gewalt eben gereifter Jünglingskraft zu erkennen ist, in dem in Strömen eine überreiche gesunde Leidenschaft in's Unendliche dahinfließt, um sich des Liebeschweren Gehaltes zu entledigen — jenes Gedicht, das Ulrikens Name zu den kommenden Geschlechtern tragen wird.

1822.

Ein Echoklang aus längstvergangener Zeit.

Auf ihrem Landſiße zu Knoop bei Kiel, wandelte auf den Arm eines ſchönen dreizehnjährigen Mädchens geſtüzt, eine alte Dame, die wohl an die ſiebzig Sommer erlebt haben mochte, in ihrem weitläufigen Blumengarten herum, während der Gärtner mit ſeinen Gehülſen die zum Ueberwintern beſtimmten Stöcke und Stauden ausgrub und in die warmen Glashäuser oder in den ſchützenden Keller brachte. Ein kleines, etwa vierjähriges Mädchen, lief ſpielend zwischen den Blumenrabatten herum.

„Alwine, ziehe Deinen Shawl dichter an den Hals hinauf,“ ſagte die alte Dame in etwas pedantiſcher Redeweife, deren gehaltener Ton eine allzugroße Lebhaftigkeit abwehren ſollte; „im Spätherbſte iſt die Luft rauh, und man zieht ſich leicht eine Erkältung zu, Du aber mußt Dich doppelt in Acht nehmen, da Du ſo leicht zu Halsentzündungen geneigt biſt.“

„Großmama, es iſt ja heute ganz mild, nicht der geringſte Windeshauch weht in der faſt ſommerlichen Luft,“ erwiderte das junge Mädchen, indem es ſich feſter in den buntgewirkten türkiſchen Shawl hüllte.

„So iſt die Jugend: immer leihtſinnig,“ ſprach die Groß-

mutter mit sanftem Tadel, „sie beachtet nur den Augenblick, aber es wird jetzt, da die matte Sonne am Untergehen ist, gleich kühler werden, und Das ist der kritische Augenblick, denn wir haben wenigstens noch eine halbe Stunde im Garten zu bleiben.“

Bei diesen Worten band sie der Enkelin zur größern Vorsicht noch ihr gesticktes Taschentuch um den schlanken weißen Hals.

Die Dame selbst, die klein und schwächlich von Gestalt, aber doch Würdevoll und edel in ihrem ganzen Wesen war, hatte sich gegen den Einfluß der Bitterung durch einen gut wattirten Mantel von schwarzem Atlas geschützt, den sie über einem Kleide von schwerem braunen Damast trug. Das weiße, Faltenreiche Gesicht, das wenig irdische Affecte mehr zu beherbergen schien, war von kurzgeschnittenen weißen Löffchen umgeben, die in großer Fülle aus der eingekniffenen, fleckenlosen Spitzenhaube hervorquollen, die mit blaßblauen Bandschleifen verziert war.

„Tante Bernstorf, darf ich diese Asters abbrechen?“ rief das vor einem Blumenbeete stehen bleibende Kind. „Bitte, sage ja, ich möchte einen Kranz binden, und ihn der Mama mitbringen.“

„Nein, Auguste, Du darfst keine Blume abbrechen, denn Das heißt sie tödten, und man muß ihr kurzes Leben so lange als möglich zu erhalten suchen; zumal da diese Asters die letzten Blumen des Jahres sind.“

„Wie sprichst Du doch so sonderbar, Tante Bernstorf,“ lachte die Kleine; „wie kann man denn die Blumen tödten, da sie nicht lebendig sind und sich nicht von der Stelle rühren.“

„Wenn sie sich auch nicht fortbewegen, mein Kind, so leben sie doch so gut, wie Du und ich. Wenn man sie bricht, so begeht man einen Mord, denn sie welken alsdann und sterben.“

„So thut man ihnen wohl auch weh, wenn man sie abreißt?“

„Gewiß, Auguste,“ rief Alwine lachend, „und es läuft auch manchmal Blut aus ihren Wunden, das aber nicht roth, sondern grün oder weiß ist.“

„Da bin ich aber froh,“ rief das Kind mit bestürzter Miene, „daß ich keine umgebracht habe. Ach, ich würde mich sehr erschrocken haben, wenn die arme Blume geschrien hätte, wie ich oft schreie, wenn ich mich klemme oder stoße.“

„Nun, zum Lohne Deines Gehorsams,“ sagte die Gräfin, die eine große Kinderfreundin war, „sollst Du den schönen Apfel nehmen dürfen, der dort im Grase liegt.“

Die Kleine sprang Seelenvergnügt auf den Apfel zu und biß mit dem besten Appetite hinein; aber bald darauf verfinsterte sich ihr liebes Gesichtchen, als sie die Kammerjungfer ihrer Mutter durch die Allee kommen sah, die abgeschickt war, um das Töchterchen der Gräfin Baudissin nach Hause zu holen.

Die Kleine weinte und wollte nicht gehen.

„Gehorsam ist der Kinder erste Pflicht,“ sagte die Gräfin. „Wenn Du weinst, Auguste, und nicht artig zu Deiner Mama gehst, so darfst Du nie mehr zu mir kommen.“

Auf diese Drohung, die ihm entsetzlich war, wischte das Kind schnell seine Thränen ab, küßte die Gräfin und Alwine zum Abschiede, und ließ sich dann ohne Widerrede von der Kammerjungfer fortführen.

Die Gräfin blieb noch bald da, bald dort bei einem Gärtnerburschen stehen, gab ihre Befehle wegen Unterbringung der Pflanzen, aber sie sagte Alles in einer so freundlichen und gütigen Art, daß die Leute sie wahrhaft anbeteten.

Diese Dame war die ehemalige Auguste von Stollberg, die in ihrer Jugend Göthe's eifrige Correspondentin, seine Theilnehmende Freundin gewesen war.

Sie hatte nach dem Tode ihrer ältern Schwester deren Wittwer, den allverehrten dänischen Minister Andreas Peter, Graf von Bernstorff geheirathet, und war seinen Kindern eine

Liebevolle vortreffliche Mutter geworden. Auch sie gebar einen Knaben, der die Sonne der Aeltern, der Stolz der Mutter war; aber zu ihrem unsäglichen Schmerze starb er, als er kaum das vierte Jahr erreicht hatte. Später verlor sie den angebeteten Gemahl, dann die beiden unaussprechlich geliebten Brüder. Ein Sturm riß den Jüngeren hin und zerstörte die vorher noch jugendliche Lebenskraft des Aelteren. Auguste fühlte sich unaussprechlich verwaist durch alle diese Verluste, allein die ihr innewohnende tiefe Frömmigkeit, die Alles kindlich und fest glaubte, was Andern nicht so tief vor der Seele steht, die so sicher war, daß ihre Gebeine am jüngsten Tage auferstehen würden, wie die Blumen im Frühlinge, pries dennoch Gott, weil sie hoffte: Aeltern, Geschwister, Freunde, Kinder und den geliebten Gatten jenseits wieder zu finden.

So war sie in Frömmigkeit und Gottergebung alt geworden; wo sie Menschen fand, die böse Wege wandelten, war sie mild; statt zu verunglimpfen, suchte sie zu bekehren, weil es ihr eine Angelegenheit des Herzens war, Andern zu dem Frieden zu verhelfen, den sie selbst genoß — und eine Predigt von dem berühmten Kanzelredner Claus Harns, war ihr ein Tropfen Manna in der Wüste.

Als sie jetzt mit Alwinen über den Hof ging, traf sie dort mit einer jungen Dame zusammen, die sie zu besuchen kam.

„Es ist sehr lieb von Ihnen, daß Sie kommen, liebe Emilie!“ rief ihr die Gräfin freundlich zu und reichte ihr beide Hände hin. „Sie bleiben doch den Abend bei mir, denn ich bin allein, da Alwine nach dem Thee noch zu packen, und folglich den ganzen Abend Beschäftigung hat.“

„Geht Alwine weg?“ fragte Frau von Binzer mit einem freundlichen Neigen des Kopfes gegen das junge Mädchen.

„Ja, sie geht auf einige Wochen zu ihrem Vater nach Plön; mein Sohn Christian sehnt sich gar sehr nach ihr.“

„Nun,“ erwiderte Frau von Binzer, die sich seit einiger

Zeit zum Besuche bei der Gräfin Baudissin aufhielt, „so ist es ja doppelt gut, daß ich Etwas zum Vorlesen mitgebracht habe.“

„Haben Sie? — nun, Das ist schön von Ihnen, theure Emilie! Sie Gute sind doch immer darauf bedacht, mich alte Frau zu erfreuen.“

Unter diesen Worten hatte man das Wohnzimmer der Gräfin erreicht und da jetzt die Dämmerung mit Nacht einbrach, so zündete ein Bedienter die Astringlampe an, ließ die Rouleaux herab und schloß die schweren, grünen Damastvorhänge, wodurch das Gemach, das mit einer dunkelgrünen Sammettapete ausgeschlagen war, auf welcher in breiten Goldrahmen verschiedene Familienportraits hingen, etwas ungemein Trauliches erhielt.

Bald broddelte in einem silbernen Theekessel auf einem Kohlenbecken von gleichem Metall, das Wasser. Alwine brühte den Thee an, füllte die Tassen, aus denen ein angenehm riechender Dampf aufstieg, bot feines Gebäck an und machte die aufmerksame Wirthin auf eine so allerliebste Weise, daß die Großmutter und Frau von Binzer ihrem anmuthigen Treiben mit sichtlichem Wohlgefallen zusahen.

Während der Thee getrunken ward, fragte Frau von Binzer: „Wann gedenken Sie wieder in die Stadt zu ziehen, beste Gräfin?“

„Ich werde den Winter hier verbringen,“ erwiderte die Gräfin; „ich möchte einmal ganz still und abgeschieden bleiben; wenn auch alt, so muß ich in der Stadt doch der gesellschaftlichen Convenienz noch so manches Opfer bringen; Das möchte ich einmal gern vermeiden, darum bleibe ich hier, oder ich gehe wohl auch einmal nach Bardesholm.“

„Aber Sie werden sich langweilen in dieser Einsamkeit, wenn alle Gutsbesitzer in die Stadt zurückgekehrt sein werden; es wird schrecklich öde um Sie sein.“

„Fürchten Sie Das nicht, Liebe! Wer sich zu beschäftigen versteht, der langweilt sich nie. Mein Wahlspruch ist: Bete und arbeite!“

Unterdessen war der Thee getrunken worden. Alwine entfernte sich, nachdem sie durch einen Zug an der Klingel den Bedienten herbeigerufen, um den Tisch abzuräumen, und als die beiden Damen wieder allein waren, sagte die Gräfin:

„Nun, Liebe, was haben Sie denn zum Vorlesen mitgebracht?“

„Das neue Drama Struensee von Michael Beer,“ erwiderte Frau von Binzer mit starker Betonung, denn sie hatte dieses Buch besonders aus dem Grunde gewählt, weil es ihr piquant schien, es gerade der Wittve und Schwiegertochter der beiden Bernstorfs vorzulesen, mit denen es in so naher Verbindung stand, und die gestürzt worden waren, nachdem Struensee in das dänische Ministerium gekommen. Augustens Gatte war damals Geheimerath und erst nach Struensee's Sturze kam er wieder an das Ruder und ward Minister.

„Struensee!“ rief die Gräfin, „nun, da bin ich doch begierig, wie der Verfasser den Stoff behandelt hat.“

Frau von Binzer begann mit ihrer schönen, vollen, wohl-lautenden Stimme vorzulesen und ihre Wahl des mitgebrachten Stücks reuete sie nicht, denn die Gräfin hörte ihr mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu. Bald aber erwachte ihre ganze frühere Lebhaftigkeit und sie rief mit regem Eifer:

„Aber mein Gott, das Stück wimmelt ja von Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten. Wie kann man nur so von der Wahrheit abweichen.“

„Diese Abirrungen kann man dem Autor kaum zum Vorwurfe machen,“ erwiderte Frau von Binzer, „denn sollte man nicht meinen, die Catastrophe habe sich im Jahre 1370 und nicht im Jahre 1770 ereignet, so schwankend sind die Angaben, so ungewiß ist man über die Motive. So sehe ich zum

Beispiele noch meines Mannes Zorn, als ihm Keiner in Kopenhagen den Ort zeigen konnte, wo Brandt und Struensee hingerichtet worden sind. Doch nur Geduld, wenn ich einmal längere Zeit dort bin, will ich nicht ruhen und rasten, bis ich's ausfindig gemacht habe."

Sie nahm das Buch wieder zur Hand und las weiter, bald aber wurde sie wieder von der Gräfin unterbrochen, welche rief:

"Nein, Das geht denn doch zu weit; er hat weder die verwittwete Königin Juliane, noch die Königin Caroline Mathilde naturgetreu geschildert."

"Der Dichter hat eben von dem Rechte der poetischen Lizenzen Gebrauch gemacht," warf ihr ihre junge Freundin gelassen ein.

"In diese Lizenzen kann ich mich eben nicht finden," rief die Gräfin; „ich dächte, wenn man ein geschichtliches Drama schriebe, so müßte man auch bei der Geschichte bleiben."

Frau von Binzer nahm lächelnd ihre Lectüre wieder auf, aber je weiter man in das Stück hineinkam, desto öfter fanden Unterbrechungen statt. „Das ist nicht so," rief die Gräfin bei einer Stelle, oder: „Wo hat er Das hergenommen?" fragte sie bei einer andern, und bei einer dritten sagte sie: „Ich weiß Das so genau wie kein Anderer, es verhielt sich ganz anders."

"Nun, Das muß man dem Autor nachsehen," erwiderte Emilie begütigend; „er hat wahrscheinlich keine genaueren Nachrichten bekommen können und hat deshalb das Fehlende erfinden müssen."

"Dann hätte er das Sujet gar nicht wählen, oder nähere Erkundigungen einziehen sollen."

"Aber bei wem? Wer sollte ihn gründlich belehren?" erwiderte Frau von Binzer scherzend. „Würden Sie, zum Beispiele, wohl bereit gewesen sein, seine Irrthümer zu berichtigen?"

„Warum nicht, in sofern ich es gekonnt hätte,“ versetzte die Gräfin. „Wer Nichts thut, wofür er sich zu scheuen hat, braucht auch Nichts zu verbergen. Bernstorff aber war ein Character von solcher Reinheit, daß jede Ungewißheit ihn nur entstellen kann.“

Abermals nahm Frau von Binzer ihre Lectüre auf und kam trotz aller Unterbrechungen doch zu Ende damit; aber es war spät geworden. Emilie erhob sich, um wegzugehen, aber es lag ihr noch Etwas auf dem Herzen, und so sagte sie endlich: „Liebe, liebe Gräfin, wann werden Sie mir denn endlich einmal Göthe's Briefe zeigen?“

„Kind, dazu muß ich in einer ganz besondern Stimmung sein und die alten Papiere erst selbst wieder einmal durchgesehen haben,“ antwortete die Gräfin fast feierlich. „Ich bewahre diese Denkmäler der Vergangenheit wie Heiligthümer und zeige sie nur meinen vertrautesten Freunden. Doch Sie sollen sie sehen, ich verspreche es Ihnen, aber das Wann und Wo kann ich noch nicht bestimmen.“

„Ich werde Ihr Vertrauen gewiß nicht mißbrauchen und Ihnen dankbar dafür sein,“ erwiderte Frau von Binzer, indem sie sich über die feine, weiße, etwas abgemagerte Hand der alten Dame beugte und einen Kuß darauf drückte.

„Es ist etwas Wehmüthiges um die Vergänglichkeit des Lebens und um die Unzulänglichkeit der Existenz, das zu vollbringen, wonach das Herz verlangt,“ hob die Gräfin wieder an. „Die Briefe, die Sie sehen wollen, liebe Emilie, sind so glühend und leidenschaftlich abgefaßt, wie sie nur ein Jüngling an ein leidenschaftlich geliebtes Mädchen schreiben kann, und doch haben wir Beide uns in einem langen achtzigjährigen Leben nie gesehen, und sind doch fast auf derselben Scholle geboren — denn was ist die Entfernung zwischen Frankfurt oder Weimar und Holstein? Wir, die wir uns kannten und werth hielten, haben uns nie treffen können, sind Greise geworden

und werden wohl in's Grab gehen, ohne uns zu erblicken. Es ist so Gottes Wille, dem wir uns fügen müssen," setzte sie mit einem leisen Seufzer hinzu.

„Gute Nacht, liebe, liebe Gräfin! träumen Sie süß von dem Freunde Ihrer Jugend," sagte Emilie, indem sie sich niederbeugte und ihre reine Stirn der alten Dame darbot, die einen zärtlichen Kuß darauf drückte. Dann verließ sie das Zimmer, ging, von einem Bedienten begleitet, über den Mondbeglänzten Hof und schritt Gedankenvoll dem Hause der Gräfin Baudissin zu.

Den andern Morgen, nachdem Alwine abgereist war, begann Gräfin Bernstorff ihre Wohnung für ihren Winteraufenthalt einzurichten. Sie ließ die Fußböden einiger nach der Morgenseite gelegenen Zimmer mit dicken Teppichen belegen, die Fenster mit schweren Vorhängen, die Thüren mit eben solchen Portièren versehen. Möbel wurden aus dem einen Zimmer hinaus, in die andern hineingeschafft, und zwar unter den Augen der Herrin, die — selbst wo sie befahl, zu bitten schien, so sanft und gütig klangen ihre Worte.

Bei dem Austräumen eines alten Schreibtisches öffnete die Gräfin ein geheimes Fach, in dem viele vergilbte Papiere aufeinander geschichtet lagen, gemalte Stammbuchblätter, getrocknete Blumen, Gegenstände, an deren jeden sich eine freundliche Erinnerung an vergangene Zeiten knüpfte. Sie betrachtete mehre lächelnd, andere mit tiefer Wehmuth, ordnete und sichtetete sie, ohne Etwas zu vernichten, — Das würde sie für einen Frevel gehalten haben, für einen Mord, begangen an dem Andenken irgend einer schönen oder wichtigen Stunde, und Auguste hielt Alles heilig, was sie an ihre schöne fleckenlose Vergangenheit erinnern konnte.

Jetzt fiel ihr ein mit einem schmalen, grünen Bande zusammengebundenes Paket Briefe in die Hand. „Von Göthe!" flüsterte sie leise, und ein heller Schimmer ergoß sich über ihre

Züge. „Es sind über fünfzig Jahre, seit ich den ersten, über vierzig, seit ich den letzten dieser Briefe erhalten habe, und was hat sich nicht Alles in dieser Zwischenzeit ereignet! O Göthe, Göthe, nie gesehener Freund, welche Erinnerungen knüpfen sich an diese Briefe, in denen Du mir Dein Herz ausschüttetest, Deine Empfindungen vertrautest. Ob er meiner wohl noch zuweilen gedenkt, oder bin ich gänzlich verwischt von der Tafel seines Gedächtnisses?“

Unwillkürlich hatte ihre Hand das Band gelöst, das die Briefe zusammenhielt. Nun ergriff sie den ersten besten und begann ihn zu lesen. O, welche halbverbleichten Bilder wurden da wieder wach in ihr! Wie fühlte sie sich ergriffen, und so mußte sie immer weiter lesen, einen Brief um den andern. Zuweilen kam ein oder der andere Bediente, um ihre Befehle wegen der Aufstellung irgend eines Möbels einzuholen. Sie gab kurze, zerstreute Antworten. Endlich der ewigen Unterbrechungen müde, sagte sie: „Lassen Sie mir Alles stehen, bis morgen, Friederich, und unterbrechen Sie mich nicht mehr, ich habe zu thun.“

Als der Bediente fort war, schloß sie die Thür, um recht ungestört zu sein, und las unter wachsender Aufregung die Briefe bis zum letzten durch. Als sie fertig war, band sie sie sorgfältig wieder zusammen und verschloß sie in dem geheimen Fache. — „Es war doch eine schöne Zeit, als wir Briefe wechselten,“ flüsterte sie leise vor sich hin. „Damals waren wir jung und sahen voll glücklicher Erwartung in das Leben; jetzt sind wir Beide alt — er ist wohl noch einige Jahre älter als ich, wir können täglich abberufen werden, um vor Gott Rechenschaft zu geben von unsern Thaten. — O Gott, wenn er nicht bestände!“ setzte sie, wie im Schrecken erschauernd, hinzu. „So manche Stellen in seinen Schriften deuten darauf hin, daß er den rechten Glauben nicht hat. . . . O, es wäre schrecklich, wenn wir uns auch in der Ewigkeit nicht begegnen würden.“

Um die durch diese Gedanken in ihr aufsteigende Gluth zu dämpfen, ging sie, nachdem sie sich in einen Shawl eingehüllt hatte, in den Garten hinunter. Aber die Natur war heute nicht geeignet, ihre stürmischen Gefühle zu sänftigen. Das auf den Rasen gefallene Obst strömte jenen süßen und doch traurigen Duft des Herbstes aus, der das Herz mit einer tiefen, sehnsüchtigen Trauer erfüllt; die vom Winde herumgewehten abgefallenen Blätter mahnten an die Vergänglichkeit aller Dinge, und so dachte die Gräfin wieder unwillkürlich an die Möglichkeit eines nahen Todes und bangte für das Seelenheil des Freundes, den sie so gern, wie auf Erden mit der Dichterkrone, jenseits mit der Krone des ewigen Heils geschmückt gesehen hätte.

Plötzlich war es ihr, als ob ihr eine innere Stimme zurief: „Du kannst ihn retten! Wecke den eingeschlafenen religiösen Sinn in ihm, er wird auf Dich hören, wird sich Gott zuwenden und so nicht verloren gehen für die Ewigkeit.“

Und wie beflügelt von ihrem inneren Drange, eilte sie mit hastigen Schritten wieder in das Haus, die Treppe hinauf in ihr Zimmer und begann Alles, was ihr schönes Gemüth und ihre Besorgnisse um den theuern Freund ihr eingaben, mit raschen Zügen auf das Papier zu werfen.

„Würden Sie, wenn ich mich nicht nannte, die Züge „der Vorzeit, die Stimme, die Ihnen sonst willkommen war, „wieder erkennen? Nun ja, ich bin's, Auguste, die Schwester „der so geliebten, so heiß beweinten, so vermißten Brüder „Stollberg. Könnten doch Diese aus der Wohnung ihrer „Seligkeit, von dort, wo sie Den schauen, an den sie hier „glaubten — könnten doch Diese mit mir vereint, Sie „bitten: „Lieber, lieber Göthe, suchen Sie Den, der sich „so gern finden läßt, glauben Sie doch auch an Den, an „den wir unser Leben lang glaubten.“ Die selig Schauen- „den würden hinzufügen: „Den wir nun schauen!“ und

„ich sage: „Der das Leben meines Lebens ist, das Licht in
 „meinen trüben Tagen, und uns allen Dreien Weg, Wahr-
 „heit und Leben, unser Herr und unser Gott war.“ —
 „Und nun, ich rede auch im Namen der verklärten Brüder,
 „die so oft den Wunsch mit mir aussprachen: „Lieber,
 „lieber Göthe, Freund unserer Jugend, genießen auch Sie
 „das Glück, was schon im irdischen Leben uns zu Theil
 „ward, Glaube, Liebe, Hoffnung!“ Und die Vollendeten
 „setzen hinzu: „Gewißheit und ewiger seliger Friede harret
 „dann auch Deiner hier.“ — Ich lebe zwar nur noch in
 „der Hoffnung Dessen, was zukünftig ist, aber in seliger
 „Hoffnung, die mir so zur Gewißheit geworden, daß ich
 „Mühe habe, die unendliche Sehnsucht darnach zu stillen.“

„Ich las dieser Tage wieder einmal alle Ihre Briefe
 „nach — the songs of other times — die Harfe von
 „Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stollberg sehr
 „gut, und ich Ihnen auch so herzlich gut — Das kann nicht
 „untergehen, muß aber für die Ewigkeit bestehen; diese
 „unsere Freundschaft, die Blüthe unserer Jugend muß Früchte
 „tragen für die Ewigkeit, dachte ich — und so ergriff es
 „mich beim Lesen Ihrer Briefe, und so ergriff ich die Feder.
 „Sie bitten mich einmal in Ihren Briefen, Sie zu retten; —
 „nun maße ich mir wahrlich Nichts an, aber so ganz ein-
 „fältigen Sinnes bitte ich Sie, retten Sie sich selbst. Ich
 „habe den einen Wunsch, einen dringenden Wunsch ausge-
 „sprochen, den ich so oft wollte laut werden lassen; o, ich
 „bitte, ich flehe Sie an, lieber Göthe, abzulassen von Allem,
 „was die Welt Kleines, Eiteles, Irdisches und nicht Gutes
 „hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. —
 „Ihnen ward Viel gegeben, Viel anvertraut, wie hat es mich
 „oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch
 „Sie so leicht Andern Schaden zufügen. — O, machen
 „Sie Das gut, weil es noch Zeit ist. Bitten Sie um höhern

„Beistand, und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. —
 „Ich dachte oft, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich
 „nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend aus-
 „geschüttet hätte — und ich denke, ich schlafe ruhiger darum
 „ein, wenn mein Stündlein schlägt.“

Nachdem sie nun einige Rückblicke auf ihre eigenen Lebens-
 schicksale hatte fallen lassen, fuhr sie fort:

„So gern nähme ich auch die Hoffnung mit mir hin-
 „über, Sie, lieber Göthe, auch einst da kennen zu lernen.
 „Ich bete für Sie, daß Sie es ganz erfahren mögen, wie
 „freundlich und gütig der Herr ist, wie glücklich, die auf ihn
 „trauen. Ich reiche Ihnen freundschaftlich meine Hand.
 „Ihr Andenken ist nie in mir erloschen und meine Theil-
 „nahme für Sie immer lebendig geblieben. Meine Wünsche
 „für Ihr wahres Wohl auch. Ich will, so lange ich lebe,
 „noch recht für Sie beten. Möchten Sie sich darin noch
 „recht mit mir vereinigen. — Mein Erlöser ist ja auch
 „der Ihrige, es ist auch in keinem Andern Heil und Selig-
 „keit zu finden. Ob Sie wohl noch an mich dachten?
 „Bitte, schreiben Sie mir ein paar Worte.“

Sie siegelte diesen aus der tiefsten Fülle des Herzens ge-
 schriebenen Brief mit wehmüthig-freudiger Hoffnung und schickte
 ihn zur Post.

Als ihn Göthe empfing, hatte er eben einen Brief an
 Ulrike vollendet und zur Post geschickt; er befand sich noch
 ganz unter dem Eindrucke der Empfindungen, die ihm die Feder
 geführt, und betrachtete nach seiner Gewohnheit, ohne den
 Brief zu erblicken, lange die Züge der Handschrift, aus denen
 ihn etwas Bekanntes anheimelte, ohne daß er jedoch sogleich
 sich erinnern konnte, wo er diese Schriftzüge bereits gesehen
 hatte. Endlich löste er das Siegel, sah nach der Unterschrift
 und rief freudig erregt: „Auguste von Stollberg! Das ist ein
 Echoklang aus längst vergangener Zeit!“ — Er las mit

wachsendem Erstaunen, und als er fertig war, faltete er das Schreiben mit tiefer Rührung zusammen, und sprach vor sich hin: „Auguste, gute, gute Seele, habe ich auch so viel Liebe verdient! Du meinst es gut, aber auf Deine Wünsche kann ich nicht eingehen, zum Betbruder ist der Göthe nun einmal verdorben.“

Er hielt den Brief noch in der Hand, als der Kanzler von Müller bei ihm eintrat.

„Hier, Lieber,“ rief ihm Göthe zu, „hier lesen Sie ein Schreiben, das mir eben zugekommen, und bewundern Sie die schöne Seele, die daraus spricht. Ich soll in meinen alten Tagen bekehrt werden.“

Müller entfaltete den Brief, las ihn und sagte: „Wahrlich, der Ausdruck einer schönen Seele spricht aus diesen Zeilen.“

„Ja, gewiß,“ versetzte Göthe, „auch weiß ich diese aus herzlicher Neigung entsprungene ängstliche Besorgniß wohl zu würdigen, wie sehr ich mich sonst auch gegen fromme Zudringlichkeit mit Spott und bitterer Abfertigung zu wahren weiß.“

„Und Sie Berstöcker,“ rief lächelnd der Kanzler, „Sie wollen sich nicht von so sanfter Hand auf den Weg zum Himmel führen lassen, wollen in Ihrem Unglauben beharren?“

„Meine Feinde haben mich oft als einen Heiden verschrieen, aber wenn ich auch ein Pantheist bin, so dürfen Sie mich doch nicht für unreligiös halten,“ erwiderte Göthe. „Ich glaube an einen Gott — das ist ein schönes, löbliches Wort — aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbart, Das ist eigentlich die Seligkeit auf Erden.“

„Excellenz wollen damit sagen, daß Sie keiner bestimmten Religionsgesellschaft angehören.“

„Nein, Das will ich nicht damit sagen, sondern ich bin vielmehr im tiefsten Sinn des Wortes Protestant, und als solcher habe ich mir die Freiheit zu erhalten gesucht, mein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln.“

„So darf ich mir wohl die Frage erlauben, ob Sie die Bibel für ächt halten?“

Göthe sah den Canzler an, als vermüthe er hinter dieser Frage eine ihm gelegte Schlinge, dann erwiderte er Bedeutungsvoll: „Nur Das ist darin ächt, was wahrhaft ausgezeichnet ist, mit der reinsten Natur und Vernunft im Einklange steht, und auch jetzt noch zu unserer höchsten Entwicklung beiträgt. Auf das alte Testament gebe ich nicht viel, aber die Evangelien halte ich alle für durchaus ächt, denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging, und die so göttlicher Art, wie nur je das Göttliche auf Erden erschienen ist.“

„So glauben Sie also an die Gottheit Christi?“

„Bedingterweise ja. Fragt man mich zum Beispiele, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: durchaus. Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich ebenfalls: durchaus; denn sie ist gleichsam eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich bete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes an, wodurch allein wir leben, weben und sind. Fragt man aber, ob ich geneigt sei, mich vor einem Daumenknochen des Apostel Petrus oder Paulus zu bücken, so sage ich: verschont mich und bleibt mir mit Euern Absurditäten vom Leibe.“

Müller nickte beistimmend. Göthe hob wieder an: „Mag die geistige Cultur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will — über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen. Es wird dahinkommen, daß endlich Alles nur Eins

ist. Auch das leidige protestantische Sectenwesen wird aufhören und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester.“

„Gebe Gott, daß es dahin kommen möge,“ warf der Canzler ein. „Der religiöse Zwiespalt hat schon viel Unheil gestiftet in der Welt.“

„Es wird dahin kommen, Das dürfen Sie mir glauben,“ sprach Göthe mit Ueberzeugung, „denn sobald man die reine Lehre und Christi wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen, und auf ein Bißchen so oder so im äußern Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen. Auch werden wir Alle nach und nach aus einem Christenthume des Wortes und Glaubens, immer mehr zu einem Christenthume der Gesinnung und der That kommen. Dieses, lieber Müller, ist meine Ansicht über Religion, und nun lassen Sie uns von diesem Gegenstande abbrechen, und wenn es gefällig ist, zu etwas Anderm übergehen.“

Göthe ließ einige Wochen vergehen, bevor er zur Feder griff, um der Gräfin Bernstorff eine Antwort zu geben. Endlich schrieb er:

„Von der frühesten, im Herzen wohlgekannten, mit Augen
 „nie gesehenen theuern Freundin endlich wieder einmal Schrift-
 „züge des traulichsten Andenkens zu erhalten, war mir höchst
 „erfreulich-rührend, und doch zauderte ich unentschlossen, was
 „zu erwidern sein möchte. Lassen Sie mich im Allgemeinen
 „bleiben, da von besondern Zuständen uns wechselseitig Nichts
 „bekannt ist.

„Lange leben, heißt gar Vieles überleben: geliebte, ge-
 „haste, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja
 „Wälder und Bäume, die wir jugendlich gesäet und gepflanzt
 „haben. Wir überleben uns selbst und erkennen durchaus
 „noch dankbar, wenn uns auch nur einige Gaben des Leibes
 „und Geistes übrig bleiben, alles dieses Vorübergehende lassen
 Dichterleben. X.

„wir uns gefallen, bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gegenwärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit.“

„Medlich habe ich es mein Leben lang mit mir und Andern gemeint, und bei allem irdischen Treiben immer auf's Höchste hingeblickt; Sie und die Andern haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lange es Tag für uns ist, für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich in ihr hervorthun und uns wird indessen ein helleres Licht erleuchten.“

„Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unsers Vaters Reich sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für uns Beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzt abging, uns Angesichtlich kennen zu lernen und uns gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.“

Dieser Brief blieb offen liegen, verschob sich unter andere Papiere und ward, über andere Ereignisse vergessen, nicht abgeschickt.

Gräfin Bernstorff wartete in den ersten Wochen sehnsüchtig und Vertrauensvoll auf eine Antwort, da diese aber immer nicht erschien, so trauerte sie still über den Freund, der ihre Fürsorge nicht erkennen, den Weg des Heils nicht betreten wollte.

Ende des zehnten Bandes.
(Des Zweiten des Greisenalters.)

Der Roman eines Dichterlebens.

III. Abtheilung:

Göthe's Greifenalter.

(1807—1832.)

Von

A. Th. Sianitska.

Dritter Band.



Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1863.

1807—1832

oder

Goethe's Greisenalter.

Von

H. Th. Zianitzka.

Dritter Band.



Leipzig,

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

1863.

Das Uebersetzungsrecht ist vorbehalten.

Göthe's Greisenalter.

(1807 — 1832.)

Dritter Band.

Inhaltsverzeichnis des dritten Bandes.

1823.	Marie Sczymanowska.....	1
1824.	Felig Mendelssohn-Bartholdy.....	11
1825.	Das fünfzigjährige Dienstjubiläum.....	29
1826.	Ein Brandopfer.....	45
1827.	Karl von Holtei.....	52
1827.	König Ludwig von Baiern. Zelter in München.....	64
1828.	Wieder fällt ein Blatt vom Lebensbaume.....	75
1828.	Ein englischer Lord als Haarschneider.....	87
1829—1830.	Kleine Ereignisse.....	98
1830.	Auf der Reise.....	107
1830.	Ein Künstler-Atelier.....	119
1830.	Unter der Pyramide des Cestius.....	130
1830.	In Weimar.....	137
1831.	Ein Ausflug auf den Gickelhahn.....	144
1832.	Die Sonne senkt sich in das Meer.....	152

1823.

Marie Sczmanowska.

Der Ruf, daß Göthe Ulriken von Lewezow heirathen würde, war ihm nach Weimar vorausgegangen und war auch zur Kunde seiner Angehörigen gekommen; als er jedoch kam, sprach er nicht von der jungen Dame, sondern erwähnte der Familie von Lewezow nur einige Male kurz und im Allgemeinen als einer angenehmen Badebekanntschaft — doch war es sichtlich, und namentlich entging es dem scharfen Auge seiner Schwiegertochter nicht, daß eine Veränderung mit dem alten Herrn vorgegangen war, daß er ein tiefes Leiden im Innern trug, welches er aber keiner menschlichen Seele offenbarte.

Er wechselte Briefe mit der Familie, bald schrieb er an die Mutter, bald an Ulriken selbst, und aus jeder Antwort, die er erhielt, sog seine Leidenschaft neue Nahrung. Seine Phantasie zauberte ihm stets das junge Mädchen in ihrer Lieblichkeit vor die Seele, flammende Wünsche erwachten in ihm, die Sehnsucht glücklich zu werden, sich eines lieben holden Weibes zu freuen, gab ihm hundert Mal die Feder in die Hand, um die Verhängnißvolle Frage niederzuschreiben: „Willst Du mein sein für den Rest meiner Tage?“ Und Alles sagte ihm, daß er keine verneinende Antwort erhalten, daß seine Anfrage mit

Entzücken aufgenommen werden würde — aber wenn ihn die Flügel der Hoffnung, der beseligenden Gewißheit in alle Himmel getragen hatten, dann schmetterte ihn der ertödtende Gedanke nieder: „Du wirst Dich lächerlich machen! Du wirst der Welt zum Spotte werden!“ — und dann schleuderte er die Feder weit von sich, dann zerriß er das Papier, auf das er bereits angefangen hatte, die Gluth seiner Empfindungen ausströmen zu lassen.

So ging er denn umher, matt, abgeschlagen, im steten Kampfe mit sich selbst, und im Innern unglücklich. Um diesen Wirren zu entgehen, schrieb er fleißig an dem zweiten Theil des Faust's.

Da kam eines Tages, von ihm eingeladen, die Claviervirtuosin, Marie Sczymanowska in Weimar an, die er in Marienbad kennen und schätzen gelernt hatte, und sie war ihm ein um so lieberer Gast, als er mit ihr, die engbefreundet war mit der Familie von Lewezow, Zwanglos und ungesucht über Ulrika reden konnte, wodurch er, ohne daß er über seine Neigung zu dem holden Mädchen sich äußerte, sein Herz erleichterte.

Aber für Madame Sczymanowska war der Zustand seines Herzens kein Geheimniß; denn die Liebe macht scharfsinnig und die schöne Polin liebte den greisen Dichter eben so Gluthvoll, eben so tief und leidenschaftlich, wie er Ulrika liebte — und wie er, mußte auch sie ihre Liebe unter dem Schleier des Schicklichen verbergen und durfte nicht offenbaren, was weder gesucht noch verlangt wurde, und so trug sie ein Weh im Herzen, das mit scharfen Zähnen an den Wurzeln ihres Lebens nagte.

Madame Sczymanowska war im wahren Sinne des Wortes ein schönes Weib. Von Mittelgröße, war sie wohl gebaut und voll reizender Fülle. Schwarzes, reiches Haar, die Hauptzierde der Sarmatinnen, umgab ihre hohe runde Stirne, ihr

glänzender Augapfel schien eine große schwarze Schmelzperle zu sein; die schöne Nase, die Blutreichen Lippen bekundeten die Gesundheit des Körpers und die Kraft der Seele — es lag überhaupt in dem Charakter ihrer Schönheit etwas Poetisches und Kühnes, das sich gar nicht beschreiben läßt.

Am Claviere sitzend, war sie eine Meisterin von seltener Stärke; so wie sie die Tasten berührte, gehörte sie der Außenwelt nicht mehr an, besonders wenn sie phantasirte und ihre eigene Empfindung aus den Tönen sprechen ließ. Mit Meisterschaft wußte sie dann gewaltige Klänge aus dem Instrumente zu ziehen, die bald so lieblich weichverlockend waren, wie das Geruchse verliebter Tauben, bald sanft murmelnd dahinfließen, wie der Bach, der sich durch blumige Wiesen schlängelt, bald brausend und rollend wie das empörte Meer und der zürnende Donner; dann kamen wieder leichte, flagende, hinschmelzende Laute, die das Herz und die Ohren der Zuhörer bezauberten — dann klang plötzlich aus dem melodischen Thema ein greller Ton hervor, wie ein großer unendlicher Schmerz, der das Herz durchwühlend, das Leben zu einer steten Marter macht.

Ihr Spiel übte einen großen, beschwichtigenden Einfluß auf Göthe; es beruhigte sein Liebefrankes Herz und stärkte seine Seele, um den Verlust der Geliebten mit Würde zu ertragen. Täglich spielte sie Stundenlang für den Dichter allein, und täglich mußte sie ihm die drei Walzer von Beethoven vorspielen, die etwas unendlich Beruhigendes für ihn hatten; sie wirkten auf seine Seele wie ein Brausepulver auf das empörte Blut. Aber auch die freien Phantasien der Künstlerin sprachen ihn sehr an, auch sie drangen zu seiner Seele und milderten seinen Schmerz.

„D.“ sagte er oftmals zu ihr, „o Liebe, welch' eine Wohlthat erzeigt mir Ihre Musik, die mich wie mit Engelschwingen umschwebt. Gott segne Sie dafür.“

Aber auch Andern wollte er Etwas von dem köstlichen

Spiel der Meisterin gönnen, und so lud er denn einst seine Bekannten zu einem großen Thee, bei welchem sich die Virtuosa auf dem Flügel produciren sollte.

Der Erste, der sich in den noch leeren Räumen der Göthe'schen Gesellschaftszimmer einfand, war ein junger Mann Namens Eckermann. Zu Bürsen an der Lube, einem Städtchen zwischen Lüneburg und Hamburg geboren, der Sohn eines armen Hausirers, hatte er Mittel gefunden zu studiren und hatte sich sodann Vertrauensvoll an Göthe gewendet, von ihm sein weiteres Fortkommen erwartend.

Gefallen an ihm findend und seinen geistigen Gehalt erkennend, hatte ihn Göthe bestimmt, vorläufig in Weimar zu bleiben, gab ihm Beschäftigung und sicherte ihm seine einflußreiche Protection zu.

An jenem Tage zum ersten Male in eine größere Gesellschaft bei seinem Beschützer eingeladen, freute er sich bei seinem Eintritte über die hellerleuchteten Zimmer, die bei offenen Thüren Eins in das Andere führten. In Einem der Letzten fand er Göthe, der ihm ziemlich heiter entgegen kam. Er trug auf schwarzem Anzuge seinen Stern, der ihn sehr wohl kleidete.

„Ah, Eckermann! es freut mich, daß Sie pünctlich sind,“ mit diesen Worten begrüßte ihn Göthe und reichte ihm wohlwollend die Hand. „Kommen Sie nur recht oft, auch uneingeladen, Abends her, um ein Stündchen zu verplaudern; Sie mögen mir dann von Ihren Entwürfen für die Zukunft reden, ich werde Ihnen dagegen aus der Vergangenheit erzählen, denn ich liebe es, die grünen blumigen Pfade zu betreten, über welche ich in der Jugend gewandelt bin.“

Eckermann versprach Gebrauch zu machen von der ihm ertheilten Erlaubniß, worauf Göthe erwiderte: „Sie werden es nicht bereuen, heute gekommen zu sein. Madame Sczmanowska wird Ihnen einen köstlichen Ohrenschaus geben, überhaupt werden Sie bei mir Manches zu hören bekommen, womit Sie

die Zeit ganz angenehm tödten können — und man muß ihr Gleiches mit Gleichem vergelten, denn die Zeit vergleicht man am Füglichsten mit einem treulosen Barter, der uns im Entfliehen tödtet.“

Sie blieben noch eine Weile allein und gingen dann in das sogenannte Deckenzimmer, wo Eckermann vor dem über dem rothen Canapee aufgehängten Bilde der Aldobrandinischen Hochzeit, das bei zurückgezogenen grünen Vorhängen in voller Beleuchtung hing, bewundernd stehen blieb und sich freute, es in Ruhe betrachten zu können.

„Ja,“ sagte Göthe, „die Alten hatten nicht allein große Intensionen, sondern es kam bei ihnen auch zur Erscheinung. Dagegen haben wir Neueren auch wohl große Intensionen, allein wir sind selten fähig, sie so kräftig und Lebensfrisch hervorzubringen, als wir sie uns dachten.“

Jetzt kam Niemer und gleich darauf Maier mit dem Kanzler von Müller, denen andere angesehene Herren und Damen vom Hofe folgten. August von Göthe trat herein mit seiner Gemahlin, die Eckermann hier zum ersten Male sah. Die Zimmer füllten sich nach und nach und es ward in allen sehr munter und lebendig. Auch einige Ausländer waren zugegen, mit denen Göthe französisch sprach, dabei aber eine sehr schlechte Aussprache befundete.

Es bildeten sich einzelne Gruppen, man stand, man saß, man scherzte und lachte frei und ungezwungen, sprach von Diesem und Jenem. Göthe zeigte sich in der Gesellschaft sehr lebenswürdig; bald trat er zu Diesem, bald zu Jenem und schien immer lieber zu hören und seine Gäste reden zu lassen, als selber zu reden. Seine Schwiegertochter kam oft, schmiegte sich an ihn, hing sich in seinen Arm oder küßte ihn. Einmal trat er mit ihr zu Eckermann.

„Das ist meine Schwiegertochter,“ sagte er. „Kennt Ihr Beide Euch schon?“

„Ich hatte vor wenigen Minuten die Ehre, der gnädigen Frau von ihrem Herrn Gemahle vorgestellt zu werden,“ antwortete Eckermann mit einer Verbeugung.

„Das ist auch so ein Theaterkind, wie Du, Ottilie,“ sagte Göthe. „Meine Tochter versäumt keinen Abend,“ fügte er hinzu.

„So lange gute heitere Stücke gegeben werden,“ erwiderte Eckermann, „lasse ich es gelten, allein bei schlechten Stücken muß man auch Etwas aushalten.“

„Das ist eben recht, daß man nicht fortkommen kann und gezwungen ist, auch das Schlechte zu hören und zu sehen,“ erwiderte Göthe lachend. „Da wird man recht von Haß gegen das Schlechte durchdrungen und kommt dadurch zu einer desto bessern Einsicht, des Guten. Beim Lesen ist Das nicht so, da wirft man das Buch aus den Händen, wenn es Einem nicht gefällt, aber im Theater muß man aushalten.“

Der Thee wurde jetzt präsentirt und während Göthe weiter ging, dachte Eckermann: „Der Alte sagt doch immer etwas Gutes — er ist ein herrlicher Mensch.“

Nach dem Thee führte Göthe Madame Sczymanowska an den Flügel. Sie sah wunderschön aus. Ein schwarzes Gewand von schwerer Seide umfloß in tiefen Falten ihren Körper; den blendend weißen Hals, die feinen Handgelenke, die zierlichen Ohrläppchen zierte ein Schmuck von Corallen. Das üppige Haar war mit einem Corallenkämme aufgesteckt, durch die dunkeln Locken zog sich eine Corallenschnur und an der linken Seite des Kopfs hatte sie einige Granatblüthen stecken. Ueber den prachtvollen Nacken war eine schwarze Spitzenmantille leicht hingeworfen. Die ganze Erscheinung war eben so einfach als edel.

Bevor sie ihr Spiel begann, verrieth schon der erste Lauf, den sie Versuchsweise über die Tasten machte, die vollendete Meisterin, und als sie jetzt zu spielen anfing, schien sie sich

gänzlich zu isoliren von der Gesellschaft, schien Nichts mehr von ihrer Umgebung zu wissen; sie blickte weder rechts noch links, und je weiter sie sich hineinspielte, je bleicher ward ihr Antlitz, das etwas Marmorartig-Starres annahm. Sie trug diesmal nur Sachen von alten Meistern vor, Palestrina, Porpora, Händel, Bach, Gluck kamen nach einander an die Reihe. Nach Beendigung einer jeden Pièce wurde ihr lauter, stürmischer Beifall zu Theil, aber sie hörte, sie beachtete ihn nicht. Plötzlich verlor sie sich in eigene Phantasieen. Sie präladirte einen Augenblick, dann begann sie zu spielen, wie nur Engel spielen, wie nur der Genius der Musik die Tasten berührt. Sie ließ sich von dem Zauber ihrer Kunst zur höchsten Vollkommenheit hinreißen, sie war unübertrefflich und wahrhaft erhaben. Als sie mit einigen brillanten Accorden schloß, erschallte ein Beifallsturm, ein wahrhaft begeistertes Geschrei.

Sie erhob sich ohne die übliche dankende Verbeugung zu machen. Man wollte sie umringen, sie aber winkte Allen gebieterisch mit der schmalen weißen Hand, zurückzubleiben, und wankte in ein Nebenzimmer.

„Man lasse sie ungestört,“ rief Göthe, „sie bedarf der Erholung. O, wenn man Töne hört, wie sie sie hervorzuzaubern weiß, so sind Das die einzigen Augenblicke, wo sich die Seele des Himmels erinnert, aus dem sie stammt.“

Die Gesellschaft zertheilte sich wieder in Gruppen. Göthe begab sich zu einigen Damen. Eckermann gesellte sich zu Niemer und Maier, die Biel von Italien erzählten. Nach einer Weile setzte sich Regierungsrath Schmidt an den Flügel und trug Beethoven'sche Sachen vor, die mit Antheil aufgenommen wurden. Während er noch spielte, verschwand Göthe unmerklich aus dem Zimmer.

Mit leisen Schritten durchheulte er die Räume und fand im hintersten Gemache Madame Sczymanowska, die in sich zusammengesunken, in der Ecke eines kleinen Sopha's saß und

über deren bleiches Gesicht im raschen Falle Thräne um Thräne rann.

„Sie sind sehr erregt, Liebe!“ sagte er, indem er Platz an ihrer Seite nahm. „Die Musik hat Ihre Nerven angegriffen.“

„Die Musik nicht, wohl aber was mein Herz dabei empfand und litt,“ erwiderte sie und trocknete ihre Thränen ab.

„Sie geben sich Ihrer Kunst zu leidenschaftlich hin, Das dürfen Sie nicht thun, Das wird Sie aufreiben. Sie schienen während Ihres Spiels, besonders während Ihres letzten Vortrags, der Erde nicht mehr anzugehören, sondern in höhern Sphären zu schweben. Sie schienen nicht zu wissen, nicht zu sehen, daß Menschen um Sie waren, die Sie in jubelndes Entzücken versetzten.“

„O ja,“ erwiderte sie ernst und gemessen, „o ja, ich hatte mein Bewußtsein, aber ich sah nur Einen, was kümmern mich die Andern? Ich sah Einen, den ich immer sehe, ob er mir fern, ob er mir nahe ist; für ihn ließ ich die Klänge meiner Seele ertönen, mit ihm erhob ich mich in die Räume der Seligen — aber Hoffnungslos hinausgestoßen, empfand ich die Qualen der Verdammten, und Das hat meine Seele in Tönen ausgesprochen.“

„Sie erschrecken mich, Freundin!“

„Vor einem gewöhnlichen Menschen,“ hob sie in höchster Erregung wieder an, „würde ich meine Seele verschließen; Ihnen kann ich, ohne Furcht verkannt zu werden, die Wunden meines Herzens darlegen. Ich liebe Sie mit nicht zu bewältigender Leidenschaft — ich weiß, daß diese Liebe Hoffnungslos ist, daß Ihr Herz gänzlich erfüllt ist von dem Bilde einer Andern, aber wenigstens ein Mal will ich die Seligkeit des Himmels genießen.“

Bei diesen Worten schlang sie beide Arme um Göthe's Hals, heftete ihre Lippen auf seinen Mund und drückte einen

langen Kuß darauf; dann ergriff sie seine Hand, die sie erst mit leidenschaftlichen Küßen bedeckte, dann eine Secunde lang an ihr Herz drückte, und nun erhob sie sich, schüttelte sich, als wolle sie alles sie Belastende von sich abwerfen, und sagte so ruhig, als hätten sie die gleichgültigsten Dinge miteinander verhandelt: „Kommen Sie, wir müssen zu der Gesellschaft zurückkehren.“

Göthe erhob sich und sagte milde: „Ich ehre Ihre Empfindung, erkenne Ihre schöne Seele, theure Marie, und kann es nur tief bedauern, daß Sie Ihre edle Neigung an einen Greis verschwenden, der Ihnen nie etwas Anderes sein und werden kann, als ein treuergebener Freund. Gott heile Sie bald und lasse Sie glücklich werden. Doch kommen Sie, unsere lange Abwesenheit möchte wirklich auffallen.“

Er bot ihr den Arm und führte sie in den Salon zurück, wo sie eben zum Schlusse der von dem Hofrath Schmidt vorgetragenen Symphonie éroica zurecht kamen. Eine geistreiche Dame erzählte hierauf viel Interessantes über Beethoven's Persönlichkeit, an das sich ein Gespräch über die hervorragendsten Componisten reihete. Göthe sagte:

„Unter den lebenden Componisten liebe ich vor Allen Cherubini. Ich stimme auch mit ihm über seine Abfassung der Composition seines Requiems ganz überein; wenn ich einmal Eins schreibe, so werde ich mich an Manches aus dem Seinigen erinnern.“

„Darf ich mir zu fragen erlauben, was Excellenz von Carl Maria von Weber halten, dessen Freischütz eben Furore auf allen Bühnen macht?“ ließ sich der Regierungsrath Schmidt vernehmen.

„Weber hat zu spät angefangen zu lernen,“ erwiderte Göthe, „die Kunst hat sich in ihm nicht auf natürliche Weise entwickeln können. Sein Streben geht einzig darauf hin, für genial zu gelten.“

„Sehr wahr, sehr wahr,“ rief Schmidt. „Mir geht einmal Nichts über den Altmeister Beethoven, und nach ihm über Mozart.“

„Ja, Mozart war ein großer Meister,“ sprach Göthe beifällig nickend, „und sein größtes Werk ist die Zauberflöte, denn darin allein ist er deutsch. Don Juan hat noch den italienischen Zuschnitt und außerdem müßte die heilige Kunst sich niemals so herabwürdigen, einem so unsittlichen Stoffe zur Hülle zu dienen.“

„Darin stimme ich Ihnen bei, Papa!“ rief Frau von Göthe, „auch ich liebe Mozart, aber um aufrichtig zu sein, stelle ich Händel doch noch über ihn.“

„Und Du thust wohl daran, Ottilie,“ fiel ihr Göthe ein; „Händel ist der Meister, dem Keiner von Allen gleichkommt. Von ihm kann man lernen, wie man große Wirkungen durch wenige Mittel erreicht; er ist unübertrefflich.“

Jetzt schlug es zehn Uhr, und allsobald erhob sich die ganze Gesellschaft, um sich zu verabschieden, denn es war dieses die Stunde, in welcher sich der Hausherr zur Ruhe zu begeben pflegte.

1824.

Felix Mendelssohn-Bartholdy.

Die Abreise der Frau Sczymanowska war bald nach Neujahr festgesetzt. Am Tage zuvor speiste sie noch einmal bei Göthe ganz en famille, aber die Haltung Beider hatte etwas Gezwungenes, wie das bei Göthe stets der Fall war, wenn er sich einer Neigung gegenüber befand, die er nicht aus freiem Antriebe gesucht, daher nicht ermuntern wollte — und die Künstlerin mochte befangen sein, weil sie sich in jener leidenschaftlichen Scene von ihrem Herzen mehr hatte hinreißen lassen, als sich mit ihren Begriffen von zarter Weiblichkeit vertrug. Außer ihr war nur die Schwester der Frau von Göthe, Ulrike von Bogewitsch, Eckermann und der kleine Walther zugegen. Göthe zeigte sich bei dieser Gelegenheit ganz als Familienvater, er legte die Gerichte vor, tranchirte gebratenes Geflügel mit besonderm Geschicke, verfehlte auch nicht einzuschenken. Die Damen schwatzten munteres Zeug über das Theater und die Vorkommnisse des Tages. Ulrike war sehr heiter und höchst unterhaltend. Göthe war im Ganzen still, indem er nur von Zeit zu Zeit als Zwischenbemerkung mit etwas Bedeutendem hervorkam. Dabei blickte er hin und wieder in die Zeitung und theilte den Andern einige Stellen über

die Fortschritte der Griechen mit, und da dabei auch Lord Byron's gedacht wurde, so rief er plötzlich: „Eckermann, Sie sollten Englisch lernen, besonders des Lord Byron's wegen, dessen Persönlichkeit von solcher Eminenz ist, wie sie noch nicht dagewesen und schwerlich wiederkommen wird.“

„Ich habe schon von selbst daran gedacht, Herr Geheimrath,“ erwiderte Eckermann, „aber man sagte mir, die hiesigen Lehrer hätten sämmtlich eine schlechte Aussprache.“

„Ja, Das könnte wohl sein, denn es sind sämmtlich Deutsche. So würde ich denn rathen,“ fuhr Göthe fort, „sich wegen der Regeln an die Lehrer zu halten, und wegen der Aussprache den Umgang mit jungen Engländern aufzusuchen.“

Jetzt mischte er sich in das Gespräch der Damen, indem er an die Claviervirtuosin die Frage richtete: „Sie waren gestern im Theater, Madame Sczymanowska?“

„Ja, Excellenz.“

„Wie hat Ihnen Raupach's Erdennacht gefallen?“

„Um! ich weiß nicht, Excellenz! Ich glaube, daß man dieses Stück öfters sehen muß, um es recht zu verstehen.“

„Da bin ich Ihrer Meinung, Madame,“ pflichtete ihr Eckermann bei; „die Erdennacht ist nicht zur Erscheinung gekommen, wie sie in dem Geiste des Dichters gelegen; es herrscht darin mehr die Idee vor, als das Leben, ist mehr lyrisch, als dramatisch, und was durch fünf Acte gezogen wird, wäre viel besser in zwei oder drei zu geben gewesen.“

„Das Ganze,“ fiel ihm Göthe in das Wort, „das Ganze dreht sich um Aristocratie und Democratie, und Dieses hat kein allgemeines menschliches Interesse.“

„Da lobe ich mir die Verwandtschaften und die Versöhnung von Kopevue,“ nahm Eckermann das Wort wieder. „Da ist ein frischer Blick und wirkliches Leben, ein glücklicher Griff für die interessantesten Seiten desselben, und eine sehr fernige, wahre Darstellung.“

„Ich muß Ihnen beistimmen,“ rief Göthe. „Was zwanzig Jahre sich erhält und die Neigung des Volkes hat, Das muß schon Etwas sein. Wenn Kogebue in seinem Kreise blieb und nicht über sein Vermögen hinausging, so machte er in der Regel etwas Gutes. Es ging ihm wie Chodowiecky; die bürgerlichen Scenen gelangen auch Diesem vollkommen, wollte er aber römische oder griechische Helden zeichnen, so ward es Nichts. Seine beiden Klingsberge sind ihm besonders gelungen. Es ist nicht zu läugnen, er hat sich im Leben umgethan, und die Augen offen gehabt.“

„Ich bin der Ansicht,“ sagte Eckermann, „daß die Deutschen überhaupt bessere Lustspieldichter sind, als Dramatiker.“

Der alte Herr nickte. „Ja,“ sagte er, „Geist und Poesie kann man den neuern tragischen Dichtern nicht absprechen, allein den Meisten fehlt das Vermögen der leichten, lebendigen Darstellung, sie streben nach Etwas, das über ihre Kräfte hinaus geht, und ich möchte sie in dieser Hinsicht forcirte Talente nennen.“

„Ich zweifle,“ sagte Eckermann, „daß solche Dichter ein Stück in Prosa schreiben können, und bin der Meinung, daß Dieses der wahre Probirstein ihres Talents sein würde.“

Ottilie machte diesem Gespräche ein Ende, indem sie sich erhob und einlud, in den Salon zu gehen, wo der Kaffee eingenommen werden sollte.

Bald darauf öffnete Ulrike von Bogewitsch den Flügel, und lud Madame Sczymanowska durch einen freundlichen Wink ein, daran Platz zu nehmen. Aber Göthe legte der schönen Polin, die sich eben erheben wollte, um der Aufforderung Folge zu leisten, die Hand auf den Arm. „Nein,“ sagte er, „die Musik ist für unsere Freundin viel zu aufregend. So kurz vor ihrer Abreise bedarf sie der geistigen wie der körperlichen Ruhe. Wir müssen den Genuß, sie zu hören, auf ein fröhliches Wiedersehen aufsparen.“

Nach jener leidenschaftlichen Scene in dem einsamen Zimmer hatte Göthe es vermieden, die Künstlerin spielen zu hören, oder allein mit ihr zu sein, er wollte sich und ihr peinliche Minuten ersparen. So schloß denn Ulrike den Flügel wieder, und bald darauf nahm Madame Sczymanowska Abschied, der, weil in Anderer Gegenwart, ruhig, gemessen und in den strengen Grenzen des Schicklichen blieb; nur als Göthe ihr die Hand reichte, drückte sie dieselbe so fest und lange, als wolle sie den magnetischen Strom der sie verzehrenden Liebe aus ihrem Herzen durch die Arme und die verschlungenen Hände in das Seinige leiten.

Einige Wochen darauf begann Göthe sich unwohl zu fühlen. Eine heftige Erkältung schien ihn befallen zu haben, er hustete viel, obgleich laut und kräftig, doch war der Husten schmerzlich, denn er faßte dabei gewöhnlich mit der Hand nach der Seite des Herzens, auch schien das Reden ihm beschwerlich zu fallen. Nach einigen Tagen ließ er Eckermann einladen, ihn gegen Abend zu besuchen. Mit dem Rücken in ein Kissen versenkt, bekleidet mit einem weißflanellnen Schlafrock, eine Decke über die Kniee gebreitet, saß er in seinem Lehnstuhle. Ihm zur Seite stand ein großer Ofenschirm, der ihm zugleich Schatten gab vor den brennenden Wachskerzen, die in einer kleinen Entfernung auf dem Tische standen: Er reichte dem Eintretenden freundlich die Hand, und sagte mit großer Sanftmuth: „Sein Sie mir willkommen, ich freue mich, Sie zu sehen.“ Gleich darauf kam auch der Canzler von Müller. Sie setzten sich in die Nähe des Hausherrn und führten leichte Gespräche, damit er sich nur zuhörend verhalten möge.

Nach einer Weile kam Göthe's Arzt, der Hofrath Rehbein.

„Ei,“ sagte er, nachdem er die Hand des Patienten ergriffen und den Finger prüfend an den Puls gelegt hatte, „ei, Ihr Puls geht ja ganz munter und leichtfertig, Das ist ein gutes Zeichen.“

„Ja,“ scherzte Göthe, „die Leichtfertigkeit läßt halt von Dem nicht mehr, den sie einmal als Opfer ergriffen hat — übrigens wollte ich auch weiter nicht klagen, wenn nur der Schmerz von der Seite des Herzens weg wäre.“

„Nun, so wollen wir versuchen, ihn durch ein Pflaster in die Flucht zu treiben,“ schlug der Hofrath vor; „ein Senfteig oder ein Zugpflaster von spanischen Fliegen thut oft die beste Wirkung.“

„Wenn Sie es für gut halten, so wollen wir es mit den spanischen Fliegen versuchen.“

„Hätten Sie nur diese Erkältung vermieden,“ hob der Hofrath wieder an, „so würden Sie einen kostbaren Winter verbracht haben. Marienbad hätte ein wahres Wunder an Ihnen gethan.“

„O ja, Marienbad war mir eine Quelle des Heils,“ rief Göthe erregt, und die angenehmen Erinnerungen, die durch Nennung dieses Orts in ihm lebendig wurden, färbten seine Wangen mit einem rothen Schimmer, der ihm das Ansehen der Gesundheit gab. „Meinen Sie nicht, Hofrath,“ fuhr er fort, „daß es gerathen wäre, nächstes Jahr wieder hinzugehen?“

„Gewiß, gewiß,“ sagte der Hofrath, „ich wollte Ihnen eben den Rath dazu geben, auch wird unser Großherzog nicht verfehlen, sich ebenfalls dorthin zu begeben.“

„Ist Das gewiß, Doctor?“

„Ganz gewiß, Excellenz.“

„Nun, Das ist ja eine Aussicht, die mich in die beste Stimmung versetzt, und Viel zu meiner Genesung beitragen wird,“ meinte der Kranke. „Marienbad ist mir in vieler Hinsicht günstig gewesen. Dort lernte ich die tüchtige Künstlerin, Madame Sczymanowska kennen.“

„Und verschafften uns den Genuß, sie hier zu hören,“ setzte Eckermann hinzu.

„Sie ist ein allerliebstes Weibchen,“ rief der Kanzler,

„hat gar Manchem, der sich hier um ihre Gunst bewarb, den Kopf verrückt, aber Keiner kann sich rühmen, einen freundlichen Blick von ihr erhalten zu haben. Muß wohl eine andere Leidenschaft im Herzen gehabt haben.“

Göthe lächelte still und Bielsagend vor sich hin, und ließ die Andern noch eine Weile sprechen und Vermuthungen aufstellen. Der Hofrath gab noch einige Vorschriften, wie das Zugpflaster angewendet werden sollte, dann entfernte er sich in Begleitung des Kanzlers von Müller.

Es war indessen neun Uhr geworden. Göthe ersuchte Eckermann, seinen Bedienten Stadelmann zu rufen, von dem er sich das verordnete Pflaster auf die Brust legen ließ. Während Dieses geschah, sagte er zu dem Diener: „Ich weiß nicht, Stadelmann, was Das ist, mein Uebel will sich gar nicht bessern; es scheint, als ob es einen bleibenden Character annehmen wolle.“

„Das verhüte Gott,“ erwiderte der Diener; „es wird schon besser werden, Excellenz dürfen nur nicht ängstlich sein.“

Als das Pflaster aufgelegt war, setzte sich Eckermann noch ein Wenig zu dem Geheimerath.

„Ich habe seit einigen Nächten gar nicht geschlafen,“ klagte Göthe, „auch ist gar keine Neigung zum Essen bei mir vorhanden.“

„Beides wird gewiß wieder kommen, sobald das Zugpflaster seine Wirkung gethan.“

„Es ist eine dumme Sache um das Kranksein,“ hob der Geheimerath nach einem kurzen Stillschweigen wieder an. „Der Winter geht nun so hin, ohne daß ich Etwas thun kann; ich kann Nichts zusammenbringen, der Geist hat gar keine Kraft.“

„Ich bitte Sie dringend, Herr Geheimerath, nicht so viel an Ihre Arbeiten zu denken, auch wird dieser Zustand hoffentlich bald vorübergehen.“

„Ach,“ sagte Göthe mit einem leichten Seufzer, „ungeduldig bin ich nicht, ich habe schon zuviel solcher Zustände durchgemacht, habe gelernt, zu leiden und zu dulden. Uebrigens werde ich heute gar nicht zu Bett gehen, sondern auf meinem Stuhle die Nacht über sitzen bleiben, denn zu einem rechten Schlafe wird es doch nicht kommen.“

Eckermann erhob sich; Göthe reichte ihm die Hand und entließ ihn mit einem guten Wunsche.

Als Eckermann unten in das Bedientenzimmer trat, um seinen Hut und Mantel zu holen, fand er Stadelmann so bestürzt, daß er fragte, was er habe.

„Ich habe mich sehr über meinen Herrn erschrocken,“ sagte der treue Diener; „wenn der Herr Geheimrath klagt, so ist Das ein schlimmes Zeichen. Auch sind seine Füße, die bisher ein Wenig geschwollen waren, plötzlich ganz dünn geworden, Das will mir nicht gefallen, Das will mir gar nicht gefallen.“

„Ich glaube, daß Sie die Gefahr überschätzen, Stadelmann. Der Hofrath Rehbein hat sich sehr beruhigend über den Zustand des Patienten geäußert.“

„Ich sage Ihnen, der Herr gefällt mir nicht,“ beharrte Stadelmann. „Morgen in aller Frühe werde ich zu dem Arzte gehen und ihm die schlimmen Zeichen melden.“

Den andern Tag verbreitete sich das Gerücht, Göthe habe die Brustwassersucht. Ganz Weimar kam in Bewegung und sah mit unsäglicher Spannung den Nachrichten von seinem Befinden entgegen.

Nun aber war sein Uebel zwar die Brustwassersucht nicht, wohl aber eine sehr gefährliche Entzündung des Herzbeutels, die auch einen Theil des Herzens ergriff, und wozu sich eine Entzündung der Pleura gesellte, so daß er im Verlaufe der Woche an den Rand des Grabes kam. Außer seiner Familie wurde Niemand mehr zu ihm gelassen; noch andere

Ärzte wurden beigezogen, und erst am neunten Tage traten die erwünschten Krisen ein, und die Gefahr ging vorüber.

Zelter, der eben in Wittenberg war, erfuhr die Gefahr des Freundes aus der Zeitung, in deren Spalten man Göthe unrettbar verloren gab. Er eilte sogleich nach Weimar, um ihn wo möglich noch einmal lebend zu sehen. Zu seiner großen Freude fand er ihn bei seiner Ankunft nicht nur besser, sondern außer Gefahr, und bereits heitern Geistes im Zimmer auf- und abgehend.

Es waren einige Damen bei ihm, die im Begriffe waren, sich zu verabschieden, als Zelter kam. Göthe stellte ihnen denselben mit den Worten vor: „Dieses, meine Damen, ist mein treuer Pylades der Gesangsacademiedirector Zelter aus Berlin von dem Sie wahrscheinlich schon gehört haben werden.“

„Zelter! Hm, nein!“ erwiderte die Eine der Damen, „habe nie Etwas von dem Herrn vernommen, bin auch selbst nicht musikalisch. Aber,“ wandte sie sich an Zelter, „da Sie aus Berlin sind, so werden Sie wohl den Philosophen Hegel kennen? Wie? nicht? Kennen Sie ihn?“

„O ja, ich kenne ihn und habe mich oft an dem Geiste dieses tiefen Denkers erlabt.“

„Haben Sie wirklich? Sonderbar! Ich war öfters mit ihm zusammen und habe eigentlich nie ein bedeutendes Wort aus seinem Munde gehört.“

Zelter sah die Dame an, als ob er ihre unbedeutende Persönlichkeit mit seinen Blicken durchbohren wolle; nach einer Pause antwortete er mit einer leichten Färbung von Ironie: „Das ist wohl möglich, meine gnädige Frau, denn es war sein Metier, zu Männern zu reden.“

„Ah so, meinen Sie?“ fragte die Dame etwas verblüfft, und nach einer freundlichen Neigung des Kopfes gegen Göthe verließ sie mit ihren Begleiterinnen das Zimmer.

Ein Zug an der Schelle rief Stadelmann herbei, bei dem

sich Göthe die Zulassung aller fremden Besuche für heute verbat, mit Ausnahme Eckermann's — und nun, als die beiden Freunde allein waren, begannen sie sich so recht miteinander zu lechzen.

Da auch die Kunde von Göthe's Leidenschaft für Ulrike von Lewezow, und das Gerücht, daß er sie heirathen werde, zu Zelter's Ohr gedrungen war, so brachte er das Gespräch auf diesen Gegenstand und fragte geradezu, was an der Sache sei.

„Es ist Nichts,“ sagte Göthe, indem er traurig den Kopf schüttelte. „Ich bin zu alt, um das liebe Mädchen zu heirathen, aber Du sollst einen Blick in mein Herz thun und ein Gedicht lesen, das ich wie eine Art Heiligthum ansehe und sehr geheim halte.“

Er ging an seinen Schreibtisch und nahm aus einer Schublade das auf dem Rückwege von Marienbad verfaßte Gedicht heraus, das er selbst mit lateinischen Buchstaben auf starkes Belinpapier geschrieben und mit einer seidenen Schnur in einer Decke von rothem Saffian befestigt hatte — so trug es schon im Außern, daß er dieses Manuscript vor allen andern werth halte.

Er reichte es Zelter'n hin, der es still für sich durchlas. Als er damit fertig war, sagte Göthe: „Welt, da habe ich Dir etwas Gutes gezeigt? Aber nun lese es auch mit lauter Stimme vor.“

Zelter las es mit Gefühl und Ausdruck, so daß Göthe sein Wohlgefallen daran hatte, dann sagte der Erstere: „Freund, etwas Schöneres hast Du noch nie gemacht. In dieser Elegie wird die jugendlichste Gluth der Liebe durch die sittliche Höhe des Geistes gemildert. Uebrigens kommt es mir vor, als seien die ausgesprochenen Gefühle stärker, als wir sie in Deinen andern Gedichten zu sehen gewohnt sind.“

„Es kann wohl sein, daß die Werke des Lord Byron nicht ohne Einfluß auf mich geblieben sind. Du siehst hier

das Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes. Als ich darin befangen war, hätte ich ihn um Alles in der Welt nicht entbehren mögen, und jetzt möchte ich um keinen Preis der Welt wieder hinein gerathen.“

„Ich, an Deiner Stelle,“ sagte Zelter, „würde mich unbedingt meinem Gefühle überlassen und ihm das allein schickliche Ende durch eine Heirath geben.“

„Still davon,“ fiel ihm Göthe rasch in das Wort, dann fuhr er ruhiger fort: „Ich schrieb dieses Gedicht unmittelbar, als ich von Marienbad abreiste und ich mich noch im vollen frischen Gefühle des Erlebten befand. Morgens um acht Uhr, auf der ersten Station schrieb ich die erste Strophe, und so dichtete ich im Wagen fort, und schrieb von Station zu Station das im Gedächtniß Gefaßte nieder, so daß es am Abend fertig auf dem Papiere stand. Es hat daher eine gewisse Unmittelbarkeit und ist wie aus einem Gusse, welches dem Ganzen zu Gute kommen mag.“

„Zugleich hat es in seiner Art viel Eigenthümliches, so daß es an Keines Deiner andern Gedichte erinnert.“

„Das mag daher kommen, weil ich mich auf die Gegenwart setzte, wie man eine bedeutende Summe auf eine Karte setzt — und sie ohne Uebertreibung so hoch als möglich zu steigern suchte.“

Jetzt kam Eckermann. Göthe und Zelter, die Hand in Hand im Zimmer auf- und abgingen, kamen ihm einige Schritte entgegen, und reichten ihm die Hände. „Hier haben wir meinen Freund Zelter,“ sagte Göthe. „Sie machen an ihm eine gute Bekanntschaft. Ich werde Sie bald einmal nach Berlin schicken, da sollen Sie denn von ihm auf das Beste empfohlen werden.“

„Das soll mich freuen,“ rief Eckermann, „in Berlin mag es gut sein.“

„O ja,“ sagte Zelter lachend, „es läßt sich darin Viel lernen und Viel verlernen.“

Man setzte sich. Eckermann fragte nach Schubarth.

„Er besucht mich wenigstens alle acht Tage,“ erwiderte Zelter. „Er hat sich verheirathet, ist aber ohne Anstellung, weil er es in Berlin mit den Philologen verdorben hat. Kennen Sie Immermann?“

„Seinen Namen habe ich bereits sehr oft nennen hören, doch von seinen Schriften kenne ich bis jetzt Nichts.“

„Ich habe seine Bekanntschaft in Münster gemacht,“ sagte Zelter; „er ist ein sehr Hoffnungsvoller junger Mann, und es wäre ihm zu wünschen, daß seine Anstellung ihm für seine Kunst mehr Zeit ließe.“

„Ja, Immermann's Talent ist ein bedeutendes,“ schaltete Göthe ein. „Wir wollen sehen, wie er sich entwickelt; ob er sich bequemen mag, seinen Geschmack zu reinigen und hinsichtlich der Form die anerkannt besten Muster zur Richtschnur zu nehmen. Sein originelles Streben hat zwar sein Gutes, allein es führt gar leicht in die Irre.“

Jetzt kam der kleine Walther gesprungen, und Zelter erblickend, gab er ihm die Hand und rief: „Lieber Zelter, bist Du wieder da? Hast Du mir Etwas mitgebracht?“

„Versteht sich, mein Junge, Dir und Deinem Bruder habe ich Etwas mitgebracht, aber es liegt noch Alles im Koffer, und der ist noch nicht ausgepackt.“

„Das ist dumm. Wann packst Du denn aus?“

„Nun, wahrscheinlich heute Abend.“

„So spät erst; dann kann ich es wohl heute nicht mehr haben? Mama schickt mich immer so früh zu Bett. Aber weißt Du was . . .“

„Nun, mein Junge?“

„Du könntest an mein Bett kommen, und mich wecken.“

„Willst Du gleich aufhören mit Deiner Zudringlichkeit,“ schalt sein Großvater. „Wenn Du kommst, unruhiger Gast, so verdirbst Du gleich jedes Gespräch.“

Jetzt kam Frau von Göthe mit ihrer Schwester Ulrike, um Zelter zu begrüßen und ihn zu Tische abzuholen. Auch August von Göthe kam in Uniform und Degen einen Augenblick zu seinem Vater, bevor er sich nach Hofe begab, wohin er geladen war.

Zelter entschuldigte sich, daß er nicht zu Tische bleiben könne, da er nicht allein sei, sondern einen Reisebegleiter bei sich habe.

„Ei, Den lassen wir holen,“ rief Göthe. „Wer ist es?“

„Es ist ein Judenknaube, ein Enkel des Philosophen Moses Mendelssohn, an dem Du Freude erleben sollst. Er ist mein Schüler und ein Klavierspieler aus dem Ff.“

„Also ein musikalisches Wunderkind?“

„Nein, auf Die halte ich nicht Viel, der Felix aber wird seinen Namen mit ehernem Griffel in die Täfeln der Musikgeschichte schreiben, darauf gebe ich Dir mein Wort.“

Zelter ging mit den Damen. Eckermann blieb bei Göthen zurück, der noch auf seinem Zimmer speiste. Dieser fragte ihn: „Nun, wie gefällt Ihnen Zelter?“

„Er ist eine durchaus wohlthuende Persönlichkeit.“

„Er kann,“ sagte Göthe, „bei der ersten Bekanntschaft etwas sehr derb, ja, sogar mitunter etwas roh erscheinen, allein Das ist nur äußerlich. Ich kenne kaum Jemand, der zugleich so zart wäre, wie Zelter. Und dabei muß man nicht vergessen, daß er über ein halbes Jahrhundert in Berlin zugebracht hat. Es lebt aber, wie ich an Allem merke, dort ein so verwegener Menschenschlag beisammen, daß man mit der Delicatesse nicht weit reicht, sondern daß man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob sein muß, um sich über dem Wasser zu halten.“

In den nächsten Tagen wurde denn eine kleine musikalische Gesellschaft veranstaltet, in der sich Felix Mendelssohn sollte hören lassen, — der indessen mit den Damen des Hauses sehr be-

kannt geworden war und auf einem scherzhaften Fuße mit ihnen stand. Unter den Geladenen befand sich der Regierungsrath Schmidt, der Musikdirector Eberwein und dessen Gattin, eine ausgezeichnete Sängerin, Knebel, Doctor Froriep, einige Damen des Hofes und der eben in Weimar anwesende Literat Ludwig Meißner aus Berlin.

Als Meißner bei Frau von Göthe eintrat, empfing sie ihn mit den Worten: „Sie werden Bekannte aus Berlin hier finden, die Sie sich freuen werden, wiederzusehen.“

Er rieth und fragte hin und her, konnte aber den Rechten nicht herausbekommen, als mit einem Male die Thür aufging, und Zelter in einem Ceremonial der Kleidung eintrat, wie ihn Meißner nie in Berlin gesehen hatte, nemlich in kurzen schwarzseidenen Beinkleidern, Strümpfen und Schuhen mit silbernen Schnallen — eine Tracht, die damals längst nicht mehr Mode war, ihm aber von früherer Zeit her als die der höchsten Festlichkeit gewohnt sein mußte. Er begrüßte den jungen Schriftsteller nach seiner Weise:

„Sie auch hier, Meißner? Ei, ganz Berlin ist ja in Weimar!“

Gleich darauf öffnete sich sachte die Thür, und Felix Mendelssohn kam herein. Er näherte sich bescheiden seinem Lehrer, der mit Meißner im Gespräche begriffen war, und sein großes schwarzes Auge streifte schüchtern von dem Einen zu dem Andern.

Man beobachtete erst den Knaben nicht, weil man seine außerordentlichen Eigenschaften nicht kannte; seine Schen verlor sich jedoch bald, er neckte sich mit den jungen Damen, denn er besaß im hohen Grade die Kunst, sich beliebt zu machen.

Als alle Geladenen versammelt waren, kam erst Göthe aus seinem Arbeitszimmer. Sein „guten Abend“ war an Alle gerichtet, dann ging er auf Zelter zu, und drückte ihm herzlich die Hand.

„Ah, mein lieber Kellstab,“ sagte er sodann zu dem Literaten, „ich hoffe, Sie sind, indessen ich krank war, in nähere Beziehungen zu meinem Sohne und meiner Schwiegertochter getreten. Muscirt Ihr fleißig miteinander? Nicht wahr, Ottilie singt recht angenehm? Mein Freund Zelter hat mir da seinen kleinen Schüler mitgebracht, den Sie gewiß schon kennen.“

„Ja, ich kenne ihn, Herr Geheimerath.“

„Von seinen musikalischen Anlagen soll er uns erst eine Probe geben; aber auch nach jeder andern Seite hin ist er außerordentlich begabt. Man hat die Lehre von den Temperamenten; jeder Mensch trägt alle vier in sich, nur in verschiedenen Mischungsverhältnissen. Bei diesem Knaben würde ich annehmen, daß er vom Phlegma das irgend mögliche Minimum, von dem Gegensatze das Maximum besitze.“

Felix, der in der Nähe stand, sah mit leuchtenden Augen nach dem schneeweißen Haupte des Dichters empor. Dieser legte gütig seine Hände auf das Haupt des Knaben und sagte: „Nun sollen Sie uns Etwas spielen.“

Zelter nickte Beifall.

Der Flügel wurde geöffnet und Lichter wurden gebracht.

„Was soll ich spielen?“ fragte Felix seinen Lehrer, für den er die Zutrauensvollste Ergebenheit hatte.“

„Nun, was Du kannst,“ antwortete Dieser mit seiner eigenthümlich schneidenden Stimme, „was Dir nicht zu schwer ist.“

Der Knabe, dem nichts zu schwer war, schien zweifelhaft.

„Kannst Du das Lied: „Ich träumte einst von Hännchen,“ fragte Zelter.

„Mein.“

„Nun, so will ich Dir es einmal vorspielen.“

Zelter setzte sich an den Flügel und spielte mit seinen steifen gelähmten Fingern ein einfaches Lied in G-dur mit Triolettbegleitung. Felix spielte es einmal ganz nach und brachte dann, indem er die Triolenfigur in beiden Händen unisono

einige Mal übte, gewissermaßen seine Finger in das Geleise der Hauptfigur, damit sie sich ganz unwillkürlich darin bewegen möchten. Jetzt begann er aber sogleich im wilden Allegro; aus der sanften Melodie wurde eine aufbrausende Figur, die er bald im Baß, bald in der Oberstimme nahm und in den schönsten Gegensätzen ausführte.

Alles gerieth in das höchste Erstaunen, denn die kleine Knabenhand arbeitete in den Tonmassen, beherrschte die schwierigsten Combinationen, die Passagen rollten, perkten, flogen mit ätherischem Hauche, ein Strom von Harmonie ergoß sich, überraschende contrapunctische Sätze entwickelten sich dazwischen.

Eine Pause des Erstaunens trat ein, nachdem er die Hände von den Tasten entfernt hatte. Göthe herzte den kleinen Künstler, in dessen Zügen sich Stolz, Glück und Verlegenheit spiegelten, dann sagte der Geheimerath zu Kellstab: „Glauben Sie mir, Der da wird eine große Zukunft haben.“ Dann nahm er den Kopf des Knaben in die Hände, streichelte ihn derb und sprach: „Damit kommst Du nicht los!“ Zelter aber rief dazwischen: „Ei, Felix, Du mußt von Kobolden und Drachen geträumt haben, das ging ja über Stock und Stein.“

Göthe wiederholte nochmals: „Damit kommst Du nicht los, Du mußt mehr spielen und am Liebsten möchte ich eine Fuge des Sebastian Bach von Dir hören.“

Zelter wählte Eine aus dem Notenbuche; der Knabe spielte sie ohne alle Vorbereitung mit vollkommenster Sicherheit. Göthe's Entzücken wuchs mit den Leistungen des außerordentlichen Knaben, den er jetzt eine Menuette zu spielen bat.

„Soll ich Ihnen die lieblichste in der ganzen Welt spielen?“ fragte er mit strahlenden Augen.

„Nun, und welche ist Das?“

Er spielte die Menuette aus Don Juan.

Als er fertig war, forderte ihn Göthe auf, nun auch die Ouvertüre zu spielen.

„Nein,“ rief der Knabe, „man kann sie nicht spielen, wie sie geschrieben ist, und Niemand darf Etwas daran ändern, aber ich will Ihnen die Ouvertüre aus dem Figaro spielen?“

Göthe wurde immer froher und gütiger und erlaubte sich sogar Neckereien mit dem Knaben.

„Bisher hast Du blos Stücke gespielt, die Du kanntest,“ sagte er; „jetzt wollen wir sehen, ob Du Etwas spielen wirst, das Du nicht kennst. Ich will Dich auf die Probe stellen.“

Göthe ging hinaus; nach einigen Augenblicken kam er wieder mit einer Notenrolle in der Hand.

„Ich habe Etwas aus meiner Manuscriptensammlung geholt. Jetzt wollen wir Dich auf die Probe stellen. Kannst Du Das spielen?“

Er legte ein Blatt mit klaren, aber kleinen Noten auf das Pult. Es war Mozart's Handschrift.

Der junge Künstler sah den Namen Mozart mit Vergnügen an und spielte mit der vollendetsten Sicherheit ohne den geringsten Fehler, obgleich das Manuscript nicht sehr leserlich war.

„Das ist Nichts,“ sagte Göthe mit launigstem Tone, „Das hätten Andere auch lesen können; aber nun will ich Dir Etwas geben, worin Du stecken bleibst — also in Acht genommen.“

Mit diesen Worten legte er ein anderes Notenblatt auf das Pult. Dieses sah so seltsam aus, daß man im Zweifel war, ob es Noten oder Tintenflecke seien.

Felix lachte laut auf. „Wie ist Das geschrieben? Wer kann das Gefrigel lesen?“ rief er.

„Ei, Das hat der Beethoven geschrieben,“ rief der dem Knaben über die Schulter schauende Zelter. „Er schreibt immer mit dem Besenstiel und wischt es mit dem Ärmel aus, ehe es trocken ist.“

Felix ward sehr ernst, ein Schatten von Ehrfurcht ward in seinen Zügen sichtbar, er hielt seine Augen fest auf das

Blatt gerichtet, wie wenn er unter dem Wirrwar verwischter Noten einen geistreichen Gedanken verfolge.

Göthe, der ihn hart auf die Probe stellen, und ihm keine Zeit zur Vorbereitung lassen wollte, rief: „Siehst Du, daß ich Recht hatte zu prophezeihen, Du würdest stecken bleiben. Jetzt versuche es und zeige, was Du kannst.“

Felix begann sofort zu spielen. Es war eine einfache Melodie, eine Kleinigkeit, wenn gut geschrieben, keine Aufgabe für einen mittelmäßigen Spieler. Aber ihr durch dieses Labyrinth von Klößen zu folgen, erforderte eine ungemeine Schnelligkeit und Sicherheit des Auges, und der Knabe mußte oft mit Lachen die unleserlichen Noten in Winkeln suchen, wo man sie nicht vermuthet. So spielte er es ein Mal im Allgemeinen richtig durch, aber doch bisweilen inne haltend und einige Versehen mit einem raschen „Nein, nein“, berichtigend. Dann rief er: „Nun will ich's spielen,“ und dieses zweite Mal fehlte keine Note. *)

Als er fertig war, verließ er den Flügel und mischte sich unter die jungen Hoffräulein, mit denen er sich zu necken begann; ja, einer alten Dame, die noch Puder trug, blies er den weißen Staub mit einem Blasebalg muthwillig aus den Haaren, ohne daß sie ihm wehrte, oder gar böse über ihn ward.

Der Knabe gewährte dem alten Dichtersfürsten noch manche Genußreiche Stunde und ungern sah er ihn scheiden, als er nach vierzehn Tagen mit Zelter wieder nach Berlin zurückkehrte.

Mit völliger Munterkeit und neuerwachtem Eifer begab sich Göthe nach seiner Genesung wieder an seine literarischen Arbeiten. Eines Tags, da er unter seinen Papieren frante, fiel ihm der Brief, den er an die Gräfin Bernstorff geschrieben, aber nicht abgeschickt hatte, wieder in die Hände. Er überlas

*) Selbstbiographie von Kellstab.

ihn lächelnd, dann griff er zur Feder und setzte folgende Nachschrift darunter:

„N. Sch. Vorstehendes war bald nach der Ankunft Ihres lieben Briefes geschrieben, allein ich wagte nicht, es wegzuschicken, denn mit einer ähnlichen Aeußerung hatte ich schon früher Ihre edeln wackern Brüdern wider Wissen und Willen verlegt. Nun aber, da ich von einer tödtlichen Krankheit in's Leben wieder zurückkehre, soll das Blatt doch zu Ihnen, unmittelbar zu melden, daß der Allwaltende mir noch gönnt, das schöne Licht seiner Sonne zu schauen; möge der Tag Ihnen gleichfalls freundlich erscheinen, und Sie meiner im Guten und Lieben gedenken, wie ich nicht aufhöre, mich jener Zeiten zu erinnern, wo Das noch vereint wirkte, was nachher sich trennte.“

Als Gräfin Bernstorff diesen Brief erhielt und das Postzeichen Weimar erkannte, hielt sie ihn lange in ihren zitternden Händen, bevor sie ihn öffnete. Endlich brach sie das Siegel und ihre Augen übersflogen hastig die Zeilen. Ein jäher Schmerz durchzuckte ihre Brust. Sie las das Schreiben nochmals, jedes Wort bedeutsam erwägend, aber der Inhalt befriedigte sie nicht — sie hatte eine andere Antwort gehofft. So faltete sie denn den Brief wieder sorgfältig zusammen und sagte traurig: „Er will meine Stimme nicht hören — so bleibt mir denn Nichts übrig, als ihn im brünstigen Gebete der Gnade Gottes zu empfehlen.“

1825.

Das fünfzigjährige Dienstjubiläum.

Als der Mai kam, ließ Göthe einst, da Eckermann bei ihm war, durch Stadelmann große Portefeuilles mit Kupferstichen herbeischleppen. Auf den Mappen hatte sich etwas Staub gesammelt, und da kein passendes Abwisch Tuch zur Hand war, so ward Göthe unwillig und schalt den Diener.

„Ich habe Dir schon so oft befohlen, mir Tücher zu besorgen,“ rief er ärgerlich. „Jetzt erinnere ich Dich zum letzten Mal daran, denn gehst Du nicht noch heute, das Verlangte zu kaufen, so gehe ich morgen selbst, und Du sollst sehen, daß ich Wort halte.“

Der Diener schlich beschämt zur Thür hinaus.

„Ich hatte,“ fuhr Göthe jetzt ganz heiter fort, „einmal einen ähnlichen Fall mit dem Schauspieler Becker, der sich weigerte, einen Reiter im Wallenstein zu spielen, weil er die kleine Rolle unter seiner Kunstwürde hielt. Ich ließ ihm aber sagen, wenn er die Rolle nicht spielen wolle, so würde ich sie selber spielen. Das wirkte, denn sie kannten mich beim Theater und wußten, daß ich in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und daß ich verrückt genug war, mein Wort zu halten und das Tollste zu thun.“

Eckermann sah ihn groß an. — „Und würden Sie die Rolle wirklich gespielt haben?“ fragte er.

„Ja, ich hätte sie gespielt und würde den Herrn Becker herunter gespielt haben, denn ich kannte die Rolle besser als er.“

Nachdem sie die Mappen durchblättert hatten, lud Göthe Eckermann zu einer Spazierfahrt ein. Sie fuhren in das Gehölz von Weibich und bogen in der Nähe von Tieffurt in den Weg nach Weimar zurück, wo sie die untergehende Sonne im Anblick hatten. Göthe war eine Weile in Gedanken verloren, dann sprach er die Worte eines alten Schriftstellers aus: „Untergehend sogar, ist's immer dieselbige Sonne!“ — Wenn Einer fünfundsiebzig Jahre alt ist,“ fuhr er darauf mit großer Heiterkeit fort, „kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denkt. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur — es ist ein Fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit. Es ist der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehen scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet.“

Die Sonne war indessen hinter dem Ettersberge hinabgesunken; sie spürten in dem Gehölze einige Abendkühle und fuhren desto rascher nach Weimar hinein und an Göthe's Hause vor.

Raum hatten sie das Arbeitszimmer betreten, als sich August und der Hofrath Rehbein zu ihnen gesellten. Sie saßen plaudernd noch eine Weile in der Dämmerung, dann wurde Licht gebracht.

Eckermann erwähnte im Laufe des Gesprächs, daß er in diesen Tagen die Bekanntschaft einer Dichterin gemacht habe, deren Namen er nannte und von der er sagte, daß sie ein schönes, ungewöhnliches Talent habe.

„Ich kenne einige ihrer Producte,“ sagte Göthe, „und kann nur in Ihr Lob mit einstimmen. Besonders Eins von

ihren Gedichten, worin sie eine Gegend ihrer Heimat beschreibt, hat einen höchst eigenthümlichen Character. Sie hat eine Richtung auf äußere Gegenstände, auch fehlt es ihr nicht an guten innern Eigenschaften. Freilich wäre auch Manches an ihr auszusagen, wir wollen sie jedoch gehen lassen und sie auf dem Wege nicht irre machen, den das Talent ihr zeigen wird.“

Das Gespräch kam nun auf die Dichterinnen im Allgemeinen und Hofrath Rehbein äußerte: „Das poetische Talent der Frauenzimmer kommt mir immer vor, wie eine Art geistiger Geschlechtstrieb.“

„Da hören Sie nur,“ rief Göthe lachend, indem er Eckermann ansah, „geistiger Geschlechtstrieb! — wie so ein Arzt das zurecht legt.“

„Ich weiß nicht, ob ich mich recht ausdrücke,“ nahm Rehbein wieder das Wort, „aber es ist so Etwas. Gewöhnlich haben diese Wesen das Glück der Liebe nicht genossen, und sie suchen nun in geistigen Richtungen Ersatz. Hätten sie zur rechten Zeit geheirathet und hätten sie Kinder geboren, so würden sie an poetische Productionen nicht gedacht haben.“

„Ich will nicht untersuchen, in wie ferne Sie recht haben,“ sagte Göthe, „aber bei Frauenzimmertalenten anderer Art habe ich immer gefunden, daß sie mit der Ehe aufhörten. Ich habe Mädchen gekannt, die vortrefflich zeichneten, aber sobald sie Frauen und Mütter wurden, war es aus, sie hatten mit den Kindern zu thun und nahmen keinen Griffel mehr in die Hand. Doch unsere Dichterinnen,“ fuhr er lebhaft fort, „möchten immer dichten, und schreiben, so Viel sie wollten, wenn nur unsere Männer nicht wie die Weiber schrieben. Aber Das ist es, was mir nicht gefällt. Man sehe doch nur unsere Zeitschriften und Taschenbücher, wie das Alles so schwach ist und immer schwächer wird. Wenn man jetzt ein Kapitel des Cellini im Morgenblatte abdrucken ließe, wie würde sich Das ausnehmen! — Unterdessen“ setzte er sehr heiter hinzu, „wollen

wir es gut sein lassen und uns unsers kräftigen Mädchens in Halle freuen, die uns mit männlichem Geiste in die serbische Welt einführt. Die Gedichte sind vortrefflich! Es sind einige darunter, die sich dem hohen Liede an die Seite setzen lassen, und Das will etwas heißen. Ich habe einen Aufsatz über diese Gedichte beendigt und er ist auch bereits abgedruckt."

Mit diesen Worten reichte er Eckermann die ersten vier Aushängbogen von Kunst und Alterthum, worin dieser Aufsatz stand.

"Ich habe die einzelnen Gedichte," hob Göthe wieder an, „ihrem Hauptinhalte nach, mit kurzen Worten charakterisirt und Sie werden sich über die köstlichen Motive freuen. Nebst ihm ist ja auch der Poese nicht unkundig, wenigstens was den Gehalt und Stoff betrifft, und er hört vielleicht gern mit zu, wenn Sie diese Stelle vorlesen."

Eckermann begann vorzulesen und die Folge war eine heitere Discussion, die sich bis zum Nachteffen hinzog, welches gemeinschaftlich eingenommen wurde.

Der Sommer verging, der Winter kam herbei und am 7. November 1825 wurden es fünfzig Jahre, daß Göthe in Weimar eingezogen war. Der Großherzog befahl, daß an diesem Tage gleichzeitig das Dienstjubiläum des vielverdienten Mannes gefeiert werden sollte. Als nun Göthe nach seiner Gewohnheit bei Tagesanbruche das Fenster seines Schlafzimmers öffnete, tönte sofort ein Ständchen aus seinem Garten herauf, das mit einem Chorale begann. Als er sich darauf umsah in dem Zimmer, fiel sein erster Blick auf allerlei sinnige Geschenke, die schöne Hände für ihn verfertigt, auf seltene Blumenstöcke und Pflanzen, die wohlwollende Freunde für ihn geschickt, und die seine Schwiegertochter Ottilie während seines Schlafs geschmackvoll auf einem Tische geordnet hatte.

"O, zu viel! zu viel!" rief er mit weicher Rührung, indem er diese Gaben der Verehrung musterte. „Wer hat mir alle diese Liebe angethan? womit habe ich Das verdient?"

Um halb neun begannen alle Wagen der Stadt heran zu rollen, die angesehensten Leute begaben sich auf die Wallfahrt nach dem Göthe'schen Hause. Eine Anzahl Musiker und vierzehen ihm eng befreundete Damen hatten sich in seinem Saale versammelt und stimmten ein erhebendes Morgenlied an, welches Kiemer gedichtet, Eberwein in Musik gesetzt hatte. Punkt neun Uhr wurde Göthe von seinem Sohne und einer Freundin aus seinem Arbeitszimmer geholt und in den Saal geführt, allein das Menschengedränge in allen Zimmern war so groß, daß man ihn unbemerkt durch eine Nebenthür eintreten lassen mußte. Sobald man den verehrten Mann erblickte, begann die Musik, wodurch die Bewegung, die in allen Augen glänzte, noch erhöht wurde. Jetzt kamen einige schöne Mädchen als Nymphen der Elm gekleidet, begrüßten den goldnen Ehrentag des greisen Dichtersfürsten und sangen seine Unsterblichkeit. Die Ergriffenheit ward dadurch noch mehr gesteigert, die Töne der Musik verhallten im feierlichen Schweigen.

„O, meine Freunde, meine theuern Freundinnen, wie soll ich Ihnen danken?“ rief der ehrwürdige Mann, „wie soll ich Worte finden, um Ihnen meine Empfindung gehörig auszudrücken? — um Ihnen zu sagen, wie tief es mich rührt, daß Sie mein bescheidenes Streben so über Gebühr anerkennen. Möge es mir noch vergönnt sein, Ihnen Beweise zu geben, wie sehr ich die mir erzeugten Ehren nach ihrem vollen Gehalte zu würdigen weiß.“

Und zu diesen warmen Worten fügte er die herzlichsten Händedrucke, die hübschen Mädchen aber küßte er wie ein guter Vater, Eine um die Andere auf die Stirn.

Jetzt trat Baron von Fritsche vor und überreichte eine goldne Medaille, welche der Großherzog eigens zu dieser Feier hatte prägen lassen. Sie trug auf der einen Seite die Bildnisse von Karl August und Luise, deren Namen auch am Rande eingegraben waren, und auf der andern die von einem Lorbeer-

franze umgebene Büste des Dichters. Diese Gabe war von einem eigenhändigen Schreiben des Herrscherpaares begleitet, das zwar amtlich und daher etwas steif in der Form, aber dennoch sehr freundlich und Liebevoll war.

Vor Rührung keines Wortes mächtig, hielt Göthe einen Augenblick die Medaille und das Schreiben in den vor Bewegung zitternden Händen. Endlich, als er der Sprache wieder mächtig ward, sagte er: „Lieber Fritsche, ich werde den hohen Herrschaften noch selbst meinen Dank ausdrücken, einstweilen aber sagen Sie ihnen, daß ihr Schreiben mehr als Gold enthalte.“

Jetzt kamen nacheinander die verschiedenen Deputationen der Behörden aus Weimar und Eisenach, der Freimaurerloge, der Universität Jena; die medicinische und die philosophische Facultät sandten ihm ihr Doctordiplom, die theologische Facultät ließ ihm eine Motivtafel überreichen, worin sie anerkannte, daß er nicht nur ihre Wissenschaften und deren Grundlagen oft Sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben, und als Herrscher in dem Reiche freier, kräftiger Gedanken, das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologen möglichst gefördert habe. Auch die Jenenser Studentenschaft war durch zwei Abgeordnete vertreten. Der Stadtrath von Weimar verlieh allen rechten männlichen Nachkommen des Dichters auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Stadt, auf daß sich, wie sich der Bürgermeister bei Ueberreichung der Urkunde ausdrückte, der gefeierte Name Göthe immerdar in ihren Bürgerlisten als höchste Zierde derselben befinden möge.

Raum hatten sich die Zimmer entleert, als um zehn Uhr Karl August mit seiner Gemahlin vorfuhr, um dem Gefeierten persönlich ihre Glückwünsche darzubringen. — „Was soll ich Dir sagen an diesem schönen Tage, der bekundet, wie alt und treu schon unsere Freundschaft ist,“ rief der Großherzog beim Eintritte. „Wie ich es mit Dir meine, hast Du seit einem

halben Jahrhunderte in meinem Herzen gelesen, ich kann also nur hinzufügen: Komm' an mein Herz, fühle, wie es für Dich schlägt, und bleibe mir noch lange erhalten."

Er breitete Göthen die Arme entgegen und Beide küßten sich herzlich.

Auch die Großherzogin sprach Worte voll Anerkennung, reichte ihm ihre Hand zum Kusse, und fast eine Stunde blieb das hohe Paar bei ihm. Kaum hatten sie sich entfernt, als der Erbgroßherzog mit seiner Gemahlin und seinen beiden Töchtern kam.

Unterdessen waren die Minister, die ersten Beamten, die angesehensten Personen vom Hofe und die Deputationen wieder zusammengetreten und die ersten Damen von Weimar, darunter die Töchter und Enkelinnen Wieland's und Herder's, hatten sich in einem obern Zimmer des Hauses versammelt. Sobald alle Eingeladenen anwesend waren, reiheten sie sich Paarweise und zogen in einem feierlichen Zuge auf den großen Flur, wo neben der Bildsäule des Großherzogs, Göthe's von Rauch gefertigte Büste, auf einem schönen Piedestale, mit einem Lorbeerkränze daneben, aufgestellt war. Gerade als der Zug die Mitte der Halle erreicht hatte, tönte von der Gallerie herab Musik, und unbegreiflich war die Wirkung, welche diese Klänge in der hohen, schönen Halle machten.

Nach und nach gingen die Töne in ein leises Pianissimo über, das wie Geistergelispel klang. Eine Herder und eine Wieland traten vor, ergriffen den Lorbeerkranz, und nachdem Jede eine dem Gefeierten zu Ehren gedichtete Strophe mit schöner Klangvoller Stimme und tiefer Empfindung unter der melodramatischen Begleitung der Musik gesprochen hatte, befränzten sie gemeinschaftlich die Büste des Dichters. Die Instrumente schmetterten nun einen jubelnden Siegesmarsch und die Morgenfeierlichkeit war zu Ende.

Von den aufregenden Empfindungen des Tages sehr an-

gegriffen, bedurfte Göthe einiger Erholung, daher nahm er auch aus Gesundheitsrücksichten nicht Theil an dem großen Festessen, welches um zwei Uhr in dem Saale des Stadthauses stattfand und woran mehr als zweihundert Personen sich theiligten; er ließ sich jedoch durch seinen Sohn vertreten, der auf den Wunsch des Vaters den feierlichen Toast des Tages durch ein Hoch auf Anebel, seinen ältesten Weimarer Freund und Vermittler seines Eintritts in Weimarer Dienste, erwiderte.

Am Abende wurde im Theater Iphigenie aufgeführt. Als Göthe an der Seite des Großherzogs in dessen Loge erschien, wurde er von dem begeisterten Zurufe des Publicums begrüßt. Der Aufführung ging ein Festspiel voran, welches Karl August selbst angeordnet hatte. Als der Vorhang in die Höhe ging, erblickte man in einem Saale auf einem Postamente ruhend, Göthe's mit Lorbeern gekrönte Büste, ein von dem Canzler von Müller gedichteter, von Madame Seidel gesprochener Prolog schilderte die Bedeutung des Festes. Nach dem dritten Acte zog sich Göthe auf den Rath seines Arztes zurück.

Raum zu Hause angekommen, brachte ihm zum Abschlusse dieses schönen Tages die großherzogliche Kapelle, eine feierliche Abendmusik, in welche Hummel, mit Gefühl und Geschmack, den Triumphmarsch aus Titus, die Ouvertüre zu Gluck's Iphigenie und ein von ihm selbst componirtes vortreffliches Adagio mit einem Echo von Hörnern verwebt hatte. Die Einleitung mit ihren Siegesberauschten Klängen bezeichnete den festlichen Pomp des Tags, während die hinschmelzenden Töne des Adagio's in die Ruhe hinüberzuleiten schienen, welche auf ein fleißig vollbrachtes Tagewerk folgt.

Die Bewohner des Frauenplans hatten, zu Ehren ihres gefeierten Nachbars, sämmtlich ihre Häuser erleuchtet. Bei Göthe selbst war noch spät am Abende eine zahlreiche Gesellschaft versammelt, die er glänzend bewirthete, allein schon nach

einer Stunde zog er sich, nach so vielfachen Aufregungen der Ruhe bedürftig, in sein Zimmer zurück."

Zwei Tage nach dieser Feierlichkeit, reichte Göthe bei dem Großherzoge in den submissivsten Ausdrücken ein Gesuch um Urlaub ein; er wollte sich auf einige Wochen nach Jena zurückziehen, um dem Andränge einer Menge nachträglicher Besuche zu entgehen. Eine Stunde darauf erhielt er die großherzogliche Resolution zugesandt, die von Karl August's eigener Hand auf den Rand der Supplik geschrieben war und einfach in den Worten bestand: „Kneife aus, alter Junge!"

Göthe schüttelte mißbilligend den Kopf und murmelte vor sich hin: „Er wird doch ewig burschikos bleiben. Könnte nicht schaden, wenn er die Fürstenwürde mehr beobachtete."

Nachdem er wieder von Jena zurück war, huschte eines Tages eine Dame schnell an dem Bedientenzimmer vorbei und wollte eben die große Treppe hinaufgehen, als Stadelmann aus der Thür tretend, ihr ein donnerndes: „He! Wohin denn so geschwind?" zurief.

„Ich will den Geheimerath sprechen, ist er zu Hause?" erwiderte die Angerufene, sich nach dem Bedienten umdrehend.

Geärgert durch die wenig Respectvolle Art, womit sie von seinem Gebieter sprach, warf sich Stadelmann in die Brust und sagte: „Se. Excellenz, der Herr Geheimerath von Göthe sind allerdings zu Hause, aber bei uns ist es nicht Brauch, so gerade zuzulaufen, wie man zum Schuster und Schneider geht, bei uns muß man sich erst anmelden lassen, sagen Sie mir daher Ihren Namen und Stand, so will ich anfragen, ob Se. Excellenz geneigt sind, Sie anzunehmen oder nicht, und im ersten Falle will ich Ihnen dann den Weg zeigen."

„Den Weg weiß ich und bin ihn hundert Mal vor Ihm gegangen. Gemeldet brauche ich nicht zu werden, denn ich bin dem Göthe auch ohne Meldung willkommen, Das weiß ich — und jetzt lasse Er mich ungeschoren und gehe Er seiner Wege."

Mit diesen Worten eilte die Dame raschen Schrittes die Treppe hinauf. Stadelmann blieb verblüfft stehen, sah ihr nach und murmelte zwischen den Zähnen: „Verflizte Personage, wer ist man denn? Der Göthe, sagte sie ganz kurzweg; sollte man nicht meinen, sie hätte die Ferkel mit dem gnädigen Herrn gehütet und stünde auf Du und Du mit ihm. Wenn wir noch mit dem Theater zu thun hätten, so würde ich denken, es sei eine Komödiantendame, die Unglück gehabt hat, und eine Collete bei ihren Kunstgenossen anstellen möchte.“

Die letzte Vermuthung Stadelmann's, der brummend und Kopfschüttelnd in die Bedientenstube zurückging, hatte in so fern Etwas für sich, als das Aeußere der Dame, die etwa vierzig Jahre alt sein mochte, etwas sehr Auffallendes hatte. Klein von Gestalt, war sie zwar mit guten, ja, mit kostbaren Stoffen bekleidet, aber die Kleider, die ihr schlotternd um den Leib hingen, waren so zerknittert, als hätte sie darin im Bette gelegen, auch hatten sie hie und da Flecken und kleine Risse, die sich ganz offenherzig sehen ließen oder nur mit einer Nadel zusammengesteckt waren. Der offenbar noch neue Hut von rosa Atlas zeigte, aus aller Form gekommen, überall Erhöhungen oder Vertiefungen, die Blumen darauf waren zerdrückt und unter dem Schirme hing das schlechtgeordnete Haar unordentlich hervor.

Sie durchschnitt die Gänge und Zimmer und erreichte, ohne sich zu irren, Göthe's Arbeitszimmer, in welches sie, ohne anzuklopfen, eintrat.

„Göthe, da bin ich einmal wieder,“ rief sie, „wir haben uns lange nicht gesehen.“

Bei diesen Worten schritt sie auf ihn zu, und machte Miene, ihn umarmen zu wollen.

Göthe, der an seinem Schreibtische saß, und sich bei dem Eintritte der auffallenden Erscheinung nicht erhoben, sondern nur nach ihr umgedreht hatte, hielt die Hand abwehrend vor

sich und sagte befremdet: „Um Verzeihung, Madame, wer sind wir denn?“

„Jetzt kennt er mich nicht,“ rief die Dame im höchsten Erstaunen. „Göthe, riebele Dir die Augen aus und betrachte mich recht. Ich bin ja Bettina, Deine Bettina, die Dich noch immer liebt, die Dich anbetet aus der Fülle ihrer Seele, für die Du noch immer wie eine Sonne an dem Himmel der Liebe strahlst.“

„Ach, Frau von Arnim, ich freue mich, Sie zu sehen.“ Er stand auf, führte sie zu einem Stuhle, deutete mit einer Handbewegung darauf und setzte hinzu: „Wollen Sie nicht Platz nehmen.“

Bettina zog ihre Hand aus Göthe's Arm, warf den Kopf beleidigt in den Nacken und sagte gekränkt: „Frau von Arnim! Sie! Was soll Das heißen, Göthe? Bin ich Dir so unwerth geworden, daß Du mir die herzliche Benennung von früher versagst?“

„Nun denn, so wollen wir es bei dem traulichen Du belassen, wenn es nicht anders sein kann,“ sagte Göthe, sich geduldig in das Unvermeidliche ergebend; aber als sie jetzt wieder Anstalten zu einer Umarmung machte, hielt er ihr die runzelvolle Wange hin und sagte sehr ernst: „Einen Kuß zum Willkomm will ich der Freundin gestatten, doch dabei muß es sein Bewenden haben. Alle etwaige leidenschaftliche Scenen muß ich mir im Voraus verbitten, wenn wir gute Freunde bleiben sollen.“

„Ei, wie bist Du doch so anders geworden,“ rief sie empfindlich. „Ich bin noch ganz dieselbe, wie früher. Als ich die Ueberzeugung hatte, daß Du mich liebtest, wurde mein Herz auf Engelsflügeln in den Himmel getragen — aber Dein Herz scheint eine Feuerstätte zu sein, in welcher die Liebe Nichts als Asche zurückgelassen hat; Deine Liebe scheint, wie eine ausgebrannte Lampe, alles Del verdampft zu haben.“

„Bettina, lasse solche Redensarten unterwegs, ich bitte Dich darum. Doch Du bist ja indessen alt geworden, und wirst vernünftig sein.“

„Ach was, wenn ich an Dich denke oder bei Dir bin, so schwimme ich in einem Meer von Berausungen, in welchem die Vernunft nicht Fuß fassen kann. Uebrigens bist Du auch nicht jung und am Wenigsten galant geblieben,“ setzte sie hinzu, und lehnte sich schmolend in den Stuhl zurück. „Wer wird eine Dame an ihr Alter erinnern?“

„Nimm mir's nicht übel,“ erwiderte er lächelnd, „aber ich wollte Dir gleich die Grenzen des allein Schicklichen bezeichnen, in welchen wir fortan zu wandeln haben. Du lebst noch immer in Berlin?“

„Bald in Berlin, bald auf unserm Gute Wiepersdorf, bald da, bald dort bei meinen Verwandten. Du weißt, ich bin ein Zugvogel, der es nicht lange an einem Orte aushält.“

„Was macht Arnim?“

„Er schreibt fleißig Gedichte und Novellen, die ihm und Andern viel Spaß machen.“

„Hast Du Kinder?“

„Ein ganzes Häuflein. Ich habe deren sieben, vier Knaben und drei Mädchen.“

„Dann bist Du eine beneidenswerthe Mutter und mußt Dich sehr glücklich fühlen in der Pflege der von Dir gebornen Sprößlinge.“

„Was, ich Kinder pflegen? Das läge mir an!“ rief Bettina mit einem wahren Schauder; „wozu habe ich denn meine Leute, Ammen, Kinderfrauen und Gouvernanten? Ich halte es höchstens eine Viertelstunde in der Kinderstube aus, auch habe ich andere Dinge zu thun, als mich mit den Schreihälgen zu befassen.“

„So, und was hast Du denn so Wichtiges zu thun?“

„Erstens muß man in der Gesellschaft leben, um nicht

zu versauern und geistig zu verkümmern, dann schreibe ich Tagebücher und zeichne Viel. So habe ich unlängst den Entwurf zu einem Basrelief gemacht, worauf nackte Jünglinge einen Reigen tanzen, und den ich gesonnen bin, später in Marmor ausführen zu lassen.“

„Wie, Du zeichnest nackte Jünglinge,“ rief Göthe überlaut lachend. „Wo in aller Welt nimmst Du denn die Modelle dazu her?“

„Meine Kammerjungfer steht mir Aet.“

„Aber nach einem weiblichen Körper kann man doch nimmer einen männlichen zeichnen.“

„Das ist gar nicht so schwer, als Du meinst, wenn man die Phantasie ein wenig zu Hülfe nimmt. Ich werde Dir den Entwurf, den ich mitgebracht habe, zeigen, und Du wirst zufrieden mit mir sein.“

„Nun, wir wollen sehen, was Du mit Deiner Phantasie fertig gebracht hast.“

Göthe hatte bei diesen Worten den Schellenzug angezogen. Stadelmann kam herein, um nach den Befehlen seines Herrn zu fragen.

„Sieh nach, ob meine Schwiegertochter zu Hause ist,“ sagte der Gebieter, „und melde ihr, daß ich ihr eine Dame meiner Bekanntschaft vorstellen wolle.“

„Aber Göthe, Das könntest Du auf später verschieben, ich möchte noch allein mit Dir bleiben, ich habe Dir noch so Viel zu sagen.“

Stadelmann, der den Fuß schon gehoben hatte, um sich nach der Thür zu wenden, wurzelte bei Bettina's Worten gleichsam in den Boden ein, und wurzelte noch tiefer ein, als sein Gebieter ihr erwiderte: „Nein, Bettina, man muß stets das unerläßlich Schickliche thun; auch kann ich das Vergnügen Deiner Gesellschaft nicht länger genießen, da mich eine wichtige Arbeit in Anspruch nimmt. August wird sich freuen, Dich zu

sehen, und auch Dir wird es Freude machen, Ottilien und meine Enkel kennen zu lernen.“

Stadelmann stand noch immer wie erstarrt; das Unerhörte war zur Wahrheit geworden, die vermeinte Komödiantendame stand wirklich auf Du und Du mit seinem Herrn. Ein Wink Göthe's brachte endlich wieder Leben in diese Bildsäule, welche nun zu der Schlußfolgerung kam, die Fremde müsse vielleicht eine alte Liebschaft der Excellenz aus den Theaterzeiten her sein. Bettina schickte ihm ein schallendes Gelächter nach.

„Du hast hier eine komische Bohnenstange von einem Bedienten,“ rief sie; „war mir's doch, als ob mich der Kerl mit seinen großen Glogaugen verschlingen wollte.“

Wenige Minuten darauf führte Göthe Bettinen hinauf in das Schiff, wie er die Wohnung seiner Kinder scherzweise zu nennen pflegte, stellte sie seiner Schwiegertochter vor, und ließ die beiden Damen allein.

Bettina fühlte gleich am ersten Abende, daß Weimar die Bühne nicht mehr war, auf der sie ihre Rolle als naive Gurli mit Erfolg spielen könnte. Sie hatte gedacht, daß bei Göthe nach dem Tode seiner Frau und nach dem Verlaufe so vieler Jahre das Andenken an ihre einstige Unart in den Strom der Vergessenheit gefallen sein, und er mit Freuden den Faden ihres abgerissenen Verhältnisses wieder anknüpfen würde. Auch hatte sie in so fern nicht geirrt, als er sie freundlich und wohlwollend aufnahm, ohne der frühern unangenehmen Vorfälle mit einer Sylbe zu gedenken — aber sie fand sich durchaus betrogen in der Hoffnung, wieder auf den frühern Fuß mit ihm zu kommen. Der alte Mann wollte die Ruhe seiner letzten Jahre durch keine Exaltation mehr stören lassen, und so beschloß sie ihren Aufenthalt in Weimar, den sie auf mehre Wochen hatte ausdehnen wollen, auf nur wenig Tage zu beschränken.

Als sie am folgenden Tage zu Göthe kam, trug ihr der

Lohndiener einen Kasten nach, den sie auf den Boden setzen ließ; dann bat sie den Freund, den Kasten öffnen zu lassen.

Stadelmann kam mit Meißel, Hammer und Zange herbei und begann kunstgerecht den Deckel zu lüften, wobei ihm Bettina fortwährend die größte Vorsicht anempfahl. Endlich war der Kasten auf, und aus demselben wurde, wohl in Sägemehl verpackt, ein in Thon ausgeführtes Modell zu einem Göthe-Monument ausgepackt und vor den Geheimerath auf den Tisch gestellt. Bettina sah ihn mit einem triumphirenden Lächeln an.

„Nun, was ist denn Das?“ rief Göthe, und begann neugierig das kleine Kunstwerk zu betrachten, das wirklich schön und sinnig ausgeführt war. Er war sitzend abgebildet; Brust, Schulter und ein Theil der sehnigen Arme seiner Jupitersgestalt waren nackt. Vom Rücken aus schlang sich ein weiter, faltiger Mantel um seine Hüften, kreuzte sich über den Knien und ließ die mit Sandalen bekleideten Füße sehen. Das Haupt schmückte der Lorbeerkranz; auf den Knien ruhte die Leier, die er leicht mit den Händen berührte, und an dem Postamente waren mehre ganz artige Basreliefs angebracht.

„Bist Du zufrieden mit meiner Arbeit?“ fragte nach einer Pause Bettina.

„Wie so mit Deiner Arbeit?“ rief Göthe, ohne die Blicke von dem Thonmodell abzuwenden, das er mit Interesse zu betrachten schien.

„Ei,“ erwiderte sie, „eines Tags sagte der Moriz von Bethmann zu mir: „Sie sind ja verliebt in den Göthe, Bettina, und zeichnen gerade nicht schlecht, entwerfen Sie doch einmal eine Zeichnung zu einem Göthe-Monument. Ich machte mich sogleich an die Arbeit, zeichnete den Entwurf, der dem Bethmann jedoch nicht sonderlich zu gefallen schien, den ich aber dennoch für gut hielt und deshalb, wie Du hier siehst, von Wichmann in Thon ausführen ließ. Dann bin ich eigens hierher gereist, um Dir das Modell zu bringen.“

„Also Du, wirklich Du hast den Entwurf gemacht?“

„Ja, und zwar habe ich mit tausend Freuden daran gearbeitet.“

Göthe betrachtete nochmals das Modell von allen Seiten, dann brach er in ein lautes, anhaltendes Lachen aus.

Auf das Tiefste verlegt, sah ihn Bettina einen Augenblick ganz erstarrt an, dann rief sie mit von Thränen erstickter Stimme: „Nun, mehr kannst Du nicht, als lachen? Ich hatte gehofft, daß meine so herzlich dargebrachte Gabe eine andere Aufnahme finden würde.“

Göthe sah, daß er ihr weh gethan hatte, Das war seine Absicht nicht gewesen, darum mußte er seinen Fehler wieder gut zu machen suchen. „Liebe Bettina,“ sagte er mit Wehmuth, „mein Lachen darf Dich nicht kränken, es ist die Freude, die aus mir aufjauchzt, daß Du mich so sehr liebst, denn so was konnte nur die Liebe thun, das heißt, jene Liebe, die ich mit Benennung höherer Freundschaft bezeichnen möchte. Ich danke Dir für Deine sinnige Gabe, und werde sie als ein werthes Andenken an Dich aufbewahren; und,“ fuhr er fort, indem er ihr feierlich die Hände auf den Kopf legte, „wenn die Kraft meines Segens Etwas vermag, so sei sie dieser Liebe zum Danke auf Dich übertragen.“

Diese Worte beruhigten Bettinens aufgeregte Empfindlichkeit, wie ein weinendes Kind beruhigt wird, dem man einiges Zuckerwerk giebt, sie fühlte sich wieder versöhnt mit Göthe, aber sie konnte doch nicht mehr heimisch werden in seiner Nähe; es war Etwas in seiner Atmosphäre, das sie abstieß und sie hinderte, sich frei gehen zu lassen; auch Ottilie, in deren Gegenwart sie sich steten Zwang anthun mußte, genirte sie; so kürzte sie denn ihren Aufenthalt bedeutend ab und kehrte unbefriedigt von ihrem Weimarer Aufenthalte nach Berlin zurück.

1826.

Ein Brandopfer.

Frau von Stein hatte ihren fünfundsachtzigjährigen Geburtstag gefeiert; die einst so schlanke Frau war zu einem zusammengebeugten Mütterchen geworden, das sich nicht selten des Krückenstocks bedienen mußte; die einst so sprechenden Augen lagen Glanzlos in ihren Höhlen, der Mund, dem alle Zähne fehlten, war tief eingesunken, die feine Nase hatte sich gesenkt, das spige Kinn sich emporgehoben, die Haut war von Zahllosen Runzeln durchfurcht, das Haupt mit silbernen Haaren bedeckt, der so stolze sichere Gang war matt und schwankend geworden — kurz, das hohe Alter hatte seine Rechte auf sie geltend gemacht.

Bald nach ihrem Geburtstage ersuchte sie den Geheimerath von Göthe in einem kurzen Billet, um die Zurückgabe ihrer Briefe ohne Ausnahme. Augenblicklich willfahrte er ihrem Wunsche, doch las er die Briefe erst noch einmal durch, dann band er sie zusammen, nachdem er Einen von den vielen zurückbehalten hatte.

„Dieses Zeugniß Deiner Schwäche für mich, Charlotte, sollst Du nicht wieder haben,“ flüsterte er leise vor sich hin — „damit es aber von keinem profanen Auge einst gelesen werde, so will ich es vernichten.“

Er zündete ein Licht an, an dem er den Brief langsam verbrannte, dann sammelte er die Asche sorgfältig in ein Papier, das er versiegelte.

„So,“ sagte er, als er es in eine Schublade verschloß, „Du sollst mir ein theures Pfand, ein Erinnerungsmal an ein süßes Glück sein, und heilig von mir aufbewahrt werden.“*)

Hierauf siegelte er die übrigen Briefe ein, adressirte sie an Frau von Stein, dachte aber groß genug, das Verlangen der Rückgabe ihrer Briefe nicht durch ein Gleiches in Betreff der seinigen zu erwidern.

Jetzt hielt sie die Mappe mit den Zeugen so vieler längst vergangener seliger Tage in den vor Aufregung zitternden Händen, denn es ärgerte sie, daß Göthe ihr so leicht willfahrt hatte; sie hatte Widerstand erwartet, hatte geglaubt, daß er auf Tod und Leben um den Besitz dieser heiligen Liebespfänder kämpfen würde; sie hatte sich auf einen harten Streit mit ihm gefaßt gemacht, aus dem sie Siegreich hervorgehen wollte, hatte gehofft, ihm durch ihre Forderung recht schmerzlich wehe zu thun, und Nichts von allen Dem war eingetroffen; auf ihr erstes Verlangen hatte er ihr, ohne die geringste Einwendung, die Briefe zurückgeschickt, als ob es sich um die gleichgültigsten und werthlosesten Gegenstände der Welt gehandelt hätte.

Diese Geringschätzung regte alle ihre Nerven auf — auch ärgerte es sie eben so sehr, daß er seine Briefe nicht von ihr zurückverlangte — Das hieß ja seiner Gleichgültigkeit die Krone aufsetzen. — „So sind die Männer!“ flüsterte sie mit bebenden Lippen, „nur der Augenblick hat Werth für sie; ist er vorüber, so ist auch die in ihm genossene Seligkeit vergessen. O, die Männer sind alle Herzlose Egoisten.“

Bald aber kam sie auf andere Gedanken; ihre Eitelkeit flüsterte ihr zu, daß Göthe's Bereitwilligkeit, ihre Briefe aus-

*) G. Kühne: Göthe in der Schule der Frauen.

zuliefern, gerade ein Beweis seiner tiefen Kränkung sei, und daß der Umstand, daß er seine Briefe in ihrem Besitze lasse, das beste Zeugniß seiner fortdauernden Liebe gebe — „denn,“ sagte sie, „er hat im Grunde doch nur mich allein geliebt. Wer kann sich rühmen, ihn so lange gefesselt zu haben, als ich? Und daß er den dummen Streich machte, die abscheuliche Vulpia zu sich zu nehmen und später gar zu heirathen, war ja doch nur Trog, weil ich es verschmähte, mich scheiden zu lassen und als eine von edeln Ahnen Entstammte, meine Hand einem Emporkömmlinge zu reichen. Ja, ich bin überzeugt, daß er mich noch immer liebt, und daß es selbst jetzt nur von mir abhängt, ihn wieder zu fesseln.“

So fand diese Frau Gefallen daran, sich selbst zu täuschen und an die Möglichkeit zu glauben, daß sie in ihrem hohen Alter noch einen Liebesroman durchspielen könne.

Sie rückte sich ein Tischchen zurecht, öffnete die Mappe und mehre Tage lang beschäftigte sie sich damit, alle diese Briefe durchzulesen. Ein großer, und gewiß der schönste und glücklichste Theil ihres Lebens entrollte sich wieder vor ihr, die Geister der gestorbenen schönen Stunden wurden von ihr herauf beschworen und was sie während dem Durchlesen dieser alten vergilbten Papiere träumte und empfand, läßt sich nicht mit irdischen Worten beschreiben. Zuweilen flüsterte ihr Bewußtsein ihr zu: „Weniger als Du, trägt Göthe die Schuld an Euerem Zerwürfniß, Du selbst bist die Mörderin Eures Glücks gewesen.“ — Dann aber suchte sie diese mahnende Stimme schnell zu betäuben durch ein paar Sentenzen, die sie über den Wankelsinn der Männer hinwarf und über deren Schwäche, sich von gemeinen sinnlichen Weibern angeln zu lassen.

Als sie ihre Briefe sämmtlich durchgelesen hatte, holte sie auch Göthe's Briefe, und die an sie gerichteten Handschriftlichen Gedichte herbei und las sie ebenfalls aufmerksam, oft tief aufseufzend durch. Als sie fertig war, band sie die Briefe

sorgfältig zusammen und verschloß sie wieder in ihrem Secretair. Die Gedichte aber, die sie zur Vernichtung bestimmte, legte sie zu ihren eigenen Briefen.

Jetzt befahl sie ihrer Dienerin in dem blauen Zimmer, welches einen Porzellanofen hatte, Feuer anzumachen. Als Dieses geschehen war, setzte sie sich vor den Ofen und begann einen Brief, ein Gedicht um das andere in die Flamme zu werfen.

Sie war noch nicht weit in ihrer Arbeit vorgeschritten, als die Gräfin Mandelsloh zum Besuche zu ihr kam.

„Mein Gott, in welch' einer seltsamen Beschäftigung finde ich Sie, meine Liebe!“ rief sie der alten Dame zu, die sie lächelnd begrüßte, mehrmals hintereinander mit dem Kopfe nickte, auf einen Stuhl deutete, und dann sagte:

„Nehmen Sie Platz, beste Clementine!“ und indem sie wieder einen Brief in die Flamme warf, fuhr sie fort: „Meine Beschäftigung ist allerdings seltsam, denn ich opfere den gnädigen Göttern die Vergangenheit auf.“

„Wie so? Ich verstehe Sie nicht.“

„So muß ich mich deutlicher ausdrücken. Ich habe mir alle Briefe, die ich während der Dauer unserer langen Freundschaft an Göthe geschrieben, von ihm zurückgeben lassen, und bin eben im Begriffe, sie zu verbrennen.“

Die Gräfin sprang auf, legte schnell die Hände auf die noch übrigen Briefe und rief mit Schrecken: „Halten Sie ein, halten Sie um Gotteswillen ein. Sie werden nicht so grausam sein, der Welt diese Belege zu entziehen, die einst als kostbare Documente zur Geschichte Ihrer Zeit dienen können.“

„Das sollen sie eben nicht,“ rief Frau von Stein mit einem sonderbaren Lächeln. „Es wäre allerdings ein gefundener Schmaus für die Neugierde, wenn sie diese Briefe durchstöbern könnte, aber die Welt soll nicht wissen, wie schwach die Stein einst war.“

„Schwach gegen einen Göthe zu sein, entehrt nicht,“ rief die Gräfin. „O, begehen Sie kein Sacrilegium an diesen Heiligthümern, keinen frevelhaften Raub an der Zukunft. Bedenken Sie, daß Schiller sagt: „Groß erstehen, ist edler als nie gefallen sein.“

„Ich bin nicht gefallen und verbitte mir dergleichen ehrenrührige Voraussetzungen,“ rief Frau von Stein, der Gräfin einen durchbohrenden Blick zuschleudernd, vor dem diese die Augen niederschlug. „Göthe hat mich geliebt wie ein Wahnsinniger,“ fuhr sie fort, „und würde mein Gemahl geworden sein, wenn ich hätte vergessen können, daß ich aus der schottischen Familie von Irving stamme — so durfte er mir nie etwas Anderes denn ein Freund sein, aber daß ich schwach genug war, eine tiefere Neigung für ihn zu hegen, als sich eigentlich mit der Freundschaft vertrug, Das sollen diese Blätter der Welt nicht verkünden, und darum müssen sie ohne Gnade vernichtet werden.“

„Und werden Sie auch Göthe's Briefe vernichten, oder haben Sie dieselben dem Schreiber zurückgegeben?“

„Nein,“ erwiderte Frau von Stein, „ich werde sie weder verbrennen noch zurückgeben, die bleiben in meinem Besitze; und wenn ich dereinst todt bin, mögen meine Erben damit machen, was sie Lust haben. Daß Göthe mich geliebt und wie sehr er mich geliebt hat, mag meinerwegen die ganze Welt wissen.“

„Ist Das nicht Egoismus und Eitelkeit?“

„Mögen Sie es nennen wie Sie wollen, Das ist mir ganz gleichgültig,“ erwiderte Frau von Stein; „aber thuen Sie die Hände von den Papieren weg, meine Liebe, Sie müssen bis auf das Letzte verbrannt und mein Richterspruch muß ohne Milderung vollzogen werden.“

Die Gräfin zog die Hände von den Briefen zurück und sagte traurig: „Ich habe nicht das Recht, Ihren Willen zu hemmen, aber wenigstens will ich diesem Vandalismus nicht

als Zuschauerin beiwohnen, und so gestatten Sie mir, Ihnen für heute Lebewohl zu sagen.“

Frau von Stein ließ sie gehen, ohne auch nur einen Versuch zu machen, sie zurückzuhalten, dann fuhr sie in dem Verbrennen der Briefe fort, bis der Letzte in Funken und Asche zerstoßen war. Als sie fertig war, nahm sie eine Brise Spaniol, den sie mit großem Wohlbehagen zu der Nase führte.

„Das wäre also auch erledigt,“ sprach sie leise vor sich hin, „Alles ist vernichtet, was etwa gegen mich zeugen könnte . . . man muß den Leuten nicht Alles auf die Nase binden, so schweben sie doch wenigstens in Ungewißheit. . . . Daß mich der Göthe geliebt hat, ist kein Schandfleck für mich, hat doch auch die stolze Leonore von Este sich Tasso's Huldigungen gefallen lassen. . . . Ich wäre jetzt so ziemlich in Ordnung mit allen irdischen Angelegenheiten und kann es ruhig abwarten, bis es Gott beliebt, mich abzurufen.“

Auf diese Abberufung sollte sie denn auch nicht lange warten, denn in den letzten Tagen des Jahres wurde sie schwer krank und nach Neujahr ward es ihr zur Gewißheit, daß ihr letztes Stündlein herannahe. Als sie Abschied nahm von ihren Kindern und Enkeln, die weinend ihr Sterbelager umstanden, sagte sie mit schon gebrochener Stimme zu ihnen: „Ich habe jetzt noch eine Bitte an Euch zu richten: Sorgt dafür, daß mein Leichenzug nicht an Göthe's Haus vorbeigeht, es möchte den hochbetagten Mann, rücksichtlich unserer langgehegten Freundschaft, allzusehr angreifen.“

Bald darauf begann der Todeskampf; sie starb am 6. Januar 1827 im sechsundachtzigsten Jahre ihres Alters.

Ihr Tod machte jedoch nicht den von ihr vorausgesetzten Eindruck auf Göthe; er fühlte sich durch die Nachricht desselben durchaus nicht schmerzlich berührt, denn in seinem Herzen war die Leidenvolle Leidenschaft für diese Frau längst erloschen und ihr Tod erschien ihm in mehr als einer Hinsicht, als ein verklärender Befreier.

Ihre Erben, die Das wußten, wandten daher auch Nichts ein, als die städtischen Träger sich den Anordnungen der Verstorbenen widersetzen und erklärten, daß ein so vornehmes Begräbniß die Hauptstraßen einhalten müsse. So verfolgte denn der Leichenzug den gewöhnlichen Weg, der über den Frauenplan führte. Göthe saß eben mit der Zeitung in der Hand, in einem nach der Straße gehenden Zimmer, als er ein ungewöhnliches Geräusch auf der Straße vernahm.

„John,“ sagte er zu seinem alten Copisten, der ihm eben einige Abschriften gebracht hatte, „John, sehen Sie doch einmal nach, was es auf der Straße giebt.“

John sah durch das Fenster. „Das Volk läuft zusammen,“ sagte er, „weil eben der Leichenzug der Frau von Stein herannah.“

„Ah so,“ rief Göthe gleichgültig, stoßerte sich die Zähne und las ruhig die Zeitung zu Ende, dann begab er sich in sein Schreibzimmer, um an einem angefangenen, an Zelter gerichteten Brief, weiter zu schreiben, dem er in aller Gemüthsruhe die Worte beifügte:

„Ich kann Dir vertrauen, daß es mir diese Tage her sehr wohl gegangen ist, indem Herr von Humboldt länger als ich erwarten durfte, bei mir verweilte und Gelegenheit gab, eine vieljährige Lücke vertrauter Unterhaltung auf das Allerschönste auszufüllen. Mancherlei anderes Gute will ich nicht articuliren &c. &c.“

1827.

Karl von Holtei.

Auf seiner Rückreise von Paris, kam der Dichter und Theatersecretair bei der Breslauer Bühne, Karl von Holtei, durch Weimar und trat bei dem alten Schwanig im Gasthose „zum Elephanten“ ab. Der junge Geistvolle Mann hatte eine wahre Sehnsucht sich Göthe zu nähern, aber da er keinen Empfehlungsbrief hatte, so schien es ihm allerdings eine schwierige Sache, Eintritt bei dem Gewaltigen zu erlangen. Er hatte ihm jedoch vor Jahren sein kleines Bühnenspiel „Die Farben“ zugeschickt, und so faßte er endlich den Muth, einige Zeilen an ihn zu richten und anzufragen, ob er geneigt sei, ihm eine Audienz zu gestatten.

Der Lohnbediente wurde mit dem Schreiben fortgeschickt, aber es dauerte so lange bis er wiederkam, daß Holtei förmlich die Geduld verlor, und der alte Schwanig, bei dem er sich alle zehn Minuten erkundigte, ob sein Bote noch nicht zurück sei, ihm mehr als ein Mal zurief: „Verlieren Sie nur die Geduld nicht, mein Herr! Mit der Geduld muß man haus-hälterisch sein, der Zapfe wird schon kommen, wenn er eine Antwort hat.“

Holtei saß gerade bei der Mittagstafel, als der heißersehnte

Zapfe endlich kam, sich sanft lächelnd über seinen Stuhl beugte und ihm in das Ohr flüsterte: „Der Herr Geheimrath erwarten Sie morgen um elf Uhr.“

Holtei ermangelte nicht, am andern Morgen eine feine Toilette zu machen, und stand in derselben um die bezeichnete Stunde in Göthe's Empfangszimmer, in welches ihn Stadelmann mit wichtiger Miene geschoben hatte.

„Nun, so ist es mir denn lieb, daß ich Sie endlich auch einmal sehe!“ — Mit diesen Worten trat Göthe ein, nöthigte seinen Besuch auf das Sopha und nahm neben ihm Platz.

„Ja, Herr Geheimrath,“ erwiderte Holtei, „endlich nach Jahrelangem Wünschen und Sehnen wird mir das Glück zu Theil, Sie von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und ich fühle mich wahrhaft ergriffen. . . .“

Göthe führte von Zeit zu Zeit den Zipfel seines in kölnisches Wasser eingetauchten Sacktuchs an die Nase und überließ den stockenden Holtei ruhig seiner Verlegenheit, bis er den abgerissenen Faden seiner Rede wieder gefunden hatte und in dem angeschlagenen Tone fortfuhr.

Aber je mehr sich der junge Schriftsteller bemühte, recht geistreich zu sein und seinem Witz Seele einzufloßen, je abgeschmackter kam er sich selber vor, bis sein guter Genius endlich eine Erinnerung in ihm erweckte, die er sogleich an den Mann zu bringen suchte.

„Ich habe kürzlich in Paris Düval's Bearbeitung Ihres Tasso aufführen sehen,“ hob er an, „aber er steht dem Ihrigen unendlich weit nach.“

„Also aus Paris kommen Sie? Nun, was machen denn unsere Freunde, die Globisten?“

Holtei, der ihn nicht gleich verstand, sah ihn fragend an, worauf Göthe erläuterte: „Ich meine die Mitarbeiter an dem Journal Le Globe.“

Darauf weiß ich Ew. Excellenz wenig Bescheid zu geben;

ich habe mich weniger um Politif, als um Literatur und Theater bekümmert.“

Göthe richtete nun andere Fragen an den jungen Mann, in deren Beantwortung er besser bestand. Es kam nach und nach Leben in die Unterhaltung, denn Holtei ließ sich mehr und mehr gehen in seiner Natürlichkeit und auch Göthe thaute nach und nach auf.

„Also den Tasso haben Sie gesehen,“ fragte er, auf die frühere Aeußerung Holtei's zurückkommend; „und welchen Eindruck machte er auf die Franzosen?“

„Einen getheilten,“ erwiderte der Breslauer Dichter offenerzig. „Aber lachen mußte ich, als nach der Aufführung ein französischer Kritiker seine grasse Unwissenheit befundete, indem er in seinem Blatte sagte: Mr. Alexandre Duval en estropiant le Tasse de Schiller.“

„De Schiller!“ wiederholte Göthe und lachte laut, was dem ernststen Greise selten mehr widerfuhr, dann brachte er die Rede auf Holtei's Stücke und sagte, darauf Bezug nehmend: „Sie scheinen so eine Art Improvisator auf dem Papier zu sein; es scheint Ihnen sehr leicht zu werden, aber Sie sollten es sich nicht so leicht machen.“

Holtei wollte darauf erwidern, aber die Pendüle schlug zwölf Uhr. Göthe erhob sich mit den Worten: „Wenn der Berg nicht zum Propheten kommt, so muß der Prophet zum Berge gehen. Da ich nicht mehr zu Hofe gehe, so erweisen mir die höchsten Herrschaften die Gnade — also will es sich ziemen, dieselben zu empfangen.“

Er gab ein Entlassungszeichen, welches der nun erst recht in Zug gekommene Holtei mit sehr betrübter Miene aufnahm. Er empfahl sich und war eben im Begriffe, die Schwelle zu überschreiten, als ihm Göthe nachrief: „Wollen Sie mit uns speisen, so werden Sie um zwei Uhr willkommen sein.“

Diese Worte klangen wie Himmelsmusik in Holtei's Ohren,

der äußerst vergnügt zur Hausthür hinausprang, den bunten Teppich kaum berührend, welcher bereits, den Prinzessinnen zu Ehren, über die Schwelle gebreitet war — und als er jetzt die mit Isabellen bespannte Hofcarosse um die Ecke biegen sah, grüßte er so verklärt und den Hut schwenkend in den Wagen hinein, daß die darin sitzenden Hoheiten ihn ohne allen Zweifel für einen dem Narrenhause entsprungenen Wahnsinnigen hielten.

Um zwei Uhr stellte er sich pünktlich wieder ein.

Da Göthe's Schwiegertochter unpäßlich war, so führte deren Schwester Ulrike den Vorsitz bei Tische, bei dem außer August von Göthe, nur noch der Präsident von Schwendler, der Kanzler von Müller und der Professor Riemer zugegen waren, Göthe sprach Viel und trank nicht wenig; die Unterhaltung war lebhaft, ungezwungen und ohne Prätension, so daß sich Holtei bald vollkommen eingebürgert fand.

Mitten in der lebhaftesten Unterhaltung rollte plötzlich ein Wagen dumpf und langsam über den Platz vor Göthe's Haus. Da Göthe bemerkte, daß Holtei aufmerksam hinhorchte, so sagte er zu dem zu seiner Rechten sitzenden Präsidenten von Schwendler: „Es war einmal ein Römer — ich weiß jedoch in diesem Augenblicke nicht, wie der verdammte Kerl hieß, und es ist auch Nichts daran gelegen — der pflegte, wenn er seine Gäste gut tractirt hatte, plötzlich und unerwartet ein künstlich zusammengefügtes Todtengerippe quer über der Tafel vor ihnen aufzurollen, um sie daran zu mahnen, daß auch sie sammt allen Leckerbissen, die sie bei ihm gefressen, zu Staub und Moder werden müßten. Da ich nun auf dergleichen Moralpredigten nicht verfallen bin, so sorgt hier unser Herr Polizeidirector dafür, und läßt den Leichenwagen, der früher einen andern Weg verfolgte, jetzt bei mir vorbeifahren. Und weil die guten Leute es lieben, sich um die Stunde begraben zu lassen, wo

ich zu Mittag esse, so ist das in seiner Art immer ein sehr hübsches memento mori*)."

Jetzt wurde der Nachtschisch gebracht und gleich darauf traten die Enkel Walther und Wolfgang ein.

„Da seid Ihr ja, Ihr hungrigen Schnapphähne,“ rief ihnen der Großvater entgegen; „Ihr wollt Euch gewiß Etwas vom Dessert holen.“

„Ja, Opapa, Das wollen wir,“ rief Walther, „aber auch einen Schluck von Deinem guten Weine aus Deinem Glase möchten wir haben.“

„Ei, denkt doch,“ rief Göthe — „da man aber im Leben Nichts umsonst bekommt, sondern sich Alles verdienen muß, so sollt Ihr uns erst einige Bissen vormachen, bevor Ihr bekommt, wonach Euern Schnäbeln gelüftet.“

„Ja, Opapa,“ rief Wolfgang, „ich bin eigens gekommen, um Dir ein Räthsel aufzugeben, das ich mir erdacht habe.“

„Ei, mein Wölschen, pfuschest Du der Sphinx in's Handwerk?“ lachte Göthe. „Nun, laß Dein Räthsel hören.“

„Was,“ rief der Knabe mit strahlendem Gesichte und funkelnden Augen, „was ist das Merkwürdigste am Ochsenchwanz, Opapa?“

„Nun wohl, daß er sich dörren läßt und man alsdann den faulen und unartigen Jungen den Buckel damit abschmiert.“

„Fehl geschossen, Opapa!“ rief der Knabe mit einem herzlichen Gelächter, „Du mußt besser rathen.“

„Nun, dann weiß ich es nicht; öffne also die Schleusen Deiner Weisheit und löse das Räthsel auf.“

Und fast zappelnd vor Freude, daß sein fluger Großvater das Räthsel nicht zu lösen vermocht, rief er: „Das Merkwürdigste am Ochsenchwanz ist, daß er beständig wackelt und doch nicht abfällt.“

*) Holtei: Vierzig Jahre.

„Gut gemacht, mein Wölschen,“ rief Göthe, „und zum Lohn nimm einstweilen diese Bittermacrone.“

Die Knaben führten jetzt allerlei Schwänke auf, endlich begannen sie auch einige Lieder aus Holtei's auf der Bühne gegebenen Stücken zu singen, als: „Kommt ein Vogel geflogen,“ und „War's vielleicht um ein's u. s. w.“ Als sie fertig waren, sagte Göthe auf Holtei deutend: „Nun seht Euch einmal diesen Mann an.“

Die Knaben faßten ihn fest in die Augen und sagten dann: „Wir haben ihn angesehen, Opapa.“

„Nun, ahnt Ihr denn gar Nichts, Ihr dummen Jungen?“

„Was sollen wir denn ahnen, Opapa?“ rief der kleine Wolf.

Dieser Mann ist ja Der, welcher das dumme Zeug gemacht hat, das Ihr so eben gesungen.“

„Ach!“ riefen die Knaben und sahen Holtei nun erst recht an, wie ein Wunderthier.

Göthe reichte ihnen nun Mäschereien, sie durften aus seinem Glase trinken, dann hieß er sie in den Hof spielen gehen.

Nach dem Essen, das gegen vier Uhr beendigt war, empfahl sich Holtei, um Frau Schoppenhauer aufzusuchen, zu der ihn der Canzler von Müller begleiten wollte. Bevor er ging, lud ihn Göthe ein, wenn er etwas Musik hören wolle, sich zum Thee wieder einzufinden, wozu eine kleine Gesellschaft geladen sei.

Von Frau Schoppenhauer wurde Holtei aufgefordert, den folgenden Abend vor einem ausgewählten Circle bei ihr vorzulesen; dann ging von ihr und dem Canzler von Müller die Idee aus, ihm für den folgenden Winter ein Abonnement auf eine Reihe literarischer Vorträge zu ordnen, welches Anerbieten der junge Schriftsteller mit Vergnügen annahm.

Indessen Holtei diesen Besuch machte, begab sich Göthe mit dem Professor Niemer in seinen Hausgarten, um ihm dort

eine neue Pflanzengattung zu zeigen, die er dieser Tage erhalten hatte. Als sie den Hof durchschritten, sah Göthe seine Enkel gravitatisch verathend in der Mitte eines Haufens anderer Knaben stehen, die mit alten Mützen und Papierhüten aufgeputzt, sich fürchterliche Schnurrbärte mit gebranntem Kork gemalt hatten, und theils mit kleinen Flinten, theils mit blechernen Säbeln, Stöcken und Bengeln bewaffnet waren. Weiter abseits waren zwei andere Knaben als Schildwachen vor einem alten Hühnerstalle aufgestellt.

„Nun, was giebt es denn da?“ rief Göthe; „Ihr steht ja ganz bestürzt, als ob Euch ein Unglück widerfahren wäre.“

„Es ist uns auch Eines widerfahren, Opapa!“ rief Waltherr eifrig. „Wir spielen Räuberchens, haben vorhin ein Haus ausgeraubt und die Leute umgebracht — sieh, dort liegen noch die Leichen“ — bei diesen Worten deutete er auf einen Bommerhund und die Hauskage, die beide mit zusammengebundenen Pfoten in einiger Entfernung am Boden lagen — „da wurden wir von Soldaten überfallen, die uns in die Flucht schlugen und unsern Hauptmann gefangen nahmen, der nun in Ketten und Banden dort in dem schrecklichen Thurme liegt. — He, Wilhelm!“ rief er nach dem Hühnerstalle hin, „raffele doch einmal mit Deinen Ketten, damit Opapa es hört“ — dann fuhr er, während der Gefangene mit einer alten Kette fürchterlich klirrte, zu seinem Großvater gewendet, fort, „nun wissen wir nicht, was wir anfangen sollen, um ihn wieder 'raus zu kriegen.“

„Ihr seid mir erbärmliche Wichte,“ schalt Göthe. „Ihr wollt Räuber sein und könnt nicht einmal Euern Hauptmann befreien! Gleich stürmt den Thurm, haut die Soldaten nieder und führt den tapfern Rinaldini im Triumphe heraus, damit er nicht vor Gericht gestellt und gar aufgehängt wird.“

Die Knaben stürmten mit einem entseßlichen Halloh auf den Hühnerstall los. Göthe ging lachend weiter.

Eine Weile bevor sich die Theegesellschaft einfand, stellten sich der Canzler von Müller und Eckermann bei Göthe ein, um noch ein halbes Stündchen traulich mit ihm zu verplaudern. Der Canzler erzählte Nachrichten aus öffentlichen Blättern. „Unter Anderm,“ sagte er, „las ich von dem Wärter einer Menagerie, der aus Gelüsten nach Löwenfleisch, einen Löwen getödtet und sich ein gutes Stück davon zubereitet hat.“

„Der hat ja einen kanibalischen Appetit gehabt,“ sagte Göthe; „mich wundert nur, daß er nicht einen Affen genommen hat, welches ein gar zarter schwachhafter Bissen sein soll.“

„Davon hat ihn vielleicht die Häßlichkeit dieser Bestien abgeschreckt,“ meinte der Canzler.

„Es ist sonderbar,“ rief Göthe, „daß sie desto unangenehmer, je ähnlicher die Race den Menschen ist.“

„Ich begreife nicht,“ sagte der Canzler, „wie fürstliche Personen solche Thiere in ihrer Nähe dulden, ja vielleicht gar Gefallen daran finden können.“

„Fürstliche Personen,“ erwiderte Göthe, „werden so viel mit widerwärtigen Menschen geplagt, daß sie die widerwärtigen Thiere als ein Heilmittel gegen dergleichen unangenehme Eindrücke betrachten. Uns Andern sind Affen und Geschrei der Papageien mit Recht widerwärtig, weil wir diese Thiere hier in einer Umgebung sehen, für die sie nicht gemacht sind. Wären wir aber in dem Falle, auf Elephanten unter Palmen zu reiten, so würden wir in einem solchen Elemente Affen und Papageien ganz gehörig, ja vielleicht gar erfreulich finden. Aber wie gesagt, die Fürsten haben Recht, etwas Widerwärtiges mit etwas noch Widerwärtigerem zu vertauschen.“

„Hierbei fällt mir ein Bers ein, den Sie vielleicht selber nicht mehr wissen,“ ließ sich Eckermann vernehmen, „er lautet:

Wollen die Menschen Bestien sein,
So bringt nur Thiere zur Stube herein,
Das Widerwärtige wird sich mindern,
Wir sind eben Alle von Adam's Kindern.“

Göthe lachte. „Ja,“ sagte er, „es ist so. Eine Rohheit kann nur durch eine andere ausgetrieben werden. Da muß ich Ihnen doch eine Anekdote erzählen“

Er wurde jedoch durch den Eintritt mehrerer eingeladener Damen unterbrochen, die früher herbeschieden waren, als die Herren, weil er ihnen eine schottische Ballade von ziemlicher Länge selbst vortragen wollte. Sobald alle Damen beisammen waren, placirte man sich um den Tisch und Göthe nahm das Wort:

„Meine Damen,“ sagte er, „ich werde mir das Vergnügen machen, Ihnen eine sehr interessante schottische Ballade vorzutragen, muß jedoch bitten, daß Sie sämtlich den wiederkehrenden Satz, der bei jedem Vers vorkommt, im Chore dazwischen sprechen, das wird die Wirkung bedeutend erhöhen. Wollen Sie so gefällig sein.“

Auf die bejahende Zustimmung begann er seinen pathetischen Vortrag, die Damen hielten sich bereit und fielen zur rechten Zeit ein; man kam glücklich über den ersten Vers hinaus, als sich aber dieselben Worte zwei und drei Mal wiederholten, überwältigte die Frau Professor Reinbeck ein unwillkürliches Lachen. Göthe hielt sogleich ein, ließ das Buch sinken, strahlte sie Alle mit den feurigen Augen des donnernenden Jupiters an und sagte kurz: „Dann lese ich nicht.“

Man war nicht wenig erschrocken, doch schnell gefaßt, bemächtigte sich Johanna Schoppenhauer des Wortes: „So hart werden Sie uns nicht strafen,“ sagte sie im Tone der Fürbitte. „Die Neuheit der Sache war überraschend für uns, wir geloben jedoch auf's Neue Gehorsam und ich verbürge mich für die übrigen Damen.“

Göthe nahm das Buch wieder auf und las weiter, aber sämtliche Damen auf Commando das Kinn bewegen zu sehen, hatte so viel Komisches für den Kanzler und Eckermann, daß die volle Autorität Göthe's dazu gehörte, um sie und die ganze Gesellschaft in dem angeordneten feierlichen Ernste zu erhalten.

Raum war die letzte Strophe verflungen, als sich glücklicherweise nach und nach die Herren einfanden; man begab sich in die Gesellschaftsräume, wo Göthe einige Worte mit Holtei austauschte. Die Familie Eberwein und einige Mitglieder des Orchesters führten Musikstücke auf. Göthe hatte gewünscht, ein von Felix Mendelssohn componirtes Quartett zu hören, wobei der zwölfjährige Karl Eberwein den Flügel zu Göthe's größter Zufriedenheit spielte.

„Es ist wunderbar,“ sagte Göthe nach dem Schlusse des ersten Stückes zu Eckermann, „es ist wunderbar, wohin die auf's Höchste gesteigerte Technik und Mechanik die neuesten Componisten führt; ihre Arbeiten bleiben keine Musik mehr, sie gehen über das Niveau der menschlichen Empfindungen hinaus, und man kann solchen Sachen aus eigenem Geiste und Herzen Nichts mehr unterlegen. Wie ist es Ihnen? Mir bleibt Alles in den Ohren hängen.“

„Mir geht es in diesem Falle nicht besser,“ erwiderte der Befragte.

„Das Allegro hat Character,“ fuhr Göthe fort. „Dieses ewige Wirbeln und Drehen führte mir die Hexentänze des Blosbergs vor die Augen, und ich fand also doch eine Anschauung, die ich der wunderlichen Musik supponiren konnte.“

Nach einer Pause, während welcher man sich unterhielt und Erfrischungen nahm, ersuchte Göthe Madame Eberwein um den Vortrag einiger Lieder. Sie sang nach Zelter's Composition, das schöne Lied „Am Mitternacht,“ welches den tiefsten Eindruck machte.

„Das Lied bleibt schön, so oft man es auch hört,“ sagte Göthe. „Es hat in der Melodie etwas Ewiges, Unverwüßliches.“

Hierauf folgten einige Lieder aus der Fischerin, von Max Eberwein componirt. Der Erbkönig erhielt entschiedenen Beifall. Dann sang zum Schlusse des schönen Abends Madame Eberwein auf Göthe's Wunsch einige Lieder aus dem westöst-

lichen Divan nach den Compositionen ihres Gatten. Die Stelle: Jussuf's Reize möcht' ich borgen, gefiel Göthen ganz wohl, er rief dem Componisten zu: „Sie haben Ihre Sache brav gemacht, Eberwein, wirklich, Sie haben sich in diesem Liede, so zu sagen, selbst übertroffen.“ Und sich an die Sängerin wendend, bat er noch um das Lied: Ach, um Deine feuchten Schwingen, welches gleichfalls mit großem Beifalle aufgenommen wurde.

Als die Gesellschaft gegangen war, sagte Göthe zu Eckermann:

„Ich habe diesen Abend die Bemerkung gemacht, daß diese Lieder des Divans gar kein Verhältniß zu mir haben. So wohl, was darin orientalisches, als was darin leidenschaftlich ist, hat aufgehört, in mir fortzuleben; es ist eine abgestreifte Schlangenhaut, die am Wege liegen geblieben. Dagegen das Lied: Um Mitternacht! hat sein Verhältniß zu mir nicht verloren; es ist von mir ein lebendiger Theil und lebt mit mir fort.“

Eckermann stand mit dem Hute in der Hand vor ihm, jeden Augenblick bereit, sich zu entfernen; aber Göthe hatte ihm die Hand auf den Arm gelegt und fuhr fort: „Es geht mir übrigens öfters mit meinen Sachen so, daß sie mir gänzlich fremd werden. So las ich dieser Tage etwas Französisches, und dachte im Lesen: Der Mann spricht geschickt genug, Du würdest es selber nicht anders sagen. Und als ich es genau besehe, ist es eine übersetzte Stelle aus meinen Schriften. Doch nun gute Nacht, Eckermann, gute Nacht.“

Holtei hatte an jenem Abende nicht Viel mit Göthe verkehren können, auch wurde ihm die Freude vereitelt, ihn während seines mehrtägigen Aufenthalts noch öfters zu sehen, da irgend ein unangenehmer häuslicher Vorfall Göthen veranlaßt hatte, ganz plötzlich seine Wohnung mit seinem Gartenhause zu vertauschen, wo es sein Wille war, allein und ungestört zu

bleiben. Holtei würde Weimar verlassen haben, ohne ihn noch einmal zu sehen, wenn nicht Eckermann, mit dem er an jenem musikalischen Abende bekannt geworden, ihm eine Abschiedsaudienz vermittelt hätte.

Göthe reichte ihm die Hand. „Sie wollen also Weimar verlassen,“ sagte er. „Nun, so nehmen Sie meine besten Wünsche mit auf Ihren Weg, und da Sie, wie ich vernommen, künftiges Jahr wiederkommen werden, so unterlassen Sie es nicht, mich zu besuchen.“

Für so viel Freundlichkeit dankend, nahm Holtei im Laufe des Gesprächs Gelegenheit zu der Aeußerung: „Ich kann Ihnen nicht sagen, Herr Geheimrath, in welches Erstaunen ganz Weimar durch Ihre Uebersiedlung versetzt wurde.“

„Wir haben hier in diesem Gartenhäuschen tüchtige Jahre verlebt,“ erwiderte der Greis wehmüthig, „und weil es denn mit uns sich auch dem Abschlusse nähert, so mag sich die Schlange in den Schwanz beißen, damit es ende, wie es begonnen.“

1827.

König Ludwig von Baiern. Zeller in München.

Am 28. August hatte Göthe, der wieder in der Stadt wohnte, die üblichen Gratulationen zu seinem Geburtstage angenommen. Gegen zwölf Uhr fand sich der Großherzog bei ihm ein in Begleitung eines Fremden, brachte ihm seine Glückwünsche dar, und sagte sodann: „Hier habe ich Dir einen Herrn mitgebracht, der Deine persönliche Bekanntschaft zu machen wünscht.“

„Ja,“ nahm nun der Fremde das Wort, „ja, längst den Wunsch hegend, den Dichter des Faust's und so vieler andern Meisterwerke kennen zu lernen, sage ich nun, sein Angesicht erschauend: Es ist mir erfreulich, gekommen zu sein.“

„Und wer erzeigt mir die hohe Ehre, sich von meinem Souverain bei mir einführen zu lassen?“

„Es ist,“ sagte Karl August, „der König Ludwig von Baiern, der eigens über Weimar den Weg einschlug, um Dich mit einem Besuche zu erfreuen.“

„Um seinen Bruder in Apollo zu begrüßen,“ setzte der König lächelnd hinzu, während Göthe sich verbeugte, und die bei dergleichen Vorkommnissen üblichen Redensarten vorbrachte; dann nahm der König wieder das Wort und sagte: „Ja, ja,

mein lieber Geheimerath, Ihnen zuweilen in müßigen Stunden in das Handwerk gepfuscht habend, ist es mir doppelt erfreulich, Sie jetzt vor mir zu sehen.“

„Majestät sprechen allzu bescheiden von höchst Dero poetischen Erzeugnissen, die sich mit den Besten messen können.“

„Meinen Sie, daß Etwas daran sei?“ rief der König erfreut. „Welches von meinen Gedichten gefällt Ihnen zum Beispiel am Besten?“

Göthe, der außer einigen in öffentlichen Blättern mitgetheilten Poesien nie Etwas von dem Könige gelesen und das Gelesene sehr mittelmäßig gefunden hatte, kam einigermaßen in Verlegenheit. „Majestät,“ sagte er endlich zweideutig, doch nicht ohne Befangenheit, „Majestät, es würde schwer sein, hier eine Wahl zu treffen, da alle Ihre Gedichte so ziemlich den gleichen dichterischen Werth besitzen.“

Sich durch diese Worte geschmeichelt fühlend, schmunzelte Sr. Majestät sehr angenehm. „Also Sie meinen wirklich, daß meine Sachen Werth haben? Was sagen Sie zum Beispiele zu dem Gedichte an meine Gemahlin?“

„Majestät, es ist ein eben so hoher Schwung, als zartes, tiefes Gefühl darin enthalten, nur die Liebe konnte es eingeben.“

„Nicht wahr, es ist gut. Sie besitzen doch meine Gedichte?“

„Leider nicht mehr, da ich sie kürzlich einer Dame verehrte; doch habe ich dem Buchhändler bereits Auftrag gegeben, mir ein anderes Exemplar zu besorgen.“

„Ist nicht nöthig; wieder abbestellen,“ rief der König lebhaft. „Werde Ihnen selbst ein Exemplar schicken, ein Brachtexemplar — mit eigener Hand hineinschreiben: „Dem großen Dichter Göthe sein Barnabbruder und wohlaffectionirter Ludwig.“ Ja, werde es thun, recht bald thun.“

„Majestät, diese hohe Ehre . . .“

„Schweigen, schweigen, nicht der Rede werth. Habe meine

Reise so eingerichtet, um an Ihrem Geburtstage hier zu sein, und als Zeichen der Anerkennung persönlich Etwas zu überreichen.“

Bei diesen Worten zog er ein Etui aus seiner Tasche, aus welchem er den Orden der bairischen Krone nahm, und ihn Göthe mit eigenen Händen auf die Brust heftete.

„Majestät, diese hohe Gnade erfüllt mich mit dem lebhaftesten Danke, und . . .“

„Keine Worte machen,“ fiel ihm der König in die Rede. „Das zu meinem Andenken tragen, haben diese Auszeichnung wohl verdient durch Ihre Werke.“

Da zum Tragen eines fremden Orden die Erlaubniß des Landesherrn eingeholt werden muß, so wandte sich der stets Formenstrenge Göthe an den Großherzog von Weimar, der sich indessen mit dem Betrachten von Kupferstichen beschäftigt hatte, die in einer Mappe auf dem Tische lagen.

„Erlaubt mir mein gnädigster Fürst,“ sagte er, „den mir von Sr. Majestät von Baiern Huldreichst verliehenen Orden anzunehmen und zu tragen?“

„Alter Kerl, mach' kein dummes Zeug,“ erwiderte Karl August, und blätterte ruhig weiter in den Kupferstichen.

So sprach denn Göthe nochmals seinen Dank gegen den König Ludwig aus, welcher schnell entgegnete: „Keine Umstände machen, aber nun ersuche ich Sie, mir auch den Einblick in die Werkstätte Ihres Geistes zu gestatten.“

Göthe machte ein verlegenes Gesicht, denn sein Arbeitszimmer durften nur die Vertrautesten betreten, dann aber sagte er mit Festigkeit: „Nein, Das werde ich nicht, mein Arbeitszimmer ist nicht würdig genug ausgestattet für die Blicke Ew. Majestät.“

Ludwig schien von seinem Verlangen abzustehen, da er aber eigensinnig an Dem festhielt, was er einmal durchsetzen wollte, so hielt er nach einigen Augenblicken das Taschentuch vor's Gesicht, rief scheinbar ärgerlich: „Wieder das verdammte

Nasenbluten, und schritt auf die Thür zu. Göthe wollte ihm folgen, aber er schob ihn ohne Umstände in das Zimmer zurück, verbat sich allen Ernstes, daß ihm irgend Jemand folge, und befahl dem auf dem Vorplage stehenden Stadelmann, ihn zu einem Lavoir zu führen. Ueberrascht und bestürzt führte ihn der Mensch in Göthe's Schlafzimmer, welches hinter dem Arbeitszimmer lag, und ließ den König auf dessen Befehl allein. Dieser betrachtete nun das Schmucklose Zimmer in dem zwischen dem Bette und der Wand eine wollene Decke an Ringen aufgezo- gen war, um die Kälte abzuhalten. Das sehr schmale, niedrige Bett war mit einer alten rothseidenen Decke bedeckt, und vor demselben lag ein schmaler Teppich, sonst war keine Spur von Weichlichkeit zu sehen.

Ueberrascht von so viel Einfachheit, betrat der König nun das kleine, niedrige, grüne Arbeitszimmerchen mit dem dunkeln Rouleaux von Rasch und den abgeschabten Fensterbrettern, in dem der Dichter zu arbeiten pflegte. Rings an den Wänden standen niedrige Schränke mit Schubfächern, die voll Scripturen waren. Darüber Repositorien, worauf Göthe die Sachen stellte, womit er sich eben beschäftigte. Das Holzwerk war alterbraun, daher stach ein Schrank von glänzend polirtem Kirschbaum, den ihm die Schwiegertochter aufgeplaudert, sehr dagegen ab, auch mochte er das gleißende Möbel nicht leiden, das ihn zerstreute. Darum war auch kein Kunstwerk im Zimmer, weder Spiegel, noch Sopha. In der Mitte stand ein großer runder Tisch, woran der Copist arbeitete.

Da der König lange ausblieb, so ging Göthe endlich selbst, um ihn zu suchen. Er fand ihn noch in seinem Arbeitszimmer in Betrachtung der dortigen Dinge.

„Sehen Sie, nun habe ich doch meinen Willen gehabt,“ rief er dem eintretenden Dichter entgegen. „Also in diesem kleinen Raume schaffen Sie Ihre riesigen Geisteswerke?“

„Ja, Majestät. Hier gehe ich dictirend auf und ab, oder

ich lese und schreibe stehend, verzehre selbst mein Frühstück stehend an diesem hohen Tische, und ein gleiches Verhalten möchte ich Jedem angelegentlichst empfehlen als Lebenserhaltend, so wie auch im Gehen die Hände auf den Rücken zu halten, wodurch die Brust vor jeder Verengung und Zusammenpressung bewahrt wird.“

Der König ließ sich nun die übrigen Räume zeigen, das längliche gelbe Speisefälchen, in dem Göthe speiste, dessen Wände mit Maier'schen Zeichnungen und Boussin'schen Gegenständen bedeckt waren, vor dem ein Laubdach einen grünen Schein hinein warf, und aus dem man mit einem Blicke den Garten überschauen konnte; dann führte er seinen hohen Gast durch das Decken- und das Urbinozimmer in das blaue Empfangzimmer zurück, in welchem der König die Aquarellcopie der Aldobrandini'schen Hochzeit mit Kennerblicken betrachtete.

Jetzt gab er dem Großherzoge einen Wink und griff zum Hute. „Leben Sie wohl,“ sagte er zu Göthe, „das versprochene Exemplar meiner Gedichte wird bald eintreffen. Keine Umstände machen, dableiben.“

Schon war er im Begriffe, das Zimmer zu verlassen, als sein Blick auf ein an der Wand hängendes Delbild fiel. „Wer ist Das?“ frug er stehen bleibend.

„Das ist mein Freund Zelter aus Berlin, ein höchst origineller Mensch, der sich durch Talent und Genie vom einfachen Maurer zum Dirigenten der Gesangssacademie emporgeschwungen hat.“

„Ja, ja, componirt auch vortreffliche Sachen, habe von ihm gehört — eine Geistreiche Physiognomie, Feuer im Blick, mag was in dem Manne stecken. Nun nochmals Adieu, Adieu. — Keine Begleitung, muß depreciren. Ruhig bleiben, ruhig dableiben.“

Mit diesen Worten verabschiedete er sich von dem Dichter und verließ dessen Haus in Begleitung des Großherzogs.

Bald nachdem der König wieder in seiner Residenzstadt München eingetroffen war, kam im September auch Zelter dorthin, um der Versammlung der Naturforscher und Aerzte beizuwohnen, die diesmal in Baierns Hauptstadt abgehalten wurde. Die Mitglieder dieser Gesellschaft wurden eines Tags an die königliche Tafel geladen. Sie fanden sich zur festgesetzten Stunde in dem Schlosse ein, wo sie von dem Minister des Innern, Grafen Armannsperg, und einigen andern Cavalieren empfangen wurden. Bald darauf wurde zur Tafel gegangen, worüber sich Zelter, der hungrig und durstig war, sehr freute.

Die Gesellschaft bestand aus mehr als hundertundzwanzig Personen. Während der Mahlzeit erschien der König mit der Königin Therese und einigen andern Damen auf der Gallerie in Hauskleidern, woran man sie nicht erkennen durfte. An den Tischen ging es sehr munter zu, denn der Wein war so überaus gut, daß man ihn mit Andacht trinken konnte. Eine lange Reihesfolge delicat zubereiteter Schüsseln wurde herumgereicht, bevor das Dessert kam, das ebenfalls sehr reichhaltig war. Gegen vier Uhr begab man sich in ein anderes Zimmer, um den Kaffee zu trinken, und jetzt erschien plötzlich der König in Uniform, redete die ihm bekannten Gelehrten an, fragte andere nach ihrem Stande und Namen und woher sie seien; besonders war er gegen alle Fremde sehr verbindlich und erwies sich sehr zufrieden mit ihnen. Zelter hatte sich ganz an das letzte Ende gestellt, hinter Solche, über die er wegsehen konnte, bis denn der König, der fortschreitend immer zuerst mit den Bordersten sprach, auch in seine Nähe kam. Als er zu Zelter's Vormännern geredet hatte, sah er zu ihm auf und fragte: „Wie heißen Sie?“

„Zelter, Ew. königlichen Majestät zu dienen.“

Da der König etwas harthörig war, so mochte Zelter wohl zu leise für ihn gesprochen haben, denn indem er sein

Ihr zu ihm hinhielt, wiederholte er nochmals die Frage: „Wie heißen Sie?“

„Professor Zelter aus Berlin, Director der dortigen Gesangsacademie,“ rief nun der Gefragte mit ziemlich erhobener Stimme.

„Ah, nun weiß ich — kamen mir gleich bekannt vor. Habe ich nicht Ihr Bildniß bei Göthe in Weimar gesehen?“

„Wohl möglich, Majestät, und eine große Ehre für mich, daß Sie mein Conterfei zu bemerken geruhten.“

„Ganz recht, und gut gemalt. An dem Göthe haben Sie wohl einen rechten Freund?“

„Ja Majestät, und ich wünsche ihm zu sein, was er mir ist.“

„Habe mich sehr gefreut, ihn zu sehen,“ hob der König wieder an, „bin eigens hingereist, um ihn kennen zu lernen — ein tüchtiger Mann Das, ein Mann ohne Gleichen. Nun, es ist mir lieb, die Herren Berliner hier zu sehen.“

Mit einem freundlichen Kopfnicken und einer sprechenden Handbewegung verabschiedete er Zelter, und da er gleich darauf seine Runde beendet hatte, so verließ er den Saal wieder.

Auch seine Gäste entfernten sich bald darauf. Zelter sagte zu Einem der Münchner Gelehrten, mit dem er aus dem Schlosse ging: „Man muß gestehen, daß Ihr König ein sehr freundlicher Herr ist.“

„Ja, Das ist er,“ antwortete der Münchner mit Ueberzeugung, „aber was mehr ist, er ist ein tüchtiger Mensch, der das Gute aufrichtig will und der unendlich Viel für Kunst und Wissenschaft thut.“

„Man will jedoch im Auslande behaupten,“ bemerkte Zelter, „daß er dem pfäffischen Einflusse einen zu freien Spielraum gestattet.“

„Das ist allerdings eine Schwäche von ihm,“ gestand der Münchner zu, „der jedoch tüchtige Männer aus allen Kräften

entgegen zu arbeiten suchen. Hätte er diese Schattenseite nicht, so würde man sagen können, er sei ein vollkommener Monarch. Ueberall will er selber sehen, selber wirken und sorgen. Unter dem Volke coursiren die artigsten Anekdöten von ihm. So erzählt man sich unter Anderm, daß der Kammerdiener des vorigen Königs, als ein geprüfter Diener seines Herrn, ihm, der damals noch Erbprinz war, seinen Sohn als Kammerdiener angeboten und er ihm darauf geantwortet habe: „Zum Anziehen brauche ich Niemand, Das thue ich allein, und Ausziehen lasse ich mich gar nicht gern.“

„Sehr gut, sehr gut,“ rief Zelter, indem sie eben über die Schwelle eines Vergnügungsgartens schritten, in welchem die Gesellschaft den Abend verbringen wollte. Nachdem Zelter mit seinem Bekannten Platz in einer Laube genommen und sich noch einige Bekannte zu ihnen gesellt hatten, wurde noch vielfach über den König und den Hof gesprochen, und gar manches pikante Histörchen erzählt, das ein allgemeines Gelächter erregte, denn der Münchner konnte und wollte nicht verhehlen, daß die Sitten unter den Großen etwas locker seien. Nachdem er sich vorsichtig umgesehen, ob ihn kein unberufenes Ohr belausche, sagte er mit etwas gedämpfter Stimme:

„Da muß ich Ihnen doch eine pikante Anekdote von einer sehr hochstehenden Persönlichkeit erzählen, deren Namen ich jedoch nicht nennen will. Besagter Herr ist ein großer Verehrer des schönen Geschlechts; wo er ein hübsches Gesicht sieht, sucht er Bekanntschaft mit ihm zu machen. Nun hatte ein gewisser Maler sich eine wunderschöne Frau aus Italien mitgebracht, eine Frau, die jeder Maler sich zum Modell hätte wünschen mögen. Das junge Weibchen, eine Freundin des Theaters, klagte eines Tags ihrem Manne, daß sie schon mehrmals auf dem Heimwege von einem frechen schnurrbärtigen Gesellen verfolgt worden sei, der ihr am heutigen Abende sogar in das Haus nachgefolgt sein würde, wenn sie ihm nicht schnell die

Thür vor der Nase zugeworfen und den Kiegel vorgeschoben hätte.

„Dem naschhaften Spazier will ich die Lust vertreiben, an fremden Kirichen zu picken,“ sagte der geärgerte Maler. „Ein andermal, mein Kind, schlägst Du die Thür nicht zu, sondern läßt den Kerl ruhig in's Haus gehen. Ich werde bei der Hand sein und ihn auf eine Weise empfangen, daß ihm das Wiederkommen vergehen soll.“

Als die junge Frau das nächste Mal das Theater verließ, folgte ihr der zudringliche Mensch richtig wieder nach. Der oben am Fenster auf der Lauer stehende Mann sah erst seine Frau wie eine geängstigte Taube in das Haus flüchten und eine in einen Mantel gehüllte männliche Gestalt ihr gleich einem Stofsvogel nachfolgen. Die Frau, die Bescheid wußte, war gleich im Dunkeln die Treppe hinauf, ihr Verfolger, der erst herumtappen mußte, kam erst etwas später. Aber kaum hatte er den Fuß auf die oberste Stufe gesetzt, als er von zwei wahren Herkulesfäusten gepackt und mit den Worten: „Warte, Canaille, Dir will ich die Lust nach fremden Weibern vertreiben!“ unter verschiedenen Tritten und Büffen die Treppe weit schneller hinunter spedirt wurde, als er heraufgekommen war.

Der Hauswirth des Malers war ein Blecharbeiter, der an der Wand des Ausgangs eine Menge zum Bearbeiten bestimmte Blechplatten aufgestellt hatte. Auf solch' einen Haufen Blech flog der Hinabgeworfene, wodurch ein ungeheures Geräusch entstand. Der Blecharbeiter, der erst die scheltende Stimme seines Einwohners und dann das Gepolter vernommen hatte, glaubte nicht anders, als es seien Diebe in dem Hause. Mit Licht in der Hand, stürzte er mit allen seinen Gesellen und Lehrlingen aus der Werkstätte in den Ausgang, während gleichzeitig von der andern Seite seine Frau, die Küchenlampe tragend, mit ihren Kindern herbeikam. Es war ein des Pinsels

eines Rembrandt's würdiger Anblick, alle die aufgeregten, von dem Scheine der Lichter beleuchteten Gesichter zu sehen.

„Kein Licht! kein Licht!“ rief eine etwas durch die Zähne sprechende Stimme und eine abwehrende Hand bewegte sich heftig im Dunkeln.

„Was, kein Licht, damit Du Spitzbube im Dunkeln entkommen kannst,“ rief der Blecharbeiter und packte mit derber Faust den vermeinten Liebhaber fremden Eigenthums am Kragen. Aber der Leuchter entfiel seinen Händen, er erstarrte fast zur Salzsäule und war im Begriffe auf die Knie zu sinken und um Gnade zu flehen, als er den vor ihm stehenden hohen Herrn erkannte.

„Et! Et!“ machte Dieser, „kein Aufsehen machen, Mann, kein Aufsehen! Will nicht erkannt sein. Wer wohnt oben in dem Hause?“

„Der Maler W., gnädigster Herr.“

„Ganz recht, zu Dem wollte ich eben, da flog ein Kerl an mir vorbei, daß ich mich ordentlich erschrocken habe. Ist der W. zu Hause?“

„Wer fragt nach mir?“ rief W., der oben stehend, Alles mit angehört hatte und dem es doch etwas schwül zu Muthe ward, als er die Stimme erkennend, erfuhr, wen er so unhöflich die Treppe hinunter spedirt hatte. Er nahm sich jedoch zusammen, eilte die Stufen hinunter, und sich sehr erstaunt stellend, rief er: „Gnädigster Herr, wie in aller Welt kommen Sie in dieses Haus? Sie sehen mich noch ganz aufgereggt. Hat da ein Kerl meine Frau bis über die Treppe hinauf verfolgt. Ich habe ihm sein Recht angethan und den verliebten Faun hinunter geworfen.“

„Ja, ist auf mich gefallen, hätte mich bald umgeworfen, dann wie der Blitz zur Hausthür hinaus; muß schon weit sein, scheint flinke Beine zu haben, der wüste Geselle.“

„Hatte ich nicht Recht, gnädigster Herr, den frechen Bur-schen so zu behandeln?“

„Allerdings, ganz Recht! solche Schnapphähne muß man züchtigen und Das von Rechtswegen. Aber was ich sagen wollte, ich habe Arbeit für Sie, mein lieber W., und da wollte ich Ihnen im Vorbeigehen sagen, daß Sie sich morgen früh unfehlbar bei mir einfinden sollen.“

„Wie, und Sie haben sich selbst bemüht, gnädigster Herr! Das ist zu viel der Gnade.“

„Ja, die Arbeit ist pressant und selbst ist der Mann. Hat doch Einer der größten Monarchen einem Maler den auf die Erde gefallenen Binsel aufgehoben, warum sollte ich nicht persönlich einen Künstler besuchen, um ihn zu mir zu bescheiden. Also pünktlich sein. Adieu! Adieu! nicht leuchten! nicht leuchten!“

Aber der Spengler und seine Werkstättsgenossen, die dem Auftritte bisher mit offenen Mäulern und glänzenden Augen beigewohnt hatten, ließen es sich nicht nehmen, dem hochgestellten Herrn das Geleite bis vor die Thür zu geben. Der Maler bekam eine gute Bestellung und seine Frau konnte fortan unbelästigt aus dem Theater nach Hause gehen.“

Diese Anekdote erregte große Heiterkeit. „Se non è vero, è ben trovato,“ sagte Zelter und stopfte sich neuerdings eine Thonpfeife, und bis tief in die Nacht war er heiter und vergnügt in der angenehmen Gesellschaft.

1828.

Wieder fällt ein Blatt vom Lebensbaume.

Am 26. Mai 1827 hatte sich Marie, die älteste Tochter des Erbprinzen, mit dem Prinzen Karl von Preußen, Sohn des regierenden Königs, vermählt. Im darauffolgenden Frühjahr beschloß Karl August nach Berlin zu reisen.

Obgleich jünger als Göthe, so war der Großherzog doch im Vergleiche zu Diesem weit älter und gebrechlicher. Frau von Seygendorf sah ihn mit düstern Blicken abreisen; ein banges Vorgefühl sagte ihr, daß sie das Ende ihrer Macht erreicht habe, und so hatte er kaum Weimar verlassen, als sie in aller Stille ihr Haus und ihre Mobilien verkaufte, mehre Koffer voll werthvoller Gegenstände fortschickte und sich auf alle Fälle gefaßt hielt. Ihre Kapitalien hatte die vorsichtige Frau ohnedies schon vor längerer Zeit im Auslande angelegt.

Aber auch der Großherzog ging seit einiger Zeit mit dem Gedanken um, daß er möglicherweise dem Grabe näher sein könnte, als man glaube; daher nahm er eines Tags in Berlin seinen Adjutanten, den Major Germar, allein und sagte zu ihm:

„Mein lieber Germar, ich bin ein alter Mann, der auf der irdischen Pilgerschaft wohl keinen weiten Weg mehr zurück-

zulegen haben wird, daher ist es klug sich vorzusehen. Es könnte mir hier oder auf der Rückreise ein Unfall zustoßen, der mich schnell in das unbekannte Jenseit beförderte.“

„Gegen königliche Hoheit keine derartigen Gedanken,“ fiel ihm Gernar in das Wort — „Sie stehen noch in der Fülle der Kraft und der Gesundheit.“

„Wir sind gebrechliche Menschen und müssen gewärtig sein, jeden Augenblick abberufen zu werden. Sie wissen, wie theuer mir die Heygendorf ist, da aber meine Schwiegertochter eine große Aversion gegen sie hat und ihr nach meinem Tode ein übles Schicksal zu Theil werden könnte, so ersuche ich Sie und befehle Ihnen auf alle Fälle, besonders aber auf den Fall meines Todes im Auslande, den Courier mit der Nachricht meines Ablebens eine Stunde früher an meine geliebte Freundin, als jenen an meine Familie zu befördern. Versprechen Sie mir Das auf Ehrenwort?“

„Ich werde genau die Befehle Ew. königlichen Hoheit befolgen, hoffe jedoch, daß Gott die Erfüllung dieser schmerzlichen Pflicht noch lange fern von mir halten wird.“

„Gut, so bin ich beruhigt.“

In Berlin war der Großherzog Anfangs recht munter, dann besiel ihn ein Zustand großen Unbehagens, das sich bald minderte, bald steigerte und seine Umgebung mit der größten Besorgniß erfüllte, während er selbst der Sache keine große Wichtigkeit beizumessen schien.

Eines Tags machte Zelter ihm seine Aufwartung und fand ihn zu seiner Freude munterer, als man ihm gesagt hatte; er blieb wohl eine Stunde mit ihm allein und sprach von Mancherlei mit ihm. Endlich sagte er: „Zelter, ich muß Sie jetzt entlassen, denn ich will diesen Morgen noch in den botanischen Garten nach Schönberg fahren und habe mich mit einer tüchtigen Lupe versehen. Darauf werde ich mich nach Potsdam begeben, von wo ich den Dienstag über Spandau zurück-

zukehren gedenke, wo Versuche mit Raketen gemacht werden sollen.“

Unter der Abschiedsverbeugung fragte Zelter: „Wird denn unsere Singacademie nicht mit einem Besuche Ew. Hoheit beehrt werden?“

„Gewiß, gewiß,“ rief Karl August, „Dienstag um sechs Uhr werde ich dort erscheinen, Sie können sich darauf verlassen.“

„Wir werden Ew. königlichen Hoheit das Beste, was wir haben, zu Füßen legen, aber nur Deutsche Musik — denn was die Herren zuweilen als theuere Karitäten aus Italien mitbringen, ist unsern Kindern verwunderlich.“

Karl-August kam denn auch am bestimmten Abende in Begleitung des Majors von Germar und des Majors von Staff in die Singacademie. Auch der Prinz Karl kam nach. Einige kurze Stücke von Fasch, von Stolzel und von Zelter hielt der alte Herr sehr freundlich aus, dann winkte er den Dirigenten heran und sprach ihm seinen Dank aus für den gehaltenen Genuß. „Der Musiksaal ist sehr schön,“ setzte er hinzu, „und die Musik klingt sehr gut in ihm, hat eine prächtige Akustik.“ — Hierauf besah er Zelter's unter dem Musiksaale befindliche Wohnung von einem Ende bis zum andern, wo ihm denn auch die Zimmer von Göthe's Quartier, wenn er in Berlin war, bemerflich gemacht wurden.“

„Also da haust der alte Kauz, wenn er hier ist,“ rief der Großherzog. „Nun, das Nest ist recht hübsch, nur ein wenig klein und eng.“

„Auch im engen Raume kann man zufrieden sein,“ erwiderte Zelter. „Da fällt mir ein, daß Göthe mir erzählte, er sei einmal bei Leuf in das Haus eines Webers gekommen. Vier Kinder spannen bei der Mutter. Auf Göthe's Frage und Verwunderung, wie er im Stande sei, bei so starker Familie in einer so kleinen Stube zu wohnen, antwortete er treuherzig: Und was werdet Ihr sagen, wenn Ihr erfahrt, daß in diesem

Neste außer dem Weber noch zwei Handwerker wohnen, ein Schuhmacher und ein Schweineschneider, die alle in demselben Bette liegen und auf demselben Stuhle sitzen. Ich bin nehmlich selbst diese Dreieinigkeit, und so begreift Ihr, wie wir uns Alle recht gut hier vertragen, da ich selbst ein so gutes Beispiel gebe.“

„Recht schön,“ sagte Karl August lächelnd, „nur meine ich, daß das kleine Nest ganz passend ist für den Finken und seine Familie, daß aber der Adler die stolzen Flügel nicht darin bewegen kann. Nun, *sum cuique*, lieber Zelter, und auf baldiges Wiedersehen.“

Der Gesundheitszustand des Großherzogs verschlimmerte sich in den nächsten Tagen wieder zusehends. Nicht, daß er bettlägerig gewesen wäre, aber er schleifte sich im steten Unbehagen herum und seine Kräfte nahmen sichtlich ab, so daß er seine baldige Abreise festsetzte. In den letzten Tagen war Alexander von Humboldt viel in seiner Gesellschaft. Einst saß er mehre Stunden lang in Potsdam allein auf dem Canapé neben dem Großherzoge, der heiter, aber sehr erschöpft war. Eine Flasche mit Johannisberger Cabinetswein nebst zwei geschliffenen Gläsern stand auf einem kleinen Tischchen vor den beiden Herren. Karl August trank und schlief abwechselnd. Plötzlich rief er: „Humboldt, erklären Sie mir doch die Durchsichtigkeit eines Kometenkerns.“

Der Gelehrte ließ sich in eine faßliche Erklärung der an ihn gestellten Frage ein, indem er sagte, daß solch ein Kern eine Anhäufung von Dünsten sei, aber er war noch nicht weit gekommen in seiner Rede, als er sah, daß der Großherzog wieder eingeschlafen war. Er schwieg daher. — Gleich darauf wachte Karl August wieder auf, griff nach dem Glase, that einen tiefen Zug und sagte: „Was Sie da gesagt haben, ist überführend. Wie verhält es sich aber mit der Mondatmosphäre?“

„Der Mond scheint keine, oder doch nur eine äußerst feine Atmosphäre zu haben. Die Lichtgrenze desselben scheint scharf abgeschnitten zu sein und das hellste Licht. . . .“

Humboldt verstummte, denn er sah, daß sein Zuhörer abermals eingeschlafen war.

Bald aber streckte Dieser den Arm wieder aus nach dem Glase, trank, dann stand er auf und mit den Worten: „Sie nehmen mir es nicht übel, Humboldt, aber ich muß schnell ein paar Zeilen an meine Gemahlin schreiben“ — setzte er sich an den Secretair und ließ eiligst die Feder über das Papier fliegen. Aber der Kopf schwindelte und die Hand zitterte ihm dermaßen, daß er die Feder bald fallen ließ, seinen Platz auf dem Sopha wieder einnahm, und das müde Haupt in die Kissen lehrend, wehmüthig sagte: „Ich kann nicht schreiben, lassen Sie uns also noch ein Wenig über Physik und Astronomie plaudern; sagen Sie mir, woher die Farben der Doppelsterne entstehen?“

Auch hier trat Humboldt gefällig mit seiner Erklärung ein, unter welcher der Großherzog jedoch wieder einschloß, und Dasselbe geschah bei der Beantwortung der Frage über den Einfluß der Sonnenflecken auf die Erdwärme, dem Erscheinen der organischen Formen in der Urwelt, der innern Erdwärme, u. s. w. Endlich wieder aufwachend, und über seine scheinbare Unaufmerksamkeit mild und freundlich um Verzeihung bittend, sagte er: „Sie sehen, lieber Humboldt, es ist aus mit mir, ich bin ein gelieferter Mann.“

Humboldt wollte ihm derlei Gedanken ausreden; er aber ging auf einmal desultorisch in ein religiöses Gespräch über, indem er sagte: „Was halten Sie von dem täglich mehr einreißenden Pietismus, Humboldt?“ — doch ohne eine Antwort abzuwarten, fuhr er fort: „Diese Pietisten sind gefährliches Geschmeiß, das man zertreten sollte; es sind Heuchler und Sünder, und das Schlimmste ist, daß sie mit politischen Ten-

denzen zusammenhängen, daß sie nach Absolutismus und Niederschlagung aller freieren Geistesrichtungen streben.“

„Man könnte sie allerdings die Jesuiten des Lutherthums nennen,“ warf Humboldt ein, „denn wie Jene, verfolgten sie den Zweck, eine unumschränkte Priesterherrschaft zu erstreben.“

„Ja, Das ist es, und dabei sind es unwahre Bursche, die sich durch ihre Scheinheiligkeit den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhaschen,“ rief der Großherzog nachdem er abermals ein Glas geleert.

„Es ist wirklich Pflicht eines jeden Ehrenmannes, ihrem finstern Treiben überall entgegen zu treten.“

„O, in meinem Lande sollen sie nicht festen Fuß fassen, wenigstens nicht, so lange ich lebe. Wissen Sie, was überhaupt Schuld ist, daß sie aufgekomen sind?“

„Ich bin begierig, königliche Hoheit.“

„Mit der Vorliebe für das Mittelalter haben sie sich eingeschlichen. Ja, sehen Sie mich an, so ist es. Diese Vorliebe hat überhaupt viel Dummes herauf beschworen, das besser in dem Grabe der Vergessenheit geblieben wäre.“

Bald jedoch legte sich sein Zorn und er setzte viel milder hinzu: „Glauben Sie aber darum nicht, weil ich die Frömmler verabscheue, daß ich Nichts von der Religion hielte — o nein, ich finde im Gegentheile jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion, denn sie ist eine schöne Menschenfreundliche Lehre, die viel Herzerhebendes hat, aber man hat sie vom Anfange an verunstaltet.“

„Ja,“ sagte Humboldt, „hätte man die Religion in dem Geiste ihres Stifters fortbestehen lassen, wie sie die ersten Christen übten, so würden wir ein großes Volk von Brüdern sein.“

„Recht, recht, Humboldt,“ rief Karl August, „die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras.“

Jetzt fielen dem alten Manne die schweren Augenlider abermals zu, er verfiel in einen festen Schlaf und Humboldt benutzte diese Gelegenheit, um Geräuschlos auf den Zehen aus dem Zimmer zu schleichen.

Im Vorzimmer traf er mit dem Major Germar zusammen.

„Major,“ sagte er, ihm die dargereichte Hand freundschaftlich drückend, „Major, ich weiß nicht, was ich zu dem Zustande des Großherzogs sagen soll. Diese Lebendigkeit, diese Geheimnißvolle Klarheit des Geistes bei so viel körperlicher Schwäche ist mir ein schreckhaftes Phantom.“

„So fanden Sie ihn schlimmer, als er diesen Morgen war?“ rief der Major erschrocken.

„Ich weiß nicht,“ erwiderte Humboldt Achselzuckend, „aber das viele Schlafen, das zeitweilige Einschlafen der Glieder, das von Störungen des Blutumlaufes herrührt, scheint mir einen bevorstehenden Schlaganfall zu verkünden. Er selbst schwankt sichtbar zwischen Hoffnung der Genesung und Erwartung der großen Katastrophe. Jedenfalls dürfte es gerathen sein, ihn so schnell wie möglich in den Kreis der Seinigen zurückzubringen.“

Der Major eilte voll Bestürzung in das Zimmer seines Gebieters.

Die Rückreise nach Weimar wurde denn auch zwei Tage darauf angetreten, aber unterwegs wurde das Unwohlsein des Großherzogs so bedenklich, daß man auf dem Gestüte Graditz bei Torgau Halt machen mußte. Die in Eile herbeigerufenen Aerzte erklärten einstimmig den Zustand des Kranken, der von einem Nervenschlage betroffen worden, für Hoffnungslos. Er lag beständig in Bewußtlosen Fieberphantasien und kam auch nicht mehr zu sich, bevor er am 14. Juni den letzten Seufzer aushauchte.

Major von Germar, dem erhaltenen Befehle buchstäblich

Folge leistend, sandte den Courier mit der Trauerbotschaft augenblicklich an Frau von Heygendorf*), den an die fürstliche Familie aber erst eine Stunde später ab.

Als die Todesnachricht in das Schloß nach Weimar kam, entsandte die Rachesüchtige Großfürstin sogleich einen Beamten, um Frau von Heygendorf festnehmen zu lassen; aber der gute Mann mußte unverrichteter Sache wieder abziehen, da die kluge Frau bereits vor einer Stunde ihren Wagen hatte ausspannen lassen und nach Mannheim abgereist war. Auch konnte ihr zurückgebliebenes Eigenthum nicht mit Beschlag belegt werden, da die Kaufbriefe des neuen Eigenthümers in der besten gesetzlichen Ordnung waren. O, Frau von Heygendorf war eine sehr kluge, sehr vorsichtige Dame, und die neue Frau Großherzogin Marie ward um die Freude betrogen, ihren langjährigen Bohn an ihr fühlen zu können.

Am 15. Juni saß man im Göthe'schen Hause bei Tische. Tyrolersänger wurden in's Gartenhaus gestellt, so daß sie durch die offenen Thüren gut zu sehen, und ihr Gesang aus dieser Ferne gut zu hören war. Die Lieder und das Gejodel der heitern Tyroler behagte besonders den jungen Leuten. Ulrike von Pogewitsch und Eckermann erbaten sich den Text von den beiden Liedern „der Strauß“, und „Du, Du liegst mir im Herzen.“ Göthe schien keineswegs so entzückt wie die Andern, denn als ihn seine Schwiegertochter fragte, wie ihm der Gesang behage, erwiderte er trübsinnig:

„Wie Kirschchen und Beeren behagen,
Muß man die Kinder und die Sperlinge fragen.“

*) Frau von Heygendorf erlebte die Ereignisse des Jahres 1848 und starb bald darauf als Siebzigerin in Dresden. Sie hatte zwei Söhne und eine Tochter. Der eine Sohn zeichnete sich als sächsischer Rittmeister in Schleswig-Holstein aus, der andere ist preussischer Rittmeister. Die Tochter, ein Engel an einfacher Anmuth, war Hofdame bei ihrem Halbbruder, dem starken Herzoge Bernhard von Weimar im Haag, sie starb jedoch in der Blüthe ihrer Jahre.

Zwischen den Liedern spielten die Tyroler nationale Tänze auf liegenden Zittern, die von einer hellen Querflöte begleitet wurden.

Nach einer Weile ward August von Göthe hinausgerufen, kam aber bald wieder zurück und ging zu den Tyrolern, die er entließ. Er setzte sich wieder an den Tisch zu den Andern, die eben von Weber's Oberon sprachen, der am Abende aufgeführt werden sollte.

„Es ist unglaublich,“ sagte eine Dame, „wie viele Menschen von allen Ecken herbeiströmen, um der Aufführung dieser Oper beizuwohnen. Schon um elf Uhr heute Morgen waren keine Billets mehr zu haben.“

August erhob sich mit den Worten: „Wenn es gefällig ist, so wollen wir die Tafel aufheben. Lieber Vater,“ wandte er sich an Göthe, „wir wollen aufstehen, die Herren und Damen wünschen vielleicht heute etwas früher in's Theater zu gehen.“

„Bist Du nicht wunderbarlich mit Deiner Eile,“ rief Göthe, „es ist ja kaum vier Uhr, mithin noch lange Zeit bis zum Theater.“

Er fügte sich jedoch und stand auf; man verbreitete sich in die Zimmer. Herr Seidel trat zu Eckermann und einigen Andern und sagte mit betrübtem Gesichte: „Eure Freude auf das Theater ist vergeblich, es findet keine Vorstellung statt.“

„Weshalb nicht?“ rief man von allen Seiten, ihn neugierig umdrängend.

„Der Großherzog ist todt,“ flüsterte er leise. „Auf der Reise von Berlin hierher ist er gestorben.“

Es verbreitete sich eine allgemeine Bestürzung unter den Anwesenden. In diesem Augenblicke kam Göthe herein; sie nahmen sich zusammen, thaten als ob Nichts passirt wäre und sprachen von gleichgültigen Dingen. Göthe trat zu Eckermann an's Fenster.

„Die Tyroler haben mich nicht sehr erbaut,“ sagte er. „Das Gejodel im Freien hat sein Angenehmes, aber im geschlossenen Raume wird es widerlich. Nun, Weber's Musik wird Sie heute Abend im Theater dafür entschädigen. Sie gehen in meine Loge, folglich haben Sie Zeit bis sechs Uhr. Lassen Sie die Andern und bleiben Sie bei mir, wir schwätzen noch ein Wenig.“

Der junge Göthe suchte mit einer gewissen Hast die Gesellschaft fortzutreiben, um seinem Vater den Todesfall mitzutheilen, bevor der Kanzler zurückkäme, der vorhin die Trauerbotschaft gebracht hatte. Der Geheimerath rief ganz verdrießlich: „August, was ist denn Das für ein wunderliches Eilen und Drängen, ich kann Dich gar nicht begreifen. Wollt Ihr denn nicht erst Euern Kaffee trinken?“ wandte er sich an die Andern — „es ist ja kaum vier Uhr.“

Indessen brachen die Uebrigen auf und auch Eckermann griff zu seinem Hute.

„Nun, wollen denn auch Sie gehen?“ fragte Göthe, ihn verwundert ansehend.

„Ja,“ sagte August, „Eckermann will so gefällig sein, vor dem Theater noch Etwas für mich zu besorgen.“

„Ja, ich habe noch Etwas vor, werde aber nach dem Theater noch ein Wenig kommen,“ setzte Eckermann hinzu.

„So geht denn,“ sagte Göthe mit bedenklichem Kopfschütteln, „aber ich begreife Euch Alle nicht.“

Sie gingen mit Fräulein von Bogewitsch hinauf in die Gemächer der Frau von Göthe. Als August mit seinem Vater allein war, machte er ihm nach und nach mit der größten Schonung die unselige Eröffnung.

„Ach! Das ist sehr traurig,“ rief der greise Dichter schmerzlich, „nun ist Alles vorbei.“

Auf das Tiefste erschüttert verhüllte er sich das Gesicht mit beiden Händen und rief mit gebrochener Stimme:

„Laß mich! Geh, geh, ich muß allein sein mit meinem Schmerze.“

Spät am Abende wagte es Eckermann bei ihm vorzusprechen. Schon bevor er bei ihm eintrat, hörte er ihn seufzen und laut vor sich hin sprechen. Eckermann reichte ihm stumm und mit Thränen des Mitgeföhls in den Augen, die Hand hin, die Göthe krampfhaft drückte.

„Das war ein harter Schlag, der mich ganz unerwartet traf, Eckermann,“ sagte er mit matter Stimme. „Ich hatte gedacht, vor ihm hinzugehen, aber Gott fügt es, wie er's für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter Nichts übrig, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut und so lange es gehen will.“

„Excellenz dürfen sich Ihrem Schmerze nicht allzusehr hingeben. Sie sind sich selbst einige Schonung schuldig.“

„Sagen Sie Das nicht, Eckermann, oder Sie wissen nicht, was er mir war,“ rief Göthe lebhaft. „Gehen Sie, Karl August war ein geborener großer Mensch. Er hatte für Alles Sinn und für Alles Interesse. Er war achtzehn Jahre alt, als ich nach Weimar kam, aber schon damals zeigten seine Reime und Knospen, was einst der Baum sein würde — und ihn muß ich überleben.“

Er verhüllte sich das Gesicht wieder mit den Händen, um seine Thränen ungestört strömen zu lassen. Eckermann suchte einige Trostgründe vorzubringen, Göthe aber rief: „Verschonem Sie mich mit allem Troste, ich will von Dergleichen Nichts wissen. Ich fühle, daß in mein Dasein eine Lücke gerissen worden, die durch Nichts mehr ausgefüllt werden kann.“

Bald darauf entließ er Eckermann. — Den andern Tag ging er nach Dornberg, um sich den täglichen betrübenden Eindrücken zu entziehen und sich in einer neuen Umgebung durch eine frische Thätigkeit wieder herzustellen. Erst am elften September kam er nach Weimar zurück. Kaum saß er bei

Lische, als ihm die verwittwete Großherzogin sagen ließ, daß sie ihn am nächsten Dienstage besuchen werde. Er hatte seit Karl August's Tod noch Niemand von der großherzoglichen Familie gesehen, auch hatte er der neuen Landesherrschaft noch nicht gehuldigt und empfand das Alles nicht ohne Apprehension.

1828.

Ein englischer Lord als Haarschneider.

Seit dem Tode des Großherzogs fühlte Göthe, daß er alt sei, er ward von da an zu einem Eiszapfenfesten Menschen und erwies sich als Solcher sowohl in seinem Hause als auch auswärts.

Im October sprach der bairische Ritter von Lange auf seiner Durchreise bei ihm ein. Göthe trat ihm im Schlafrocke entgegen und winkte ihm stumm und steif, wie der steinerne Gast, sich niederzusetzen; er machte den Eindruck auf den Besuchenden, als ob er ein alter, langer, Eiskalter Reichssyndicus, ein aus dem Grabe erstandenes Gespenst der vergangenen Zeiten sei.

Während der Dauer des Gesprächs blieb er Tonlos auf allen Saiten, die Lange anzuschlagen suchte, und nickte vornehm mit dem Kopfe zu Allem, was er ihm von dem Streben des Königs von Baiern und des Kronprinzen Max sagte. Blöglisch sprach er die Worte aus:

„Sagen Sie mir, ohne Zweifel werden Sie in Ihrem Anspacher Bezirke auch eine Brandversicherungsanstalt haben.“

„Die haben wir allerdings.“

„So wollen wir, wenn ich bitten darf, einmal einen Ort

ganz abbrennen lassen. Wie verhält es sich alsdann mit den Entschädigungen?"

Nachdem ihm Lange die ausführlichsten Erläuterungen gegeben hatte, sagte er:

„Ich danke Ihnen. Wie stark ist denn die Menschenzahl in so einem Rezatkreise bei Ihnen?"

„Etwas über fünfmalhunderttausend Seelen." *)

„So, so, hm, hm. Das ist schon Etwas," machte Göthe mit einem kalt vornehmen Lächeln.

Lange schloß das Seelenlose Beisammensein mit den Worten: „Jetzt, da ich die Ehre habe, bei Ihnen zu sein, Herr Geheimrath, ist dort eine Seele weniger. Ich will mich aber auch wieder dahin aufmachen und mich empfehlen."

„Nun," sagte Göthe, ihm die Hand zum Abschiede reichend, „nun, ich danke für die Ehre Ihres Besuchs. Kommen Sie gut nach Hause."

Er gab ihm das Geleite bis zur Thür. Lange war herzlich froh, als diese hinter ihm zugefallen war. Es war ihm zu Muth, als ob er sich beim Feuerlöschen erkältet hätte.

Gegen Allerheiligen kam Holtei wieder nach Weimar, um literarische Vorlesungen zu halten, und gleich an Einem der ersten freien Abende nach seiner Ankunft ward er zum Thee im Göthe'schen Hause geladen, wo er außer den beiden polnischen Dichtern Odieniecz und Mickiewicz, die Söhne Wellington's, Lord Wellesley und Marquis Duro antraf. Die beiden letztgenannten Herren verbanden mit aristocratischer Haltung und britischem Hochmuth doch auch viel Gutmüthigkeit, feine Sitten und Formen.

Während der Thee eingenommen wurde, fand eine wichtige, heitere Unterhaltung statt, die besonders der Kanzler von Müller durch attisches Salz zu würzen verstand. Die beiden Knaben

*) Mehr als das Doppelte des ganzen Großherzogthums Weimar.

des jungen Göthe sprangen ab und zu, und Wolfgang, der ein kleines Naschmaul war, wußte seiner Mutter alle Augenblicke eine Süßigkeit abzuschmeicheln. Doch da sie ihm eben wieder eine Mandelbrehel zusteckte, fuhr sie ihm mit der andern Hand über das leichtgelocte Haar und sagte:

„Nun ist es genug für heute, Wölschen, sonst verdirbst Du Dir den Magen. Und höre, mein Junge,“ setzte sie hinzu, „morgen mußt Du Dir die Haare schneiden lassen, die ungebührlich lang sind.“

„Warum warten bis morgen?“ fragte der ihr zunächst sitzende Marquis Duro.

„Warum?“ wiederholte Ottilie, ihn groß ansehend, „weil wir heute keinen Friseur zur Hand haben, und weil die Sache auch nicht so pressant ist.“

„Wozu einen Friseur,“ rief Duro, „ich bin in dieser Kunst geübt, trotz dem besten Haarkünstler, und wenn Mylady mir den Kopf Ihres Sohnes anvertrauen will...“

Allgemeines Erstaunen und Gelächter. Zweifel wurden laut und Ottilie rief: „Nein, so Etwas ist noch nicht dagesewesen. Der Sohn des Lord Wellington sollte sich auf's Haarschneiden verstehen, es ist nicht zu glauben!“

„Und dennoch ist es so, Mylady,“ versicherte der Marquis. „Gott soll mich verdammen, ja, ich will ein Hund sein, wenn es nicht so ist. He, Wellesley, so sage doch, daß ich mich auf's Haarschneiden verstehe.“

„Ja, Mylady, mein Bruder versteht sich sehr gut auf's Haarschneiden,“ versicherte der Angerufene. „Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß er es versteht.“

„Nun, Das wollen wir gleich erproben,“ rief Göthe, der bisher sehr Wortkarg gewesen war. „Friedrich,“ rief er Einem der aufwartenden Bedienten zu, „Scheeren bringen, aber schnell, und die Kammerjungfer soll einen Frisirmantel meiner Schwiegertochter hergeben.“

Das Verlangte wurde alsbald zur Stelle geschafft, Ottilie band ihrem Knaben den Frisirmantel um, Wellington's Sohn nahm Göthe's komisch dreinschauenden Enkel zwischen die Kniee, nachdem er sich in die Mitte des Zimmers gesetzt hatte, und schor unter dem fortdauernden Gelächter der Zusehenden, die ihm theilweise bei seiner Arbeit leuchteten, dem armen Knaben den Schädel nach englischer Art ganz ragenfahl, so daß er aus-
sah, wie ein kleiner Kapuziner oder ein entlassener Sträfling.*)

Als der Marquis fertig war, schlug Frau von Göthe die Hände über dem Kopfe zusammen. „Wie haben Sie mir den Buben zugerichtet,“ rief sie Vorwurfsvoll; „er wird sich während sechs Wochen vor keinem ehrlichen Menschen können sehen lassen. O mein Wölschen, wo sind Deine schönen Locken hingekommen?“

„Mylady, ich habe nach dem neuesten Schnitte geschoren, das ist eben Mode,“ sprach der Marquis mit dem größten Selbstbehagen.

Göthe sah Holtei Bedeutungsvoll an, zwinkerte mit den Augen und sagte: „Man muß gestehen, der Marquis hat ein bedeutendes Talent für's Scheeren. O, wenn der einmal Diplomat wird, so gnade Gott den Völkern,“ setzte er leise hinzu.

Hierauf drängte der alte Herr den jungen Literaten in eine Fensterbrüstung und sagte dann: „Nun, Sie haben sich in Ihren Vorlesungen bisher recht brav gehalten, wie ich höre. Sie müssen sich nicht wundern, daß ich Sie noch nicht gebeten habe, mir Ihre Sachen vorzumachen, ich habe Gründe dazu. Ihnen wird nicht fremd sein, daß wir uns zu unserer Zeit auch mit Vergleichen beschäftigt und viel darüber gedacht haben. Nun hat man sich denn seine Ansichten über Declamation, Recitation, theatralischen Vortrag, und besonders über die scharfen Unterscheidungen, die den Vorleser von dem Darsteller trennen,

*) Holtei: Vierzig Jahre.

festgestellt. Und da kommen denn die jungen Leute, und werfen Das alles über den Haufen. Nun, Das ist ja recht schön, aber von uns Alten könnt Ihr nicht verlangen, daß wir sogleich ohne Weiteres nachgeben sollen. Also sehe ich nur zwei Auswege: entweder Sie gewinnen mich für Ihre Künste — dann zwingen Sie mich auf's Neue, darüber zu denken, und Das würde mich stören, denn wir haben noch Viel zu thun — oder es gelingt Ihnen nicht, mich irre zu machen, und Sie befriedigen mich nicht — dann hätten wir Beide keine Freude davon. Also denke ich, es sei am Besten, es bleibt, wie es ist. Nun, wie gefällt es Ihnen in Weimar?“ setzte er in einem andern Tone hinzu. „Nicht wahr, es steckt viel Bildung in dem Orte? Wir haben denn auch wohl das Unsere dazu gethan.“

„Excellenz,“ erwiderte Holtei fest, denn er wollte jetzt etwas Positives mitnehmen. „Excellenz, ich soll morgen die zum Faust gehörige Helena vorlesen, ich habe mir zwar alle Mühe damit gegeben, aber Alles verstehe ich doch nicht. Möchten Sie nicht zum Beispiele mir erklären, was eigentlich damit gemeint ist, wenn Faust an Helena's Seite die Landgebiete an einzelne Heerführer vertheilt? Ob eine bestimmte Andeutung...“

Göthe ließ ihn nicht ausreden, sondern unterbrach ihn sehr freundlich mit den Worten:

„Ja, Ihr guten Kinder, wenn Ihr nur nicht so dumm wäret.“

Er ließ Holtei stehen und ging an den Theetisch, wo Frau Schoppenhauer eben von der verstorbenen Schriftstellerin Sophie Mereau sprach, die sich in zweiter Ehe mit Bettina's Bruder, Clemens Brentano, verheirathet gehabt hatte.

„Ihr sprecht von der Mereau,“ mischte er sich ein, „Das war eine leidliche Dichterin, und ein liebenswürdiges Wesen, das mich oft erfreut hat; aber,“ setzte er spöttisch hinzu, „ihr Mann, der Clemens Brentano, ist auch so Einer, der gern für

einen ganzen Kerl gelten möchte. Er stieg vor Sophiens Wohnung am Weinspalier bis an's Fenster hinauf bei nächtlicher Weile, um die Leute glauben zu machen, es wäre Biel dahinter; aber es war und wurde Nichts. Jetzt hat er sich in die Frömmigkeit geworfen. Ich mag einmal die Betbrüder nicht leiden. So war auch der Werner. Er hatte ein schönes Talent; ich habe mich seiner von Herzen angenommen, und ihn redlich zu fördern gesucht auf alle Weise, aber wie er nachher aus Italien zurückkam, da las er uns gleich am ersten Abende ein Sonnet vor, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatte ich genug und ließ ihn laufen."

"Da wir doch eben das Kapitel von den Schriftstellern aufgeschlagen haben," sagte der Kanzler von Müller, "so darf ich Ew. Excellenz wohl fragen, was Sie von Fouqué halten."

"Den muß ich loben, weil er die Undine geschrieben hat. Das ist ein anmuthiges Büchlein und trifft so recht den Ton, der Einem wohlthut. Später wollte es dem armen Fouqué nicht mehr so gut gelingen, und Das merkte er nicht. Aber es ist nicht anders. Der liebe Gott giebt dem Dichter einen Metallstab mit zu seinem Bedarfe. Bei Manchem ist er aus Gold, wenigstens ein gut Stück lang. Bei Vielen ist es das liebe reine Kupfer, nur an den Polen des Stabes etwas Gold. Da bröckelt nun der Anfänger los, giebt aus, wird stolz, weil sein Gold im Course gilt, und wähnt, Das müsse so fort gehen. So bröckelt er immer lustig weiter. Hernach, wenn er schon längst beim Kupfer ist, wundert er sich, daß die dummen Leute es nicht mehr für Gold annehmen wollen."

"Zu dieser Gattung zählen Sie wohl auch Dehlenschläger?"

Göthe zuckte die Achseln und verzog die Mundwinkel zu einem geringschätzenden Lächeln. "Dehlenschläger," sagte er, "ist Einer der Galben, die sich für ganz halten und für noch etwas darüber. Diese Nordsohne gehen nach Italien, und bringen's doch nicht weiter, als ihren Bären auf die Hinter-

füße zu stellen, und wenn er einigermaßen tanzen lernt, so meinen Sie, es wäre das Rechte.“

„Und wie beurtheilen Ew. Excellenz Jean Paul und Tieck?“

„Um, als dem Ersten die Phantasie ausging und ihm nichts Großes mehr einfallen wollte, da quälte er sich um Kleinigkeiten, und trieb Wortklaubereien. Tieck las mir, nachdem er sie vollendet hatte, seine Geneveva im alten Schlosse zu Jena vor. Als er fertig war, meinte ich, wir hätten zehn Uhr, es war aber schon tief in der Nacht, ohne daß ich's gewahr geworden. Das will aber Etwas sagen, mir so drei Stunden aus meinem Leben weggelesen zu haben.“

Indessen hatte der Dichter Mickiewicz, der ein bleicher, liebenswürdiger und interessanter Schwärmer war, viel mit den Damen verkehrt, und allerlei mystisches Zeug mit ihnen verhandelt. Jetzt machte er sich anheischig, aus Ringen, die verdeckt auf einen Teller gelegt und tüchtig untereinandergeschüttelt werden sollten, jedesmal die richtige Besitzerin zu errathen.

„Aber wie ist denn Das möglich?“ rief Frau von Göthe.

„Wie wollen Sie denn Das machen?“

„Wie ich es machen werde, gnädige Frau, Das ist mein Geheimniß; daß ich es machen werde, dafür büрге ich mit meinem Worte — und was mehr ist, ich werde auch den Taufnamen und das Alter der Eigenthümerin eines jeden Ringes errathen.“

„Dann müssen Sie ein Zauberer und ein Hexenmeister sein,“ rief Ulrike von Bogewitsch. „Puh, mir graust vor Ihnen.“

„Wir Polen geben uns alle ein Wenig mit geheimen Künsten ab,“ lächelte der junge Dichter mit einem trübumflorten Blicke. „Sie helfen uns die Ketten tragen, unter deren Last wir schwachen, aber leider ist es uns noch nicht gelungen, damit den Bann zu lösen, in dem ein Gewaltbegabter Riese

uns eingezwängt hält. Einst aber wird unser Zauber wirken, und dann wehe ihm.“

Ulrike sah sich in dem Kreise der Gesellschaft um, dann sagte sie schalkhaft: „Es ist gut, daß weder der Generalsuperintendent, noch irgend ein Consistorialrath da ist, denn ich stände nicht dafür, wenn diese Ihre Reden gehört hätten, daß sie Sie als einen Schwarzkünstler voll böser Praxen, als einen gefährlichen Maleficanten, dem Arme der Gerechtigkeit überantworten würden, um Sie, zum abschreckenden Exempel für andere Menschenkinder, auf einem hochaufgethürmten Scheiterhaufen verbrennen zu lassen und Ihre Asche in den Wind zu streuen.“ Dann sich an ihre Schwester wendend, setzte sie hinzu: „Nun, Ottilie, wollen wir die Hexenkünste dieses Herrn auf die Probe stellen?“

„Gewiß wollen wir Das,“ erwiderte Frau von Göthe, „Das heißt, in so ferne die Damen damit einverstanden sind.“

Da diese sämmtlich bereit waren, den Versuch zu machen, so sagte der Poet: „Ich habe noch eine Bedingung zu stellen.“

„Und diese ist?“ fragte Ottilie.

„Daß die Ringe schon mehre Jahre getragen sein müssen, ohne daß sie abgelegt worden. Diese Bedingung ist unerlässlich, sonst bleibt meine Kunst Wirkungslos.“

Als man auf diese Bedingung eingegangen war, ging er abseits, während Ulrike die Ringe auf einem verdeckten Teller einsammelte und dann tüchtig untereinander mischte. Nachdem sie den Teller dem jungen Dichter eingehändigt hatte, ging Dieser in einen Winkel, wo er die Ringe genau betrachtete, während alle Augen auf ihn gerichtet waren, da indessen auch die Herren auf sein Treiben aufmerksam geworden.

Nach einer Weile schritt er mit dem Teller in der Hand wieder auf den Damenkreis zu, aber er war so Todtenbleich geworden, daß er schreckhaft anzusehen war. Er wandte sich zuerst an die Hausfrau. „Dieser Ring ist der Ihrige, gnädige

Frau, hob er mit etwas vibrirender Stimme an, Sie heißen Ottilie und stehen in dem dreißigsten Jahre. Doch beweist dieses Nichts, denn ich kannte Ihren Taufnamen. Auch bei Fräulein von Bogewitsch, die fünfundzwanzig, und bei Frau Schoppenhauer, die zweiundfünfzig Jahre alt ist, kann ich mein Wissen aus gleichem Grunde nicht bekunden. Aber Sie, mein Fräulein,“ wandte er sich an ein junges Mädchen, „Sie, die ich noch nie gesehen, Sie heißen Rosamunde und haben kürzlich Ihr siebzehntes Jahr zurückgelegt. Sie, Madame, heißen Julie, und sind vierundsechszig und ein halbes Jahr alt. Ihr Name, mein Fräulein, ist Aurelie, Sie haben den Lenz neunzehnmal blühen.“

So ging er den ganzen Kreis durch, ohne sich ein einziges Mal in den Ringen, dem Namen oder dem Alter zu irren. Zuletzt waren noch zwei Ringe übrig, die der Pole auf den Theetisch legte. „Diese Ringe,“ sagte er, „verstoßen gegen die vorgeschriebenen Bedingungen, daher ich außer Stande bin, ihre Eigenthümerinnen zu errathen.“

Als er Das gesagt hatte, wankte er, wie innerlich gebrochen, aus dem Zimmer und verließ das Haus. Die Gesellschaft sah ihm bestürzt nach. *)

„Was war Das?“ rief Ottilie. „Die Devinationsgabe dieses Herrn ist höchst wunderbar.“

„Mir schaudert vor ihm,“ stieß Ulrike ganz ängstlich hervor. „Ich werde mich künftig nicht mehr wohl befinden in der Nähe dieses unheimlichen Menschen; er muß wirklich Verkehr mit der Geisterwelt haben.“

„Er sah schrecklich angegriffen aus,“ bemerkte Frau Schoppenhauer. „Uebrigens, wem gehören die Ringe, deren Besitzerinnen er nicht errathen konnte?“

„Dieser gehört mir,“ meldete sich ein junges Mädchen.

*) Soltei: Vierzig Jahre.

„Ich wollte die Kunst jenes Herrn auf die Probe stellen, und so legte ich einen Ring auf den Teller, der erst seit gestern in meinem Besitze ist.“

„Und der Andere ist mein Eigenthum,“ rief Ottilie „außer meinem Trauringe, den ich seit meiner Verheirathung trage, legte ich noch diesen zweiten auf den Teller, den ich noch nicht lange habe und allabendlich ablege.“

Das einstimmige Urtheil der Damen lautete: daß doch etwas an der Sache sein müsse. Göthe, der bisher lächelnd zugehört hatte, mischte sich jetzt ein.

„Wie seid Ihr doch so thöricht, Kinder,“ sagte er. „Der junge Mann hat Euch geäfft, Nichts weiter. Hat er nicht Zeit genug gehabt, während des Theetrinkens Eure Ringe zu betrachten und sich ihr Aussehen in das Gedächtniß einzuprägen? Nachher hat er ein Spiel mit Eurer Leichtgläubigkeit getrieben und sich interessant gemacht.“

„Angenommen, daß Sie Recht hätten,“ rief Frau Schoppenhauer, „wie wollen Sie das Errathen der Taufnamen und des Alters erklären?“

„Nun, bei Epern Taufnamen ruft Ihr Euch ja oft genug untereinander und das Alter läßt sich beiläufig schätzen.“

„Mein Borname ist von Niemand genannt worden,“ rief eine alte Dame, „woher konnte der fremde Mensch ihn wissen, da ich kaum glaube, daß er von Jemand in der Gesellschaft gekannt war.“

„Auch der Meinige war nicht genannt worden,“ rief eine Andere.

„Mein Alter errieth er auf's Haar,“ verlautbarte sich eine Dritte.

„Nun, ich sehe schon, Ihr wollt an Euerm Wunderglauben fest halten,“ sagte Göthe mit einem leichten Anfluge von Spott, „Das liegt nun einmal in der Menschennatur, und besonders in der weiblichen.“

„Ich erlaube mir zu bemerken,“ nahm nun der Pole Odienicz das Wort, „daß ich meinen Freund oft die Probe mit den Ringen vornehmen sah, und selbst unter den allerfremdesten Personen stets mit demselben Erfolge. Ich halte dafür, daß seine Devinationsgabe auf einer gewissen Kraft des Magnetismus besteht, auch ist der Versuch noch niemals ohne nachtheilige Folgen für seine Gesundheit abgegangen.“

„Ihre Ansicht hat Etwas für sich,“ entgegnete Göthe, und nun entspann sich eine lebhafte Discussion über Magnetismus, geheime Naturkräfte und Wunderglauben, die bis zum späten Abende dauerte und noch fortgesetzt wurde, als sich Göthe bereits aus der Gesellschaft zurückgezogen hatte.

1829—1830.

Kleine Ereignisse.

Im vergangenen Jahre war die Göthe'sche Familie durch die Geburt eines Töchterchens vermehrt worden, welches den Namen Alma erhielt und bald der vergötterte Liebling des Hauses wurde.

Göthe, der bei jedem großen Schmerze denselben durch vermehrte Thätigkeit abzustumpfen suchte, beschäftigte sich seit dem Tode des Großherzogs mit einer Umarbeitung von Wilhelm Meisters Wanderjahren und sah den zweiten Theil des Faust's mehrmals prüfend durch.

So ging er im Frühjahre eines Morgens dictirend im Zimmer auf und ab, während sein Secretair mit Schnelligkeit nachzuschreiben suchte, was diesem colossalen Geiste spielend entsprudelte, als er plötzlich vor dem Schreibenden stehen blieb, ihm auf die Schulter klopfte und freundlich sagte:

„Es ist eigentlich Unrecht, lieber Kräuter, daß ich so gut wie gar nicht mehr hinausgehe. Das Wetter ist heute so schön, wir wollen hinaus wandern und draußen ein Stück weiter arbeiten.“

Damit gab er dem Secretair allerlei Bücher und Papiere und Beide machten sich auf den Weg, um durch den

grünenden, blühenden Park in den Garten am Stern zu gehen.

Der fast achtzigjährige Göthe im langen blauen Oberrocke, eine blaue Mütze auf dem Haupte, die Hände auf den Rücken gelegt und an jenem Tage wieder einmal heiter gestimmt, schritt gar stattlich einher, als auf dem breiten Wege des Parks ihnen ein alter Bauer begegnete, der in seiner mit vielen Knöpfen besetzten Weste, dem langen Rocke und Dreimaster und dem lang aus der Hand hervorstehenden Wanderstabe auf die Beiden zukam.

Als der Mann Göthe's stattliche, hoch aufgerichtete Greisengestalt erblickte, stugte er, blieb mitten im Wege stehen, stemmte den Stock auf die Erde, legte beide Hände und das Kinn darauf und betrachtete sich in dieser wunderlichen Stellung den herannahenden Göthe so starr und bezaubert, daß Dieser und sein Begleiter sich trennen und Jeder seitwärts gehen mußte, weil der Alte sich nicht aus seiner Stellung bewegte.

„He da!“ rief gleich darauf der Bauer den ersten Vorübergehenden an, „kennt he mir nit sage, ob dort der grüße dicke Mann unser Grußherzog ist?“

„Nein,“ erwiderte lachend der Angerufene, „aber es ist der Mann, der nach dem Großherzoge die meiste Achtung im Lande genießt — es ist der Geheimrath von Göthe.“

„Geth=he! hab' ich mein Lebtag nix von ihm gehört, 'n gewaltiger Mann mößt he sin. O, wenn Der Schulz in unserm Dorfe werden wollt', det wär der rechte Mann dazu.“

Und leise vor sich hinbrummend, ging er weiter, der nahen Stadt zu.

Das Jahr verging für Göthe unter stetem Arbeiten in den verschiedensten Fächern des Wissens und der Kunst, um dem folgenden Platz zu machen, das ein verhängnißvolles für den greisen Dichter werden sollte.

Am 14. Februar 1830 starb die bis an ihr Ende Formen-

strenge Herzogin Luise, nachdem sie ihren Gemahl nur einundzwanzig Monate überlebt hatte.

Göthe vernahm ihren Tod mit stoischer Ruhe. — „Sie war ein großes Herz, ein edles Weib,“ sagte er zu Kräuter, „und die Letzte aus einer schönen Zeit, die ich zu überleben hatte. Jetzt kommt die Reihe zunächst an mich.“

„Das verhüte Gott noch recht lange,“ rief Kräuter. „Ihre Constitution ist vortrefflich, Ihre Kräfte sind ungeschwächt, Sie werden das hundertste Jahr erreichen und bis an Ihr Ende vom Glücke begleitet bleiben.“

„Vom Glücke!“ wiederholte Göthe und schüttelte wehmüthig den Kopf. „Das Glück, lieber Kräuter, gleicht einer vornehmen Dame, die nur ihre Liebhaber begünstigt, aber ohne Barmherzigkeit gegen alle Andere ist. Ja, einst war auch ich von der Dame Fortuna begünstigt, aber ich habe längst aufgehört zu ihren Günstlingen zu gehören. Nun, sie ist ein Frauenzimmer, und Frauenzimmer machen sich nun einmal Nichts aus alten Liebhabern, die sie stets durch Neue zu ersetzen suchen.“

Und er hatte nicht Unrecht; dieser Mann, der im Außern so glücklich schien, dessen Inneres aber an einer geheimen Wunde blutete, die ihm der Gemüthszustand seines einzigen Sohnes verursachte.

August, von dem wir seit seiner Vermählung Wenig mehr berichtet haben, war ein in sich zerfallener Mensch. Mit Ehren und Glücksgütern überhäuft, in einer Stellung, um die ihn Viele beneideten, im Besitze einer Gattin, die er aus freier Wahl erkoren, die er liebte, so sehr sein armes zermartertes Herz nach Herminens Verluste noch zu lieben vermochte, umgeben von liebenswürdigen Kindern, an denen seine Seele hing, war er dennoch nicht glücklich und suchte im burschikosen Umgange, in lärmender Freude, im schäumenden Becher Bestäubung eines Schmerzes, den weder die Zeit noch die Vernunft zu bewältigen vermochte.

Dieser zerfahrene, mit sich selbst uneinige Mensch, wie Holtei in seinen vierzig Jahren ihn nennt, trat jeden Morgen an das Bett seines Vaters und beichtete ihm seine Handlungen und Gedanken, aber leider vermochte der Beichtiger mit allen seinen Ermahnungen ihm keine Ruhe in das tiefverwundete Herz zu flößen.

Da beschloß er eine Reise, als letztes Mittel, auf das Gemüth des Unglücklichen wirken zu lassen; neue Eindrücke sollten alte Bilder bei ihm in den Hintergrund drängen, und August's Sinn für Kunst und Wissenschaft, würde, so hoffte er, das Uebrige thun und der theure Sohn ihm nach längerer Abwesenheit umgewandelt zurückkehren.

August ging gern auf den Plan seines Vaters ein, und so wurde Italien als vorläufiges Reiseziel bestimmt.

Eines Morgens im März kam August zu Eckermann.

„Eckermann,“ hob er an, „es ist entschieden, daß ich nach Italien gehe; mein Vater hat mir die nöthigen Gelder bewilligt und wünscht daß Sie mich begleiten möchten. Sind Sie dazu geneigt?“

Ein heller Freudenschimmer ergoß sich über Eckermann's Wangen bei der Aussicht, daß ihm der längst gehegte Wunsch, Italien zu sehen, so unverhofft gewährt werden sollte. Er schlug in August's dargereichte Hand und rief freudig erregt: „Ich gehe mit.“

„Gut, so machen Sie Ihre Vorbereitungen. Längstens in einem Monate reisen wir. Ich gedenke über Wien zu gehen, um einen Aufenthalt von mehreren Wochen in der Kaiserstadt zu nehmen.“

Als Eckermann gegen Mittag an Göthe's Haus vorbei ging, stand der alte Herr am Fenster und winkte ihm. Eckermann, der gleich oben war, fand ihn sehr frisch und heiter aussehend. „Nun,“ rief er dem Eintretenden entgegen, „nun Sie haben sich entschlossen, meinen Sohn zu begleiten. Das

frent mich von Herzen. Diese Reise, die ich gar sehr billige, wird Euch Beiden gut sein, und Ihre Cultur in's Besondere wird sich nicht schlecht dabei befinden."

„Gewiß,“ versetzte Eckermann, „und ich kann Ihnen nicht genug danken, daß Sie, Herr Geheimerath, mir diese Reise ermöglichen.“

„Schon gut, schon gut! Sie dürfen sich jedoch andrerseits über den Erfolg keine allzugroßen Illusionen machen. Man kommt gewöhnlich zurück, wie man gegangen ist, ja man muß sich hüten, nicht mit Gedanken zurückzukommen, die später für unsere Zustände nicht passen. So brachte ich aus Italien den Begriff der schönen Treppen zurück und habe dadurch offenbar mein Haus verdorben, indem dadurch die Zimmer alle kleiner ausgefallen sind, als sie hätten sein sollen. Die Hauptsache ist, daß man lerne sich selbst zu beherrschen. Wollte ich mich ungehindert gehen lassen, so läge es wohl in mir, mich selbst und meine Umgebung zu Grunde zu richten. — Nun, richten Sie Alles ein, um bald reisefertig zu sein.“

Eckermann ordnete denn auch in möglichster Eile seine Angelegenheiten. Am 21. April nahm er Abschied von Göthe und empfand dabei eine gewisse Wehmuth, den Greis zu verlassen, allein ihn beruhigte der Gedanke an dessen feste Gesundheit und die zuversichtliche Hoffnung, ihn glücklich wieder zu sehen.

„Gott geleite Euch Beide,“ sagte Göthe, nachdem er seinem Sohne den letzten Abschiedskuß gegeben und Eckermann die Hand gedrückt hatte; „sei Einer der Hört des Andern und kommt mir wohlbehalten wieder. Eckermann,“ fügte er hinzu, demselben ein kleines, in Papier eingewickeltes Paket hinreichend „hier schenke ich Ihnen ein Stammbuch, in das ich Ihnen einige Worte zum Andenken geschrieben habe, und nun fort, fort.“

Sie eilten die Treppe hinunter. August, der sich bereits

von Frau und Kindern verabschiedet hatte, stieg in den harrenden Wagen. Eckermann sprang ihm nach, und kaum hatte er es sich auf den Polstern bequem gemacht, als er das Stammbuch aus der es umgebenden Hülle nahm, es aufschlug und auf dem ersten Blatte die Worte fand:

„Es geht vorüber, eh' ich's gewahr werde,
und verwandelt sich, eh' ich's merke.“

Stob.

Den Reisenden

Göthe.

Weimar den 21. April 1830.

Nachdem Göthe die ersten Briefe von seinem Sohne erhalten hatte, die höchst tröstlich und erfreulich waren, glaubte er um so gewisser an dessen Genesung, da sein Tagebuch von einem ungetrübten Blicke in Natur und Kunst zeigte. Sein Vaterherz beruhigte sich mehr und mehr, er sah mit Ruhe der Zukunft und den kommenden Dingen entgegen.

Indessen waren mehre Monate vergangen, und es hatte in deren Verlaufe eine große politische Umwälzung in Frankreich stattgefunden. Die Nachricht von der begangenen Julirevolution kam nach Weimar. Soret, ein junger Franzose, der Uebersetzer von Göthe's Metamorphose der Pflanzen, von dem unterstützt der alte Herr kürzlich eine Durchsicht seiner naturwissenschaftlichen Schriften vorgenommen, ging am Nachmittage zu ihm. Göthe rief ihm gleich beim Eintritte entgegen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruche gekommen, Alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren.“

„Eine furchtbare Geschichte,“ erwiderte Soret. „Aber was ließ sich bei den bekannten Zuständen und bei einem solchen Ministerium Anderes erwarten, als daß man mit der Vertreibung der bisherigen königlichen Familie endigen würde.“

„Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbestes,“ erwiderte Göthe. „Ich rede gar nicht von jenen Leuten, es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Academie zum öffentlichen Ausbruche gekommenen, so höchst bedeutenden Streite, zwischen Cuvier und St.-Hilaire über die Frage der Einheit der organischen Bildung im Thierreiche. Diese Frage, eine der wichtigsten und tiefstgehenden in der Biologie und der eigentlichen Grundlage der ganzen Entwicklungslehre, hatte ich schon seit vielen Jahren ganz in demselben Sinne behandelt, den jetzt Geoffroy-de-St.-Hilaire darlegt.“

Diese Aeußerung Göthe's in einem so höchst wichtigen Momente des politischen Lebens, der bedeutsam für ganz Europa, ja für die gesammte Welt war, kam Soret so unerwartet, daß er nicht wußte, was er sagen sollte und während einiger Minuten einen völligen Stillstand seiner Gedanken verspürte.

„Die Sache ist von der höchsten Bedeutung,“ hob Göthe wieder an, „und Sie können sich keinen Begriff machen, was ich bei der Nachricht von der Sitzung des neunzehnten Juli empfinde. Wir haben jetzt an Geoffroy-de-St.-Hilaire einen mächtigen Allirten auf die Dauer. Ich sehe aber zugleich daraus, wie groß die Theilnahme der französischen wissenschaftlichen Welt an dieser Angelegenheit sein muß, indem trotz der furchtbaren politischen Aufregung, die Sitzung des neunzehnten Juli dennoch bei einem gefüllten Hause stattfand. Das Beste aber ist, daß die von Geoffroy eingeführte synthetische Behandlungsweise der Natur jetzt nicht mehr rückgängig zu machen ist.“

„Sie sind also wirklich der Ansicht“ begann Soret, der noch immer nicht recht bei der Sache war, und hielt dann zaghaft wieder ein.

„Ja,“ versetzte Göthe, „denn die Angelegenheit ist durch

die Discussionen in der Academie, und zwar in Gegenwart eines großen Publicums, jetzt öffentlich geworden; sie läßt sich nicht mehr an geheime Ausschüsse verweisen und bei geschlossenen Thüren abthun und unterdrücken. Von nun an wird auch in Frankreich bei der Naturforschung der Geist herrschen und über die Materie Herr sein."

„Ja, allerdings! Allerdings!“ rief der ganz von Politik erfüllte junge Franzose, um nur Etwas zu sagen.

„Man wird Blicke in große Schöpfungsmaxime thun,“ sprach Göthe weiter, „in die geheimnißvolle Werkstätte Gottes. Was ist auch im Grunde aller Verkehr mit der Natur, wenn wir auf analytischem Wege blos mit einzelnen materiellen Theilen uns zu schaffen machen und nicht das Athmen des Geistes empfinden, der jedem Theile die Richtung vorschreibt und jede Abschweifung durch ein innewohnendes Gesetz bündigt oder sanctionirt. Ich habe mich seit fünfzig Jahren in dieser großen Angelegenheit abgemüht, anfänglich einsam, dann unterstützt, und zuletzt zu meiner großen Freude überragt durch verwandte Geister.“

Soret versuchte jetzt wieder auf die politische Bahn einzulenken, aber Göthe schnitt ihm gleich die Rede ab mit den Worten: „Lassen wir die Politik bei Seite, lieber junger Freund, und bleiben wir in der von mir eingeschlagenen Richtung. Ich will nehmlich eine Abhandlung über die Sache schreiben und habe mir die Hauptgedanken dazu bereits notirt. Wenn Sie wollen, so können wir meinen Entwurf ein Wenig durchgehen.“

Aber dazu war Soret nicht aufgelegt, und so sagte er denn frei heraus, daß sein Kopf von den neuesten Ereignissen der Zeit zu sehr eingenommen sei, um sich mit wissenschaftlichen Dingen beschäftigen zu können. Bald darauf entfernte er sich.

„Das fluthet, Das tobt und schäumt in dem jungen

Brausekopfe!“ rief Göthe, ihm nachsehend, aus. „Muß ruhiger werden, muß sich erst abklären, wenn er der Wissenschaft nützen will.“

Er griff zur Feder und begann rüstig an seiner Abhandlung zu schreiben, die denn auch bei ihrer Veröffentlichung großen Ruhm erlangte.

1830.

Auf der Reise.

Unsere Reisenden waren indessen der besten Hoffnung voll, in Wien angekommen, und selbst August, bei dem die Blumen der Jugend bereits die Häupter geneigt hatten, obgleich er noch weit von dem Alter entfernt war, erwartete für seinen innern Menschen den besten Erfolg von dieser Reise, denn er vermochte sein Schicksal zu beurtheilen, vermochte zu sehen, was es in der Gegenwart war, was es in der Zukunft sein könnte. Er war entschlossen, sich jene moralische Kraft, jene Stärke der Seele und des Willens zu erringen, die manches Hinderniß zu überwinden vermag und uns früher oder später über die Angriffe des Schicksals stellt, und so gedachte er als ein Anderer, als der er gegangen war, in die Heimath zurückzukehren.

Gleich an dem Morgen nach ihrer Ankunft schlenderten August und Eckermann Arm in Arm durch die Straßen Wiens, um, da sie einen längern Aufenthalt hier nehmen wollten, sich eine Wohnung in einem bürgerlichen Hause zu miethen. Es belustigte sie ungemein die gemalten Schilder an den Häusern zu betrachten. So blieben sie lachend vor einem Hebammen-schilde stehen, worauf die Wöchnerin im Staatsbette liegend,

abconterfeit war; an ihrer Seite befand sich eine Gevatterin, und an einem Nebentische wickelte die Amme den neuen Weltbürger. Gleich in der nächsten Straße fanden sie wieder ein Hebammenschild, auf dem man Jesulein in der Krippe auf der einen, und auf der andern Seite den Mil sah, aus dem die Tochter Pharaonis den kleinen, in einem Binsenkörbchen liegenden Moses fischte. — Etwas weiter hatte ein Perrückenmacher auf seinem Schilde den an seinen Haaren an einem Baume hängenden Absalon abbilden lassen mit der Unterschrift: „So geht's, wenn man sich die Haare nicht schneiden läßt oder keine Perrücke trägt. — Dazwischen waren sie in alle ibnen zusagende Häuser gegangen, an welchen ausgehängte Zettel besagten, daß ein Logis zu vermietthen sei, und als sie auf der Jägerzeile eine passende Wohnung gefunden, zogen sie noch an demselben Tage ein.

Ihr Hausherr handelte mit Dürrgemüßen und dürrem Obste; er war eine lange hagere Gestalt, der einem Maler als Modell zu einem Don Quichotte hätte dienen können, seine Frau dagegen war so dick und rund wie eine Tonne — er war ganz Haut und Knochen, sie war ganz Fleisch und Speck.

Als August und Eckermann am folgenden Morgen Cigarren rauchend, an dem nach dem Hofraume gehenden Fenster ihrer Schlafstube lagen und dem lebhaften Treiben der Hühner und Tauben zusahen, hörten sie die Hausfrau aus einem Fenster des untern Geschosses dem an dem Brunnen beschäftigten Hausmädchen zurufen:

„Du, Lisett', was sagst dazu, daß mein Mann vor'm Spiegel steht und die besten Kleider anzieht, als wollt' er zur Kirchen oder zum Tanz gehen? O Gott, i möcht' desperat werden, der Mann wird mir aus Hochmuth sicher noch nährisch.“

„Sorgens Ihnen nit, Ew. Gnaden,“ tröstete die Magd, „der Herr is viel zu dumm, um nährisch zu werden, der bleibt sein Lebenlang gescheidt.“

„Ein logischer Schluß,“ rief August und lachte herzlich. Gleich darauf klopfte es an und die lange Gestalt des Hausherrn schob sich zur Thür herein.

„I bitt' gar schön, meine Herrn,“ hob er an, „Sie müssen halt a kleins Gangl auf die Polizei mit mir machen.“

„Auf die Polizei,“ rief August. „Und warum Das, wenn man fragen darf?“

„Es is halt nur a Förmlichkeit, aber Sie müssen sich ausweisen, ob Sie auch das nöthige Geld haben, um hier leben zu können. Wenn Sie's nit hab'n, darf i Ihnen nit im Quartier behalten und Sie müssen gleich wieder zum Städtli hinaus.“

„Ei,“ rief Eckermann, „Wien scheint keine Gastfreundliche Stadt gegen Fremde zu sein.“

„Was, die Wiener nit Gastfreundlich,“ rief der Wirth voll beleidigten Stolzes, „warten's nur, wenn's erst hier bekannt sein, dann werden's förmli überhäuft mit Einladungen und vollgestopft werden's mit Essen und Trinken bis an'n Hals hinauf, daß Sie nit mehr schnaufen können — aber Geld müssen bei uns die Fremden aufweisen, Lumpen dürfen's keine sein, die hab'n wir schon selber genug. Doch jetzt kommen's und gängn's mit, sonst komm' i in Straf', und Händl mit der Polizei will i keine hab'n.“

„Nun, wenn es sein muß, so müssen wir uns fügen,“ sagte August, steckte seine Briestafche zu sich und verließ, von Eckermann begleitet, mit dem Wirth das Haus.

Auf der Polizei mußten sie warten, bis Andere, die vor ihnen gekommen, abgefertigt waren. Als die Reihe an sie kam, sah der Polizeicommissair August, der ihm zunächst stand, durch seine Brille durchdringend an und schnaubte ihn dann barsch an mit den Worten: „Was schaffen's?“

Auf Eckermann deutend, erwiderte der Gefragte: „Wir Beide sind Fremde und wünschen uns eine Zeit lang hier aufzuhalten.“

„Wie lange?“

„Drei bis vier Wochen, je nachdem es uns gefällt.“

„Gefall'n wird's Ihnen schon, aber gebu's mir Ihre Pässe — und habn's denn auch die nöthigen Mittel der Subsistenz?“

August öffnete seine Briestafche und legte dem Beamten die Pässe nebst mehren Creditbriefen, Wechsel und Banknoten vor.

Der Beamte gab ihm die Werthpapiere mit einem befriedigten Kopfnicken zurück, entfaltete die Pässe, und als er sie gelesen hatte, rief er: „Göthe heißn's? Göthe! Göthe! Göthe! Warten's ein Mal, hab' i denn nit den Namen schon unter bedenklichen Umständen g'hört?“

„Nein, mein Herr,“ rief der vortretende Eckermann, „wohl aber können Sie den Namen unter sehr rühmlichen Umständen gehört haben, denn dieser Herr ist der Sohn des berühmten Dichters Göthe.“

„Was, der Sohn eines Dichters san's?“ schnaubte der Beamte August an. „Jetzt muß i schon frag'n, wo habn's das viele Geld her? Das kommt mir sehr bedenklich vor, Dichter sind in der Regel Hungerleider.“

„Hier aber ist der Fall ein anderer,“ rief Eckermann geärgert, „denn der Vater dieses Herrn ist nicht nur ein sehr berühmter Dichter, sondern er ist zugleich auch Staatsminister Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar.“

„Was, a Dichter soll a Staatsminister sein? Das is mir erst recht bedenklich — so was is in unserm Land noch nit erlebt word'n.“

„Mein Herr,“ rief nun August ziemlich ungeduldig, „finden Sie etwa, daß unsere Papiere nicht in Ordnung sind?“

„Die sind schon in Richtigkeit, dageg'n läßt sich Nichts sagen.“

„So werden wir uns also entfernen können?“

„Das geht nit so g'schwind. Haben's Ihren Bestands-Verlaffer mitg'bracht?“

„Unsern Verstandes-Verlassenen?“ rief August in dem größten Erstaunen.

„Was verstehen Sie unter unserm Verstandes-Verlassenen?“ fragte Eckermann mit Befremden.

„Man schaut, Ew. Gnaden, daß die Herren ka Deutsch verstehen,“ wandte sich der bisher von seinen Vordermännern verdeckte Hauseigenthümer nun an den Beamten — „aber sie werden's schon noch lernen, wenn's a Weil bei uns bleib'n. Die Herren wohnen in der Miethe bei mir, i bin ihr Haus-herr, folglich ihr Bestands-Verlaffer.“

„Und wie heißen's?“

„Gabriel Maternus Beiderbein, bürgerlich ansäßiger dürrer Gemüs- und Obsthändler auf der Jägerzell — im grauen Eckhaus zum springenden Bock genannt, d'ran der Laternenpfahl steht.“

„Wollen's für die Fremden bürgen?“

„A wohl, will i Das, wohnen seit gestern bei mir und i kann ihnen nur das beste Lob ertheilen.“

„Gut, gut,“ rief der Beamte, „wir woll'n Ihre Bürgschaft annehmen,“ und sich wieder an August wendend, setzte er hinzu: „Was wollen's denn so lang hier machen?“

„Essen, trinken, schlafen, die Merkwürdigkeiten besehen wollen wir, und uns amüsiren, so gut wir können.“

„So, so! Na, wenn's ka and're Absicht hab'n, dann is schon gut. Wie heißt denn Ihr Fürst mit dem Taufnamen?“

„Friedrich Karl.“

„Sie hab'n halt a recht marquante Physiognomie. Na, gängens und führ'ns sich gut auf — man wird a wachames Aug' auf Sie hab'n.“

Als sie, das Bureau verlassend, auf die Straße gekommen waren, sah sich ihr Hauswirth vorsichtig um, und bemerkend,

daß Niemand Verdächtiges in der Nähe war, sagte er halblaut zu seinen Begleitern:

„Jetzt könnens Ihnen halt in Acht nehmen, der wird alle seine Spizerln nach Ihnen aussenden.“

„Spizerl! Was sind Spizerl?“ fragte August.

„Spize pflegt man die Bommerhunde zu nennen,“ bemerkte Eckermann.

„Da schaut man wieder, daß der Herr ka Deutsch versteht,“ rief eifrig der Hauswirth. „Spizerl sind Aufpaffer, die Sie auf Tritt und Schritt verfolgen werden, aber wir wollen sie schon in die Irre führen.“

Jetzt erkundigte sich August bei dem geschwätzigen Manne nach den Hauptmerkwürdigkeiten Wiens, die zu besuchen wären.

„Ja,“ sagte er, „weil's so weit her sind, so müssen's schon Alles schauen, die Kirchen, den Stephansthurm, die Gruft bei den Capuzinern, das Museum, den Stoß im Eisen, die Spinnerin am Kreuz, und vor allen Dingen die Bergnügungsorte, denn die sind allemal die Hauptsach. Da hab'n wir die Mehlgrubn, beim Sperl, beim Mondschein, im grünen Thor, die neue Welt, den schwarzen Bock, der auch der Schneider in Trauer heißt, der Augarten, die Seufzerallee, den Prater, und wenn's den Herrn g'fällig is, so woll'n wir gleich a Fahrt in den Prater machen, wo mir die Herrn die Ehre erzeigen werd'n, a Würstel mit Kreen mit mir zu verspeisen.“

Die Einladung des treuherzigen, dünnen Gemüs- und Obsthändlers, wie er sich selbst zu nennen pflegte, wurde angenommen, und man beschloß einen Fiaker zu nehmen, um den Weg abzukürzen. Darauf zuschreitend, sagte der Hauseigenthümer warnend: „Nehmen's Ihnen vor den Fiakern in Acht, meine Herrn, das sind allemal Schlaufel, die die Fremden gern über die Ohren hau'n. Stellen's Ihnen vor, was mir neulich passirt ist.“

„Nun, was ist Ihnen denn passirt?“ erkundigte sich Eckermann.

„Geh' i neulich auf so'n dalketen Menschen los, um mit meiner wampeten Frau nach Hiezing zu fahr'n. Betrachtet Der die Frau von allen Seiten und sagt dann lachend: Euer Gnaden fahr'n wir auf a Mal oder auf zwa Mal? — Versteht sich auf a Mal, sagt mei Leni. — Ja, dann müssen's aber doppelt zahl'n, spricht er feck, denn sonst gehn meine Pferd' zu Schanden. — Und stellen's Ihnen vor, i mußt' ihm den Will'n thun, und da wollt' er erst noch für das Berreckerl bezahl hab'n, das meine Frau mitgenommen hatte.“

„Berreckerl! Was ist denn Das für ein Ding?“ rief August lachend.

„I sag's ja halt immer, daß Sie ka Deutsch verstehen,“ sagte der Wirth ganz verwundert. „Wissen's denn nit, daß a Berreckerl a Schoßhunderl is?“

Der Prater wurde lachend erreicht und die Gesellschaft des Lebenslustigen Wieners gefiel den Reisenden so gut, daß sie ihn fast auf allen ihren Ausflügen mitnahmen. Bald aber bemerkend, daß sie wirklich von Spähern umstellt waren, wurde ihnen der Aufenthalt in Oesterreich's Hauptstadt verleidet. August gab den Gedanken auf, über Triest nach Italien zu gehen, verließ schon nach drei Tagen Wien, um umzukehren, und den ursprünglichen Reiseplan seines Vaters befolgend, durch die Schweiz in die Lombardei zu dringen, die sie denn auch, von dem schönsten Wetter begünstigt, erreichten.

Es war nicht zu verkennen, daß die fruchtreichen Felder dieses Länderstrichs, seine bewunderungswürdigen Seen, seine Thäler und Berge, die August mit frohem Antheil besuchte und beschaute, einen offenbar guten Einfluß auf sein Gemüth ausübten. Eben so verfehlt der Anblick des Doms in Mailand, der andern Kirchen, und besonders der reichhaltigen Kunstschätze, seine Wirkung nicht auf ihn. Von Mailand begab er sich mit seinem Begleiter in sehr gehobener Stimmung nach Benedig, wo alles Merkwürdige ihre Aufmerksamkeit fesselte;

dann kehrten sie nach Mailand zurück, wo noch manches Interessante nachträglich zu beschauen war.

Aber schon unterwegs fühlte sich Eckermann unwohl. Kaum hatten sie sich in dem Hotel Reichmann einquartirt, als er von einem heftigen Fieber befallen wurde und längere Zeit darnieder liegen blieb, ohne Neigung zu der geringsten Nahrung zu haben. Der herbeigerufene Arzt erklärte, nachdem er ihn einige Tage beobachtet hatte, daß seine Krankheit eine Folge des südlichen Klima's sei, welches er nicht vertragen könne, und rieth entschieden zur Heimkehr.

August trat eines Morgens an das Bett des Kranken. „Nun, Eckermann, wie gehts? Wie fühlen Sie sich heute?“ fragte er mit Antheil.

„Matt und schwach, die Glieder sind mir schwer wie Blei, und außer den körperlichen Leiden, geht mir auch Etwas im Kopfe herum, das mir das Gemüth bedrückt.“

„Was ist es? Darf man es wissen?“

„Warum nicht, da es kein Geheimniß ist. Ich habe nehmlich, seit ich das Glück habe, mit dem Herrn Geheimerathe zu verkehren, alle Gespräche, die ich mit demselben führte, sorgfältig aufgeschrieben. Dieses Manuscript habe ich bei meiner Abreise nicht mit meinen andern Schriften in meinen Koffer gepackt, sondern es meinem Freunde Soret zur Aufbewahrung anvertraut, mit dem Ersuchen, im Falle mir auf der Reise ein Unfall zustieße und ich nicht zurückkäme, es in die Hände Sr. Excellenz zu geben.“

„Nun,“ sagte August lachend, „ich will nicht hoffen, daß Sie des Glaubens sind, daß Sie dem Ende Ihrer Tage nahe stehen.“

„Das weniger,“ versetzte Eckermann zagend, „aber —“

„So fürchten Sie, daß Ihr Depositum in Soret's Händen nicht wohl aufbewahrt sei?“

„Auch Das nicht, aber es fiel mir ein, daß dieses Ma-

manuscript sich nicht in einem so klaren, abgeschlossenen Zustande befindet, um davon entschieden Gebrauch machen zu können. Es trat mir vor Augen, daß es häufig nur mit Bleistift geschrieben ist, daß manche Stellen undeutlich ausgedrückt sind, Manches nur angedeutet ist und die letzte Hand noch daran gelegt werden muß. So erwachte ein dringendes Verlangen nach diesen Papieren in mir."

"Nun, diese Sehnsucht kann gestillt werden; wir können das Manuscript ja kommen lassen und Sie können es in Italien vollenden."

Eckermann schüttelte den Kopf. „Unter diesem Himmelsstriche kann ich nicht arbeiten. Die Hitze wirkt lähmend auf meine Nerven und mein Gehirn; die Freude, Rom und Neapel zu sehen, verschwindet vor der Sehnsucht, nach Deutschland zurückzukehren. Hier, ich fühle es, hier muß ich zu Grunde gehen; und wenn jenes Manuscript unvollendet bliebe, so wäre Das, in Bezug auf Ihrem Herrn Vater, ein Verlust für die Welt."

"Sie erschrecken mich, Freund!" rief August mit Besorgniß; „jedoch scheint mir Ihr Uebel weniger eine Gefahrdrohende Krankheit, als ganz einfach das Heimweh zu sein. Ich will mit Ihrem Arzte reden, und wenn er Ihre Heimkehr für unerläßlich erachtet, so werde ich derselben kein Hinderniß in den Weg legen."

Kaum hatte August ausgeredet, als der Arzt erschien. August stellte die nöthigen Fragen, worauf Dieser erwiderte: „Ich kann nur wiederholen, Signor, was ich gleich in den ersten Tagen sagte: Unser Klima ist diesem Herrn nicht zuträglich; sein Uebel wird gehoben werden, sobald er in eine kühlere Gegend kommt; wenn Sie ihn aber in dieser Hitze weiter mit sich schleppen, so kann sein Zustand, der jetzt nur bedenklich ist, gefährlich werden."

"Ich beabsichtige, von hier nach Genua zu gehen," sagte

August, „meinen Sie nicht, daß die dortige Seeluft heilsam auf den Kranken wirken wird?“

Der Arzt zuckte die Achseln. „Machen Sie den Versuch,“ sagte er; „es ist möglich, daß die Dünste des Meeres und die abwechselnden Winde seine angespannten Nerven stärken, allein ich möchte es bezweifeln, da bei dem Patienten nicht nur der Körper, sondern auch das Gemüth zu leiden scheint. Die Heimath wird für ihn doch das beste Heilmittel sein.“

Der Arzt gab seine Verordnungen für den Tag und entfernte sich sodann. Als er fort war, wurde beschlossen, daß Eckermann noch Genua versuchen, und wenn dort keine Besserung einträte, nach Deutschland zurückkehren sollte.

Die Reise dahin wurde in Rücksicht auf den Kranken, mit der größten Vorsicht zurückgelegt, da er sich aber dort nicht behaglicher fand, so wurde seine Rückreise festgesetzt. Da traf eines Morgens ein Brief von Göthe ein, worin er aussprach, daß im Falle Eckermann etwa Neigung hätte zurückzukehren, er ihm willkommen sein sollte.

Nachdem er ihn gelesen, reichte August den Brief seinem Begleiter hin. „Da lesen Sie,“ rief er lachend. „Ist es doch, als ob mein Vater in der Ferne empfinde, wie es un-gefähr hier mit uns stehen möchte.“

Nachdem Eckermann Einsicht von dem Schreiben genommen, rief er: „Wir müssen seinen Scharfblick verehren und uns freuen, daß er jenseits der Alpen seine Zustimmung zu einer Angelegenheit gegeben, die wir hier unter uns ausgemacht haben.“

In Genua war August mit Herrn Sterling, einem alten Freunde seines Vaters, zusammengetroffen, der Göthe's Verhältniß mit Lord Byron vermittelt hatte und bereit war, jetzt den Sohn auf seiner Reise eine Strecke weit zu begleiten.

Sonntags am 25. Juli, Morgens um fünf Uhr, umarmten

sich August und Eckermann auf der Straße zum Lebewohl. Vor dem Hause standen zwei Wagen: der Eine, um an der Küste hinauf nach Livorno zu gehen, der Andere über das Gebirge nach Turin bereit, in welchem sich Eckermann zu andern Gefährten setzte. So fuhren sie auseinander in entgegengesetzten Richtungen, Beide gerührt und mit den treuesten Wünschen für ihr wechselseitiges Wohl.

Der Wagen, der August und seinen Begleiter trug, fiel durch eine Ungeschicklichkeit des betrunkenen Betturino's, zwischen Genua und Spezzia um, bei welchem Falle August sich das Schlüsselbein zerbrach, wodurch er vier Wochen lang unter großen Schmerzen an das Bett gefesselt wurde. Doch — nicht genug mit diesem Unheile, gesellte sich auch noch eine Hautkrankheit dazu, die ihm bei der großen Hitze ungeheuer beschwerlich fiel. Er ertrug jedoch Alles mit männlichem, gutem Humor, setzte sogar seine Tagebücher fort und verließ Spezzia nicht eher, als bis er sich in der Umgegend vollkommen umgesehen und sogar das Quarantainegebäude besucht hatte. Einen kurzen Aufenthalt in Carrara und einen längern in Florenz benutzte er Meisterhaft, durchaus mit Folgerechter Aufmerksamkeit, und das von ihm geschriebene Tagebuch hätte Andern zum Wegweiser dienen können.

Von Livorno reiste er mit dem Dampfschiffe ab und landete nach einem ausgestandenen bedenklichen Sturme, an einem Festtage, an der herrlichen Küste von Neapel. Er nahm seine Wohnung in der Toledostraße und erhielt bald, nachdem er seine Ankunft gemeldet hatte, den Besuch des wackern Künstlers Zahn, der bei seinem Aufenthalte in Deutschland in Göthe's Hause die freundlichste Aufnahme gefunden hatte. Dieser vorzügliche Mann kam ihm äußerst freundlich entgegen und legitimirte sich vollkommen als ein erwünschter Führer und Beistand bei ihm.

Bald aber stellte sich auch bei August, in Folge des süd-

lichen Clima's, eine krankhafte Ueberreizung der Nerven ein; in Allem, was er that, war eine Fieberhafte Exaltation nicht zu verkennen, selbst in den Briefen an seinen Vater offenbarte sich eine Hast, die Diesem auffiel, obgleich er sich in Absicht auf sorgfältiges Bemerken und Niederschreiben ziemlich gleich blieb. In Pompeji ward er gleichsam einheimisch. Seine Gefühle, Bemerkungen und Handlungen in jener Stadt waren heiter, ja lustig und lebendig.

Bald aber trieb es den Rastlosen weiter; mit dem Todesfeine im Herzen unternahm er eine Schnellfahrt nach Rom, welche seine bereits sehr aufgeregte Natur eben nicht zu besänftigen vermochte, doch that die liebevolle Aufnahme, die er bei den dortigen deutschen Männern und bedeutenden Künstlern fand, seinem Herzen unendlich wohl, obschon er sie nur in Fieberhafter Hast genießen konnte.

1830.

Ein Künstler-Atelier.

In der Via delle Colonnate zu Rom durchstreichen wir in einem ansehnlichen Hause eine Reihe von hohen, hellen, lustigen Gemächern, in denen es eben nicht Pomphast aussieht; der Bewohner derselben scheint den Eitelkeiten der Welt nicht zu huldigen, denn in dem Schlafgemache finden wir, außer einem sehr reinlichen, mit Vorhängen versehenen Bette, nur das allerunentbehrlichste Hausgeräthe von grobem Holze. In einer Ecke steht ein großer Schrank zum Aufbewahren der Kleider und der Wäsche; an den Wänden sind Repositoren angebracht, die von unten bis oben an die Decke mit Gypsmodellen bestellt sind. Einige andere Zimmer enthalten Marmorstatuen, Basreliefs und Gemälde, die der in diesen Räumen waltende Mann jungen Künstlern abgekauft hatte — auch fand man die Gypsexemplare aller seiner eigenen Arbeiten, deren nicht wenige waren und die die edelste Zierde dieser ärmlichen Wohnung ausmachten, in der sämtliche Fußböden mit Bruchstücken von Sculpturen, Marmorstücken, Gyps- und Thonhaufen bedeckt waren, so daß man kaum einen Weg hindurch in das Größte der Gemächer finden konnte, in welchem sich der Eigner dieser Räume, einer der größten Künstler, von denen die neuere Kunst-

geschichte weiß, der, wenig auf Aeußerlichkeit haltend, in unvergänglicher Jugendfrische nur seiner Bestimmung lebte, aufhielt. *)

Dieses Zimmer zeichnete sich von den übrigen Gemächern dadurch aus, daß es ein altmodisches, mit verblühenem, hie und da zerrissenem Zeuge überzogenes Sopha, nebst einigen zerbrochenen Stühlen und sonstige schadhafte Möbel enthielt — es war das Brunkgemach, welches dem Künstler zugleich als Hauswerkstätte diente.

Er hatte an jenem Morgen seit Tagesanbruche den Modellirstab fleißig über eine große Thonmasse gleiten lassen, wobei ihm ein noch sehr junger Schüler, den er besonders liebte, helfend zur Hand ging, und so entstand unter seinen Händen ein Gebilde, das ein großes Kunstwerk zu werden versprach, wie Alles, was der erhabene Meister schuf. Der Schüler sang zuweilen ein fröhliches Lied, bald in italienischer, bald in deutscher Sprache, denn der Meister liebte es, seine Gestalten bei dem Klange einer metallreichen Stimme zu formen, er behauptete, die Arbeit gehe dann noch einmal so flink von der Hand.

Jetzt kam ein alter Diener mit einem Korbe, aus dem er nacheinander ein Weißbrod, eine Salamiwurst, frische Butter, schwarze Kettige, einen Teller mit auserlesenem Obste nebst einem Topfe voll süßer Milch nahm und damit einen Tisch von Tannenholz bestellte.

Der Meister legte den Modellirstab hin.

„Komm, Robert, laß uns jetzt ein halbes Stündchen der Ruhe pflegen und unser einfaches Frühstück einnehmen.“

„Mit tausend Freuden, Meister!“ rief der Schüler, indem er einen Klumpen Thon aus seiner Hand in ein mit Wasser gefülltes Gefäß fallen ließ, daß die Feuchtigkeit weit umher-

*) Siehe einen Aufsatz von Robert Springer in dem Berliner illustrierten Hauschatz.

sprikte und eine schöne weiße Kage, dadurch auf unangenehme Weise in ihrer behaglichen Ruhe gestört, ihm zischend zwischen den Beinen durchfuhr. — „Nimm's nicht übel, Melie,“ rief er lachend der Kage nach, „ich habe Dich nur aus Versehen getauft und zu einer christlichen Kage gemacht, die nun heilig gesprochen werden kann.“ — Dann sich an den Meister wendend, setzte er hinzu: „Mein Magen hat schon lange gekuurt, Meister! ich kann nicht, wie Ihr, zehn Stunden hintereinander arbeiten, ohne Etwas zu genießen, und dann sieht man Euch erst keine Abspannung an. Möchte wissen, wie Ihr Das fertig bringt.“

„Dabei ist das Alter mein Bundesgenosse, das uns das Blut ruhiger macht und den Appetit vermindert,“ lächelte der Meister, indem er den alten grauseidenen Morgenrock fest über den nachlässig sitzenden Unterkleidern zusammenzog und das schwarzsammtne Käppchen zurecht rückte, welches ihm auf dem großen Löwenhaupte saß, das von weißen Locken, wie von einer silbernen Mähne umflossen war. Er war ein schöner Greis, dessen Antlitz eine wunderbare Mischung von Kraft, Genialität, kindlicher Einfalt, Gradheit und Milde darbot. Wer diesen Mann sah, mußte ihn lieb gewinnen.

Er hatte indessen einen Stuhl, der nicht allzufest auf den Beinen stand, an den Tisch gezogen. Der Schüler hatte sich ihm gegenüber auf einen Schemel gesetzt. Allsobald kam die Kage schnurrend herbei und sprang auf die Kniee des Meisters; auch ein großer schöner Hund, der bisher in einem Winkel gelegen, näherte sich und setzte sich vor den Herrn.

Während der Schüler kräftig in die einfache Kost einhieb, versorgte der Meister mehr die beiden Thiere, als sich selbst; er gab bald der Kage, bald dem Hunde ein Stückchen Salami oder eine Butterschnitte und füllte einen Napf mit Milch, aus dem er sie beide trinken ließ.

„He, Leverino,“ rief der Schüler und warf dem Hunde

einen Wurstzipfel zu, der begierig danach haschte, „Du solltest eigentlich mit lauter Hühnerfleisch gefüttert werden, denn Du bist der Liebling des großen Bertel Thorwaldsen, den er eigenhändig, wie eine erste Liebe, in Marmor gemeißelt hat, und wem der solche Ehre erzeigt, der lebt für die Ewigkeit, mithin ist Teverino unsterblich.“

„Schwaß keinen Unsinn, Knabe,“ lächelte der Meister, „und denke lieber darauf, wie auch Du dereinst durch große Werke unsterblich werden mögest.“

„Ach, Vater Bertel,“ rief Robert mit Innigkeit, „ich wüßte wohl, wie ich Das bewerkstelligen könnte, wenn Ihr mir dazu behülflich sein wölltet.“

„Nun, laß hören.“

„Wenn ich dereinst etwas Rechtes bei Euch gelernt haben werde, dann laßt mich Eure Bildsäule modelliren. Wer den Thorwaldsen in Stein haut auf würdige Weise, dessen Name wird leben, so lange es Kunstkenner geben wird auf der Welt. Und daß es kein schlechtes Werk geben soll, Das laßt meine Sorge sein.“

„Nun, wenn Dein Künstlerruf an keine schwerere Bedingung geknüpft werden soll, so kann wohl Rath dazu werden,“ lächelte der Meister. „Sorge nur, daß Du bald vorwärts kommst.“

„Aber nicht so bescheiden, wie Ihr eben vor mir sitzt, möchte ich Euch darstellen,“ rief der Jüngling, „sondern mit der hochaufgerichteten Gestalt, mit dem flammenden Blicke, aus dem das Feuer des Genies strahlt, wenn Ihr über einen großen Entwurf nachsinnt und ausseht, wie ein würdiger Nachkomme des Königs Harald Hildetand, von dem Ihr Euer Geschlecht ableitet.“

„Knabe,“ rief der Bildhauer mit einem trüben Lächeln, „obgleich ich königlichen Ursprungs bin, so habe ich doch eine harte, an Entbehrungen reiche Jugend durchleben müssen. Mein

Vater Gottschalk arbeitete auf dem Holm; er war ein Bildhauer in Holz, der von jenen plumpen Bildern schnitzte, womit die Schiffsherren ihre Galionen zu verzieren pflegten. Des Morgens verließ ich, schlecht gekleidet, mit einem rothen Käppchen auf den ungekämmten blonden Haaren, die armselige Wohnung, die meine Aeltern in der reichen Stadt Kopenhagen inne hatten, um meinem Vater das Arbeitsgeräth nachzutragen. Bald half ich ihm Bilder schnitzen; er glaubte ein besonderes Talent in mir zu entdecken, und wußte mir durch einen Freund eine Stelle in der Academieschule der bildenden Künste zu verschaffen. Ich war fleißig, denn mein höchstes Ziel war, meiner Mutter ein Sorgenfreies Alter zu sichern, da mein leider dem Trunke sehr ergebener Vater bald nach meinem Eintritte in die Academie gestorben war. So erwarb ich mir die Goldmedaille nebst einem Reifestipendium nach Rom, und reiste heimlich ab, ohne der theuern Mutter Lebewohl zu sagen. Durch einen Freund ließ ich ihr eine Schachtel voll ersparten Geldes zustellen, aber sie war nicht zu bewegen, die Gabe anzunehmen; sie holte eine alte seidene Weste von mir aus dem Schranke, bedeckte sie mit heißen Küffen und bittern Thränen und klagte untröstlich, daß ihr lieber Bertel auf dem Meere umkommen sollte. Aber wie Du siehst, kam ich nicht um, sondern ich erwarb mir in Rom durch mein Bißchen Kunst einen Namen, der nicht ohne Achtung genannt wird."

„Sagt vielmehr,“ rief der Jüngling mit flammenden Augen, „sagt vielmehr, daß Ihr den Scepter der Kunst ausstreckt über alle Länder Europa's, daß Ihr der Stolz Dänemark's, die Freude der gesammten Kunstwelt seid.“

„Als ich nach dreiundzwanzig Jahren in die Heimath zurückkehrte,“ hob Thorwaldsen mit trübumflorten Augen wieder an, „hielt ich einen Triumphzug voll Jubel und Huldigung, aber meine alte Mutter sollte ich nicht wiedersehen, sie ruhte schon auf dem stillen Todtenacker. Da hielt es mich nicht

lange zu Hause, ich ging abermals nach Rom, das mir nun eine zweite Heimath wurde. Aber mein Grab habe ich mir schon bestellt, und werde es dereinst in Kopenhagen finden, in dem stillen Hofraume des nach mir benannten Museums, das bereits manche Werke meiner Hand besitzt und dereinst meinen ganzen künstlerischen Nachlaß erhalten soll."

„Meister," sagte der Schüler, „es steht fest, daß Ihr Einer der fruchtbarsten Künstler seid, von denen die Geschichte weiß. Alle Männer von Fach erstauen über Eure klaren Vorstellungen, über Eure vollendete Meisterschaft und zugleich über Eure Körperkraft. Alle Gedanken werden bei Euch zu Gestalten, und Ihr denkt nicht anders, als mit Zeichenstift und Meißel. Ohne alle Vorbereitung, nur nach einer rohen Zeichnung auf der Schiefertafel, modellirt Ihr die kolossalsten Werke in unglaublich kurzer Zeit, und die Gypsformer müssen bei Nacht gießen, was Ihr Tags zuvor vollendet habt. Das macht Euch kein Anderer nach. Sagt mir, Meister, wie Ihr Das anfangt."

„Du bist neugierig, Knabe," lächelte der Meister. „Deine Frage zu beantworten bin ich nicht im Stande; ich kann Dir nur sagen, daß mich der Geist zu meinen Werken treibt."

„Wißt Ihr, was der berühmte Dichter Dehlenschläger, als er vor einigen zwanzig Jahren hier war, in Bezug auf Eure unglaubliche Productivität gesagt hat?"

„Nein. Weißt Du es?"

„Ja, denn ein alter Maler hat es mir gestern erzählt. Er sagte: Hat der Gothe gefrevelt, dann hat der Gothe seinen Frevel jetzt wieder gut gemacht! Haben unsere Vorfäter in Rom die Bilder und Statuen niedergehauen, so erheben sie sich jetzt wieder, Griechenland's würdig, durch die Kunst der Normannen."

„Hat er Das gesagt, so wollen wir ihm dankbar dafür

sein," sagte der alte Künstler in seiner milden Weise. „Doch nun haben wir genug Zeit im müßigen Geschwäg verändelt, nun laß uns wieder an die Arbeit gehen, und die heilige Kunst nach unsern schwachen Kräften fördern.“

Er erhob sich und griff zum Modellirstabe. Robert begann wieder seinen Handlangerdienst unter Absingung fröhlicher Lieder und merkte sich dabei manchen Kunstgriff des Meisters.

Nach einer Weile legte Thorwaldsen den Modellirstab zu einer kurzen Pause bei Seite und wandelte sinnend unter seinen Schätzen, Trümmern und Entwürfen umher. Augenblicklich hielt Robert ein mit seinem Gesange und sah dem Treiben des Meisters zu. Thorwaldsen blieb vor einigen flüchtigen Zeichnungen stehen, es waren die Skizzen zum Göthe-Monument, das die Frankfurter noch bei seinen Lebzeiten ihrem großen Landsmanne hatten setzen wollen, und es lagerten sich finstere Wolken auf die Stirn des Künstlers, welche andeuteten, wie schmerzlich es ihm war, daß seine Pläne nicht zur Ausführung gekommen waren, die daran gescheitert, daß Parteien in dem Comité ausgebrochen waren und Thorwaldsen durch dringende Abhaltungen verhindert wurde, sich persönlich in Frankfurt einzufinden, welches das Abbrechen der bereits angeknüpften Unterhandlungen zur Folge hatte.

Noch stand er in trübem Sinnen verloren da, als an dem äußersten Zimmer angeklopft wurde. Alsobald schritt der Meister mit den Thonbesprigten Stiefeln mit großen Schritten über die angehäuften Trümmerhaufen und Sculpturfragmente weg, um, wie es seine Gewohnheit war, die Thür persönlich zu öffnen. Der Eintretende war der hannövrische Legationsrath Kestner in Begleitung eines Fremden.

Kestner bekleidete in Rom die Stelle eines Vicepräsidenten des archäologischen Instituts, und war der Sohn jener Lotte Buff, die Göthe in seiner Jugend so sehr geliebt hatte.

Kestner hatte mehre Jahre mit Thorwaldsen unter dem-

selben Dache gewohnt und in der fleißigen Sammlung von Kunstschätzen mit ihm zu wetteifern sich bemüht. Jetzt reichte ihm der Meister freundlich die vom Modelliren feuchte Hand, hieß den lange Nichtgesehenen willkommen, und richtete dann den fragenden Blick auf seinen Begleiter, der ein schöner Mann von etwa achtunddreißig bis vierzig Jahren war, und die leichte Haltung einer in den Hofmanieren geübten Persönlichkeit hatte.

„Kathen Sie, wen ich Ihnen hier bringe, lieber Professor,“ sagte Kestner.

Thorwaldsen richtete den Blick scharf auf den Fremden.

„Stirn, Augen und Nase,“ sagte der alte Bildhauer, nachdem er seine physiognomische Prüfung beendigt hatte, „erwecken mir Erinnerungen an die Züge, mit denen ich mich lange Jahre liebevoll und andächtig beschäftigt habe, und wäre der gänzlich widersprechende Mund nicht, so würde ich sagen: Das ist der verjüngte Göthe.“

„Wichtig getroffen, mein alter Seher,“ rief Kestner, „es ist Göthe's Sohn.“

In unaussprechlicher Ueberraschung wandte sich Thorwaldsen zu ihm, und fragte: „Das ist Göthe's Sohn?“

„Ja, sein eignes Fleisch und Bein, der einzige Abdruck von dem Originale.“

„Wirklich Göthe's Sohn?“ wiederholte Thorwaldsen.

„Ja, ja, alter Herr, seit wann zweifelt Ihr denn an meinem Worte?“

Da rieselten dem alten Künstler die hellen Thränen über die Wangen, und er schloß den jüngern Mann, in dessen ganzer Erscheinung ein Anflug von trotziger Kraft und von kranker, Fieberhafter Hast lag, in seine Arme, und herzte und küßte ihn, als ob er den eigenen, lange verlorenen Sohn wieder gefunden hätte.

Nun warf Thorwaldsen in komischer Eile Alles von dem kleinen Sopha, was auf demselben lag, die beiden Besucher

mußten Platz darauf nehmen, und er selbst suchte sich einen Stuhl, dessen lahme Füße nicht allzusehr wackelten, und setzte sich ihnen gegenüber. Das Gespräch, das einen sehr herzlichen Ton annahm, drehte sich bald um die Zeit, da Göthe's Vater in Rom gewohnt hatte.

„Ihr Vater lebte hier unter dem Namen eines Kaufmanns Möller,“ sagte Thorwaldsen, „aber Jedermann wußte gar wohl, wer unter dieser Verkappung stak. Die Gesellschaft der Arcadier legte ihm bei seiner Aufnahme den Namen Megalio bei, welches so viel heißt, als der Großartige, wegen der Großartigkeit seiner Werke.“

Da Thorwaldsen aus den Erzählungen der Künstler und Kunstfreunde viele Züge aus jener Zeit kannte, so wurde das Geplauder immer traulicher und heiterer. August erzählte, wie dem Vater zu Ehren auch ihm, dem Sohne des Dichters, eine liebevolle Aufnahme von den deutschen Künstlern zu Theil geworden sei — dabei aber schüttelte er sich von Zeit zu Zeit wie im Fieberfroste und jeden Augenblick wechselte er die Farbe.

Jetzt erhob er sich, um die aufgestellten Gypsmodelle der Werke des großen Meisters zu betrachten. Hier stand der Jason, welcher zuerst die Aufmerksamkeit der Welt auf seinen Urheber gelenkt hatte.

„Dieses Kunstwerk, Herr von Göthe,“ sagte Restner, „hat das Schicksal des Meisters entschieden, der bereits seinen Koffer gepackt hatte, um Rom auf ewig den Rücken zu wenden. Da kam der Engländer Thomas Hope in seine kleine Werkstätte, und der Kenner blieb bewundernd vor dem großartigen Kunstwerke stehen und bot gleich zweihundert Zechinen mehr, als der Meister dafür forderte. Nun blieb er in Rom und erwarb sich einen unsterblichen Namen.“

Thorwaldsen winkte lächelnd mit der Hand, als sei Das bereits zu viel gesagt über ihn. August betrachtete jetzt nacheinander Christus, die zwölf Apostel, die Johannesgruppe, Amor und Psyche, den Tanz der Musen auf dem Helicon, Sommer

und Herbst, und stand endlich vor dem Monumente, welches Württemberg seinem berühmten Dichter errichtet hat: vor dem Schiller-Monumente, dem Schönsten aller Denkmäler unter den vielen, die Deutschland aufzuweisen hat.

„Ist Das nicht ein Werk, das den Meister ehrt?“ fragte Kestner den in stumme Bewunderung versunkenen August. „Die Bildsäule stellt den unsterblichen Dichter vor, wie er in der Entwicklung eines poetischen Gedankens versunken ist — und macht nicht unter den drei Basreliefs am Fußgestelle der Genius der Poesie einen so erhebenden Eindruck, als ob er selber ein Schiller'sches Gedicht wäre?“

„Wahrlich, Sie haben Schiller verstanden, wie kein Aenderer,“ rief August, und drückte dem Meister voll glühender Verehrung die Hand.

„Und doch bin ich Thorwaldsen, der Unwissende, der nie ein Buch las, und in keiner andern Sprache, als mit dem Meißel, weder ordentlich lesen noch schreiben kann,“ sagte der greise Künstler mit rührender Bescheidenheit.

„Mag es sein, daß Sie Nichts gelernt haben,“ versetzte August, „aber Sie besitzen die Fähigkeit des Genie's, aus den kleinsten Winkeln Das zu erkennen, was bei Andern Jahrelange Studien erfordert, und sich mit allem Großen und Schönen, was die Vorwelt und die Zeitgenossen hervorgebracht haben, identisch zu fühlen.“

„Was Sie da sagen, ist sehr richtig,“ bekräftigte Kestner. „So lernte der Professor aus dem Vorlesen von Bruchstücken und dem Anschauen von Theaterstücken Homer, Shakespeare, Schiller, Byron und Walter Scott verstehen. So hat er auch Ihren Vater verstehen gelernt, und ist von ihm begeistert worden. Obgleich er in der Persönlichkeit ganz verschieden von diesem Dichter ist, so stimmt er doch auf wunderbare Weise in der Auffassung und in dem tiefen Verständnisse der antiken Kunst mit ihm überein.“

„Ihr Vater,“ sagte nun Thorswaldsen zu August, „Ihr Vater hat frühzeitig Antheil für mich gezeigt; und hat mich durch Frau von Humboldt um Contourzeichnungen aller meiner Arbeiten ersuchen lassen.“

Fortwährend von Fieberschauern geschüttelt, begann August sich von Minute zu Minute unbehaglicher zu fühlen, er nahm daher Abschied von dem Meister.

Als Dieser ihn umarmte, bat er ihn mit großer Herzlichkeit, seinen Besuch recht bald zu wiederholen.

1830.

Unter der Pyramide des Cestius.

August logirte bei Kestner, den er früher nicht gekannt, dessen Gastfreundschaft er aber in Rücksicht auf die alte Familienfreundschaft, und da er nicht gern Unterkunft in Gasthäusern suchte, in Anspruch genommen hatte — und er war von dem biedern Manne herzlichwohl aufgenommen worden.

Als sie von Thorwaldsen weggingen, besuchten sie noch einige Ateliers hervorragender Künstler, dann begaben sie sich zu dem sächsischen Gesandten, bei dem sie zur Mittagstafel eingeladen waren.

Auf dem Wege dahin sagte August: „Ich fühle mich wirklich unwohl und möchte wünschen, das Mittagessen wäre schon vorbei. Ich werde der Küche des Gesandten wenig Ehre anzuthun vermögen.“

„Wer weiß,“ erwiderte Kestner, „vielleicht wird es Ihnen besser, wenn Sie ein Paar Gläser Wein getrunken haben. Unsere gestrige Abendspazierfahrt auf der Tiber hat zu lange gedauert, da werden sie sich erkältet haben, aber einige Gläser Allatico oder feurigen Syrakusaners werden das Uebel heben und wieder Wärme in Ihr erstarrtes Blut bringen.“

Bei dem Gesandten fanden sie eine große Gesellschaft;

die ganze auswärtige Diplomatie war bei ihm versammelt: von ihm eingeladen, um Göthe's Sohn zu ehren, mit dem er prunken wollte, und den er recht hervorzuheben gedachte.

Man setzte sich zu Tische, aber es wollte keine rechte Unterhaltung in Gang kommen. August war Wortkarg, sprach nur, wenn eine Frage an ihn gerichtet wurde, und beantwortete diese so kurz als möglich. Beständig von Fieberschauern durchschüttelt, konnte er sich nur mit der größten Anstrengung aufrecht erhalten. Die Tafelfreuden gingen ganz für ihn verloren, der Bissen quoll ihm im Munde; er nahm zwar Speisen auf seinen Teller, aber sie wurden fast unberührt von den aufwartenden Dienern wieder fortgetragen. Der Wein, dem er sonst so gern zusprach, erregte ihm Ekel und Widerwillen; so wie er das Glas seinen Lippen näherte, mußte er es voll Abscheu wieder niedersetzen.

So wie wünschte er das Ende des sich lang hinausdehnenden Mahles herbei, um nach Hause eilen und Ruhe für sein müdes Haupt auf weichen Kissen, Stille und Einsamkeit in seinem lustigen Zimmer suchen zu können.

Plötzlich drehte sich Alles im Kreise mit ihm herum, es wurde ihm schwarz vor den Augen, sein Gesicht überzog sich mit Geisterhafter Blässe.

Mit einer raschen Bewegung schob er den Stuhl zurück, erhob sich und stand hoch aufgerichtet an der Tafel.

„Mein Gott, was ist Ihnen, Herr von Göthe?“ rief der Gesandte ebenfalls aufspringend. „Sind Sie vielleicht unwohl?“

„Mir ist zum Sterben schlecht, ich muß nach Hause,“ stammelte der Kranke.

Kalten Todesschweiß auf der Stirn, brach er ohnmächtig zusammen und fiel auf den Marmorgetäfelten Boden. Alle Anwesenden kamen in Bewegung, um ihm beizuspringen, man strich ihn mit stärkenden Essenzen an. Er schlug die Augen

wieder auf, da er aber fortwährend nach Hause verlangte, so ließ der Gesandte schnell anspannen. Der Kranke wurde in den Wagen getragen und fuhr mit Kestner in dessen Wohnung, wo er schnell zu Bett gebracht wurde und man ihm alle erdenkliche Hülfeleistungen angedeihen ließ.

Die herbeigerufenen Aerzte erklärten den Zustand des Kranken für den Ausbruch eines heftigen Scharlachfiebers, doch gaben sie die Hoffnung nicht auf, ihn wiederherzustellen, wenn ihre Vorschriften genau befolgt würden.

Bald stellten sich denn auch die rothen Flecken ein, die dem Kranken den ganzen Körper überzogen. Während der Nacht lag er in den wildesten Fieberphantasien, jedes Bewußtsein war verschwunden, die sonderbarsten Bilder gaukelten vor seinen Sinnen herum.

Bald hatte er es mit seinem Vater zu thun, den er auf die rührendste Weise um Verzeihung bat, weil er ihm Kummer gemacht. Dann fühlte er sich in seine Kindheit zurück versetzt, er verlangte Obst und Spielzeug von seiner Mutter; Tante Erdmuthe, Onkel Vulpinus, der alte Diener Philipp standen abwechselnd vor seiner Seele. Bald aber tauchten andere Bilder vor ihm auf. „Ottilie, wo bist Du?“ rief er — „es ist doch schön in Indien. Komm, besteige diesen Elephanten, nimm Platz in dem von ihm getragenen Balankin, ich werde Dir unsere kleine Alma hinaufreichen, und Deine Mohrinnen sollen Dich begleiten. — Du willst nicht? — Du versteckst Dich hinter den Palmenbaum — nimm Dich in Acht, Du bist von Gefahren umringt — dort der große Affe schleudert einen Stein nach Dir — der Tiger ist Sprungbereit — eine ungeheure Schlange ringelt sich heran — sie kommt näher — sie umwindet Dich — Ulrike, Walthar, Wolfgang, zu Hilfe! — o, sie streckt den giftigen Stachel aus — es ist geschehen.“

Mit einem schrillen Wehelaute sank er in die Kissen zurück und lag mit hochaufwogender Brust da; dann ward er

still, aber nach einer Stunde stellten sich die Phantasien wieder ein, doch hatten sie einen andern Character angenommen. Er setzte sich im Bette auf; er streckte die Arme sehnsüchtig nach einem Schattenbilde aus, das vor ihm aufzutauchen schien, seine Züge waren wie von Seligkeit verklärt.

„Germine!“ rief er. „Wo kommst Du her? Warum hast Du mich so lange, so grausam verlassen? Du lächelst . . . Du winkst mir . . . Du willst bei mir bleiben, sagst Du . . . wir werden nicht mehr von einander scheiden, sondern in Ewigkeit verbunden bleiben . . . o, unaussprechliches Glück! . . . aber warum so spät, so spät? . . . Du konntest nicht früher kommen, sagst Du . . . Du warst gebunden . . . Warum sind Deine Haare so naß?“ setzte er nach einer Weile hinzu — „warum triefen Deine Kleider? Und weshalb schmückt ein Kranz von Schilf Deine blonden Locken? . . . Bist Du durch das Weltmeer geschwommen, um Dich mit Deinem August zu vereinigen? . . . Armes, armes Kind, Du hast um meinetwillen viel, unendlich viel gelitten . . . Aber warum stehst Du mir so fern? Warum kommst Du mir nicht näher und reichst mir Deine Hand? . . . Ha! Du kommst, aber Du gehst nicht . . . Du schwebst . . . Deine Hand ist kalt . . . Deine Berührung durchschauert mich . . . Du riechst nach Moder . . . Das Grab, sagst Du, soll uns vereinen, es soll unser Brautbett sein . . . aber Ottilie wird es nicht leiden . . . Ottilie, mein Weib, mein treues Weib! . . . meine Kinder wollen Dich verjagen, Wolf stößt Dich zurück mit der Ritterlanze, die er sich gemacht hat.“

So wechselten seine Phantasien, aber doch war es hauptsächlich Germine, die ihn beschäftigte, alles Andere trat neben ihr in den Hintergrund. So dauerte das Fieber mit zunehmender Wuth fort, bis es endlich am neunten Tag seinen Wendepunkt erreichte, das Irrededen hörte auf, er erkannte seine Umgebung wieder, die Aerzte erklärten ihn für gerettet,

wenn nicht durch irgend einen Diät- oder sonstigen Fehler ein Umschlag herbeigeführt würde.

Kestner trat an das Lager des Kranken, faßte seine Hand und sagte herzlich: „Nun sind Sie uns und den Ihrigen wieder geschenkt, wofür wir Gott preisen wollen. Ich habe schon vor einigen Tagen an Ihren Vater geschrieben, um ihm Ihren Zustand zu melden, ließ den Brief jedoch nicht abgehen. Ich werde jetzt in einer Nachschrift Ihre Besserung melden und das Schreiben zur Post besorgen.“

„Nein, nein, erschrecken Sie mir den alten Mann nicht,“ rief August mit großer Lebhaftigkeit. „Bevor er an die Nachschrift käme, könnte ihm der Schlag tödtlich werden. Er soll nicht eher erfahren, daß ich krank war, als bis ich ihm meine vollständige Wiederherstellung selber melden kann.“

„Nun, so kann ich meine Stobsbotschaft vernichten,“ rief Kestner, indem er den mitgebrachten Brief in kleine Stücke zerriß und diese zu dem offenstehenden Fenster hinauswarf.

Als er wieder an das Lager des Kranken trat, ergriff Dieser seine Hand, drückte sie mit Innigkeit und sagte: „Was wäre in meiner Hülflosen Lage, ohne Sie, aus mir geworden? Sie haben als barmherziger Samariter an mir gehandelt, wofür Gott Sie lohnen möge. Im Wirthshause würden die Priester und Leviten der Selbstsucht mich haben sterben lassen.“

„Dann,“ betheuerte Kestner mit Zuversicht, „dann würden die Deutschen, die Sie hier kennen gelernt, eingeschritten sein und ihre Schuldigkeit gethan haben. Sie kennen ja das Sprichwort: Gott verläßt keinen Deutschen nicht“ — setzte er scherzend hinzu.

Gleich darauf klagte August über Trockenheit der Lippen, er fühlte sich von brennendem Durste geplagt und verlangte kühlende Limonade. Kestner zog, da sich die Wärterin bei seinem Eintritte bescheiden entfernt hatte, die Schelle, da aber

auf wiederholtes Läuten Niemand kam, so ging er selbst in die Küche, um das Verlangte zu bestellen.

Als er wieder in die Krankenstube kam, war August von Blut überfluthet. Während Kestner's kurzer Abwesenheit war ihm ein Hauptgefäß in der Brust zersprungen.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?“ rief der erschrockene Mann und sprang herzu. Er brachte den Kranken in eine sitzende Stellung und ließ dessen Haupt an seiner Brust ruhen, das beim Aufheben wie leblos hin und her schwankte.

Jetzt kam die Wärterin mit der Limonade. Sie wurde schnell nach Hülfe zu den Aerzten entsendet.

Als nach kurzer Frist der Erste von ihnen kam, sagte er sogleich: „Hier ist keine Hülfe möglich, denn nicht nur ist eine Hauptader gesprungen, sondern der Kranke ist auch von einem Nervenschlage getroffen worden. In wenig Minuten wird er todt sein.“

Und so war es auch. Nach einigen heftigen Athemzügen, denen ein kurzes Röcheln folgte, hauchte Göthe's sterbender Sohn, das müde Haupt noch immer an die Brust von Lottens Sohn gelegt, in dessen Armen den letzten Seufzer aus. Es war am achtundzwanzigsten October 1830.

Als die Leiche geöffnet wurde, fand es sich, daß seine Leber fünf Mal so groß war, als eine Leber im normalen Zustande — nach dem Volksglauben wäre daher seine Neigung zum Trunke vollkommen gerechtfertigt gewesen.

Am andern Tage bewegte sich ein unabsehbarer Leichenzug, den deutsche Männer und deutsche Künstler bildeten, nach der Pyramide des Cestius, wohin der Vater des Verstorbenen in seiner Jugend so oft in dichterischer Sehnsucht den Weg eingeschlagen hatte, um dort zu sinnen und zu träumen, ohne zu ahnen, welch' eine schmerzliche Bedeutung diese Stelle einst für ihn haben würde. Dort senkten sie unter Absingung deutscher Trauerlieder, unter Reden und andern Feierlichkeiten die Leiche

ein, und manche aus treuen Augen geweinte Thräne fiel auf den Hügel, der sich über ihr wölbte.

Auch Thorwaldsen war dem Leichenzuge gefolgt, auch er hatte aus tief ergriffener Seele dem Hingeschiedenen sein Thränenopfer dargebracht, dann kehrte er in sein Atelier zurück, wo er seine Arbeit an der Bildsäule Lord Byron's ruhen ließ, und ein schönes Portrait-Medaillon anzufertigen begann, um das Grab des Verbliebenen damit zu schmücken.

1830.

In Weimar.

Nachdem sich Eckermann von August getrennt hatte, reiste er drei Tage lang in großer Hitze und bei unerträglichem Staube, über Novi, Alessandria und Asti nach Turin, wo er einige Tage zu seiner Erholung verweilte, und auch in der Absicht, um auf eine passende Gelegenheit zu warten, womit er die Alpen überschreiten könnte. Am zweiten August begab er sich über den Mont-Genis nach Chambery, dann nach Aix, und am Achten erreichte er Genf, wo ihm am Fünfzehnten ein Brief von Sterling aus Genua zukam, der ihm die Nachricht gab von dem Unfalle, den August durch den Umsturz mit dem Wagen erlitten, und daß er noch in Spezzia krank darnieder liege. Eckermann antwortete sogleich, daß er bereit sei, auf den ersten Wink zu dem Leidenden zu eilen, und daß er in keinem Falle von Genf abreisen würde, bevor ihm weitere, beruhigende Nachrichten zugekommen seien.

Vierzehn Tage später erhielt er die angenehme Kunde, daß August sich wieder des besten Wohlseins erfreue, sehr heiter gestimmt sei und sich für den Augenblick in Livorno befände.

Eckermann verweilte noch vier Wochen in Genf, wo er eine äußerst gastliche Aufnahme in der Familie seines Freundes

Soret gefunden hatte. Am siebenundzwanzigsten September reiste er von Genf ab, verweilte ein paar Tage in Bern, und ging dann, von Sehnsucht nach einem seit Jahren innigstgeliebten Mädchen getrieben, über Strasburg, Frankfurt und Hessen-Cassel nach Nordheim, wo ihn eine Botschaft von der Großherzogin Marie erreichte, die ihn zum Führer des Erbprinzen ernannte.

Am zwanzigsten November verließ er Nordheim, um sich nach Göttingen zu begeben, das er erst mit einbrechender Dunkelheit erreichte. Abends an der Table-d'hôte, da Eckermann zufällig erwähnte, daß er aus Weimar sei und im Begriffe stehe, dahin zurückzukehren, rief der Wirth: „Aus Weimar sind Sie! So werden Sie ja wohl auch den Dichter Göthe kennen?“

„O ja, Den kenne ich sehr gut.“

„Nun, es ist recht Schade,“ fuhr der Wirth in gemüthlicher Ruhe fort, „daß der Mann in seinem hohen Alter noch einen so harten Schlag erleben mußte.“

„Wie! . . . Was ist geschehen? Von welchem Schlage ist er betroffen worden?“ rief Eckermann in der höchsten Erregung.

„So haben Sie wohl die heutige Zeitung noch nicht gelesen? Darin steht gedruckt, daß sein einziger Sohn in Rom am Schlage gestorben ist.“

Eckermann ward starr vor Schrecken. Ohne eines Wortes mächtig zu sein, ergriff er ein Licht und begab sich auf sein Zimmer, um nicht die Fremden zu Zeugen seines ungeheuern Schmerzes zu machen.

Ohne ein Auge schließen zu können, warf er sich die Nacht über auf seinem Lager herum; beständig sah er August auf dem Sterbebette oder im Sarge liegend, vor seinen Augen, und machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er ihn verlassen habe. Die folgenden Tage und Nächte, die er unterwegs in Gotha und Mühlheim verbrachte, hoben seine traurige Stimmung nicht. Bei dem trüben Novemberwetter einsam im Wagen

figend und in die öde Winterlandschaft hinausstarrend, in der ihn kein äußerer Gegenstand zu zerstreuen und heiter zu stimmen vermochte, mühte er sich vergebens ab, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Kam er in einen Gasthof, so hörte er von nichts Anderm sprechen, als von dem Ereignisse des Tages, das ihn so nah und so traurig berührte. Dabei quälte ihn die Sorge, daß Göthe in seinem hohen Alter die Kraft nicht haben würde, diesen Schlag zu überstehen, daß ihn dieser Sturm seiner Vatergefühle zusammenrütteln und entwurzeln müsse. — „Und welchen Eindruck,“ sprach er zu sich selbst, „welchen Eindruck wird Dein Anblick auf ihn machen, da Du mit seinem Sohne fortgegangen bist, und ohne ihn zurückkommst. Er wird ihn erst in dem Augenblicke zu verlieren glauben, da er Dich wieder sieht.“

Am dreiundzwanzigsten November erreichte er Abends sechs Uhr das letzte Chausseehaus vor Weimar, und ihn überkam das tiefniederdrückende Bewußtsein, daß das menschliche Leben doch gar schwere Augenblicke habe, durch welche man hindurch müsse, wie die Alten durch die Caudinischen Gabeln. Er verkehrte in Gedanken mit höheren Wesen über ihm, als ihn plötzlich mit hellem Scheine der Mond überfluthete, der auf eine ganz kurze Weile hell und glänzend aus dichten Wolkenmassen hervortrat, um sich dann dichter als zuvor, in seinem dunkeln Trauermantel zu verhüllen. Wie man zuweilen dem Uebernatürlichen mehr als sonst zugeneigt ist, so nahm Eckermann dieses als ein günstiges Zeichen von oben, wodurch er sich wunderbar gestärkt und gekräftigt fühlte.

In Weimar angekommen, nahm er sich kaum Zeit seine Wirthsleute zu begrüßen, dann schlug er den schweren Gang nach Göthe's Hause ein. Er ging zuerst zu Frau von Göthe, die er bereits in tiefer Trauerkleidung fand. Sie streckte ihm beide Hände entgegen, und da er vor innerer Bewegung nicht zu sprechen vermochte, so sagte sie endlich: „O Eckermann,

welch' ein Wiedersehen! Wir hatten so Viel von dieser Reise gehofft und Sie kehren ohne ihn zurück."

Ottilie zeigte sich jedoch weit ruhiger und gefasster, als Eckermann es erwartet hatte. Sie hatten viel gegen einander auszusprechen; er mußte ihr Alles erzählen, was er mit ihrem Gatten auf der Reise erlebt und gesprochen hatte. Es war eine bittere Stunde, die sie miteinander verbrachten.

Als er sich jetzt anschickte, zu dem Geheimerathe hinunter zu gehen, sagte sie: „Wenn Sie der Vater nicht von selbst nach August fragt, so werden Sie am Besten thun, seinen Namen nicht zu nennen. Sie kennen des alten Mannes Wunderlichkeit in Bezug auf Alles, was an den Tod erinnert. — Treten Sie bei ihm ein, als ob Sie erst gestern von ihm geschieden wären, so wird es am Besten sein."

Als Eckermann mit zagendem Herzen bei Göthe eintrat, fand er ihn aufrecht stehend und fest, als ob er aus Erz gegossen wäre. „Ah, Eckermann," rief er, „sind Sie endlich da? Nun, Das freut mich. Seien Sie mir willkommen, ich habe mich längst nach Ihnen gesehnt."

Bei diesen Worten umarmte er ihn herzlich und zeigte sich vollkommen heiter und ruhig. Sie setzten sich und sprachen von allem Möglichen, nur nicht von August; keine Frage nach seinem Sohne kam über Göthe's Lippen, es war als ob er nie dagewesen wäre.

„Ich habe zwei Briefe an Sie nach Nordheim geschrieben," sagte er sodann, „aber ich habe sie nicht abgeschickt, dort liegen sie noch auf meinem Schreibtische."

„Und warum haben Excellenz sie mir nicht zukommen lassen?"

„Nun," lächelte Göthe, „weil Sie dort in süßen Liebesträumen befangen waren, aus denen ich Sie nicht wachrufen wollte. Die Liebe ist ja das schönste Glück der Jugend, doch leider verwelkt ihr Lächeln zu früh, wie abgeblühte Blumen

— es kämpft seinen Todeskampf und stirbt in einem Schluchzen — aber es muß so sein,“ setzte er mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, „denn wir sind Kinder der Traurigkeit, und die Erde wurde nicht geschaffen, daß wir beständig glücklich darauf sein sollen.“

„Und doch stirbt die Hoffnung auf Glück nur langsam dahin,“ warf ihm Eckermann ein, „und kämpft selbst da um ihr Leben, wo uns die Menschen nur den bitteren Schaum der Selbstsucht und des Spottes in das Antlitz werfen.“

„Aber sie stirbt dennoch und räumt dem Unglück ihren Platz ein,“ behauptete Göthe, „und wenn Das geschehen ist, dann muß man sich in die Philosophie flüchten, die die letzte Zufluchtstätte der Gedanken ist und nie Verrath ausübt. Sehen Sie, wenn mir eine Widerwärtigkeit begegnet, so suche ich in den mit Licht überflutheten Tempel der Weisheit und des Verstandes einzutreten, und befinde mich wohl dabei. So habe ich in den letzten Tagen zu einer Arbeit gegriffen, die mich gänzlich absorbirt. Ich habe nehmlich den vierten Band von Dichtung und Wahrheit auszuarbeiten begonnen, der über zehn Jahre in Schematen und theilweiser Ausarbeitung ruhig aufbewahrt da lag, ohne daß ich gewagt hätte, die Arbeit wieder vorzunehmen. Nun griff ich sie mit Gewalt an, und ich denke, in wenigen Tagen wird der Band wohl so weit sein, daß er gedruckt werden kann.“

Bald darauf brachte Göthe das Gespräch auf die Frau Großherzogin und den jungen Prinzen, dem Eckermann zum Führer dienen sollte, und als sie sich trennten, schied er ziemlich beruhigt über den Zustand des alten Mannes.

Am nächsten Morgen schickte ihm Göthe mehre Bücher, welche englische und deutsche Autoren als Geschenke für Eckermann eingeschendet hatten. Mittags ging er zu dem Geheimrath zu Tische und fand ihn beschäftigt, eine Mappe mit Kupferstichen und Zeichnungen zu betrachten, die man ihm zum

Verkaufe angeboten hatte. — „Apropos,“ sagte er plötzlich, „die Frau Großherzogin hat mich heute mit einem Besuche beehrt und wünscht, daß Sie künftige Woche Ihr neues Amt bei dem Prinzen antreten möchten. Sie läßt Ihnen sagen, daß sie sich Ihrer Ankunft freue.“

Jetzt gesellten sich Ottilie und die beiden Knaben zu ihnen. Göthe deutete auf ein kleines Schreibtischchen, welches neben der Uhr am Fenster stand.

„Sehen Sie,“ sagte er zu Eckermann, „Das habe ich machen lassen, um die Buben in meiner Obhut und meiner nächsten Nähe zu haben; daran müssen sie ihre Aufgaben machen, und auch die kleine Alma muß, um stille sitzen zu lernen, an dem Schreibtischchen neben den Brüdern Seidenläppchen zupfen.“

Jetzt ging man zu Tische. Während des Essens mußte Eckermann von seiner Reise erzählen. Venedig, Mailand und Genua wurden von ihm geschildert und Göthe erkundigte sich mit besonderm Antheile nach der Familie des dortigen englischen Consuls. Auch nach der Familie Soret in Genf fragte er mit reger Theilnahme, ebenso nach Herrn von Bonstetten, von dem er eine nähere Schilderung verlangte.

Als sie sich vom Tische erhoben, sagte Göthe: „Was mir Soret über die von Ihnen niedergeschriebenen Gespräche mit mir, gesagt, hat mich gefreut. Das war ein guter Gedanke von Ihnen, Eckermann. Das Ordnen dieses Manuscriptes soll Ihre erste Arbeit sein, und wir wollen nicht eher nachlassen, als bis Alles vollkommen gethan und im Reinen ist.“

Göthe war jedoch im Innern nicht so ruhig, als er es im Aeußern zu sein schien. Mit aller Macht suchte er das ihn verzehrende Weh zu unterdrücken, doch die Natur sträubte sich gegen diesen Zwang und suchte sich, in Verbindung mit übermäßiger Anstrengung, an ihrem Unterdrücker zu rächen.

Am folgenden Tage fand Eckermann seinen Beschützer

besonders still und in sich gefehrt, welches er für ein gutes Zeichen hielt.

In der nächsten Nacht fand denn auch ein Ausbruch statt, wozu der Körper wohl geneigt sein mochte, denn plötzlich, ohne vorhergehende Andeutungen oder Gefahrdrohende Symptome, zerriß ein Gefäß in den Lungen und der dadurch bewirkte Blutsturz war so stark, daß Göthe den ganzen folgenden Tag in Todesgefahr schwebte. Der achtzigjährige Mann verlor, einen Aderlaß mit eingerechnet, sechs Pfund Blut und Jedermann hielt ihn für verloren, allein die große Geschicklichkeit des Doctor Bogel, der seit dem Tode des Hofraths Mehbein sein Arzt war, trug — im Bunde mit Göthe's unverwüßlichen Natur — auch diesmal den Sieg davon; schon am vierten Tage stellte sich Schlaf und Appetit wieder ein und er ging mit raschen Schritten seiner völligen Genesung entgegen. Es war jedoch streng untersagt, Besuche zu ihm zu lassen, da ihm das Reden verboten war, allein da sein ewig reger Geist nicht ruhen konnte, so schrieb er mit Bleifeder Verbesserungen zu seinen Gedichten auf.

Ottolie suchte ihm seine Einsamkeit zu erheitern, indem sie ihm den Blutarch, Niebuhr's römische Geschichte, Beranger, Victor Hugo, Delavigne, Walter Scott und Carlisle abwechselnd vorlas.

1831.

Ein Ausflug auf den Gickelhahn.

Göthe begann allmählig die Beschwerden des Alters zu fühlen, sein Gehör nahm bedeutend ab, sein Gedächtniß vermochte sich die neueren Vorgänge nicht mehr dauernd einzuprägen, nur sein Auge blieb in voller Kraft und sein Appetit war vortrefflich. Er, der sonst nie genug Luft haben konnte, liebte jetzt geschlossene Räume, ja der heiße unreine Dunst eines nicht gelüfteten Zimmers, welcher Menschen, die sich in einem normalen Zustande befinden, in der Regel unerträglich ist, war ihm so behaglich, daß er nur mit Widerwillen zugab, daß je zuweilen ein Fenster geöffnet wurde, um frische Luft einzulassen. Jetzt stets nach Wärme begierig, war ihm die Kälte so unerträglich, daß er gleich einem Bewohner der heißen Zone, der in nördliches Klima verschlagen ist, sein Zimmer so übermäßig heizen ließ, daß er sich fortwährend erkältete, sobald er diese Temperatur auf einen Augenblick verließ. So lebte er in der Stadt — befand er sich jedoch auf dem Lande, so war ihm frische Luft ein Bedürfniß und er genoß sie mit dem alten Wohlbehagen.

An einem freundlichen Maitage war Eckermann in Göthe's Arbeitszimmer allein bei ihm zu Tische; die Unterhaltung rollte

leicht und unbefangen dahin, jedoch plötzlich abbrechend und zu einem andern Gegenstande übergehend, sagte Göthe: „Ich habe nun von persönlichen Angelegenheiten mit Ihnen zu reden, lieber Eckermann.“

Bei diesen Worten stand er auf und nahm von seinem Pulte ein beschriebenes Papier.

„Wenn Einer wie ich,“ hob er wieder an, „über die Achtzig hinaus ist, hat er kaum noch ein Recht an das Leben, er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden und daran denken, sein Haus zu bestellen. Ich habe, wie ich Ihnen schon neulich eröffnete, Sie in meinem Testamente zum Herausgeber meines literarischen Nachlasses ernannt, und habe diesen Morgen als eine Art von Contract, diese kleine Schrift aufgesetzt, die Sie mit mir unterschreiben sollen. Lesen Sie, ob Sie Nichts gegen den Inhalt einzuwenden haben.“

Mit diesen Worten reichte ihm Göthe den Aufsatz hin, worin die nach seinem Tode herauszugebenden, theils vollendeten theils noch nicht vollendeten Schriften namentlich aufgeführt und die näheren Bestimmungen und Bedingungen ausgesprochen waren. Eckermann las das Papier aufmerksam durch, und da er sich im Wesentlichen einverstanden erklärte, so unterzeichneten Beide.

„So — jetzt wären wir fertig mit den irdischen Angelegenheiten,“ sagte Göthe mit einem milden Lächeln — „unser Haus ist bestellt, und ich bin bereit zu der langen Reise in das unbekanntes Jenseit, sobald es dem unsichtbaren Wesen gefällt, mich dahin abzurufen.“

Im August, zog er sich, kurz vor seinem Geburtstage, um den ihm von Jahr zu Jahr lästiger werdenden Gratulationen zu entgehen, nach Ilmenau zurück, um einige Tage in ländlicher Stille und Abwesenheit zu verleben. Er nahm seine beiden Enkel mit und kam am 26. August in Ilmenau an, wo er im Gasthose zum Löwen abstieg. Gleich nach seiner Ankunft

schickte er nach Kammerberg, zu dem Berginspector Muhr, und ließ ihn bitten, ihn zu besuchen. Da Dieser aber erst spät aus dem dortigen Steinkohlenbergwerke nach Hause kam, so konnte er der an ihn ergangenen Einladung erst am andern Morgen Folge leisten und fand Göthe arbeitend an seinem Tische, wo er schon seit vier Uhr in der Frühe beschäftigt war. Er nahm den Inspector sehr freundlich auf und drückte seine Freude aus, die dortige Gegend, die er seit dreißig Jahren nicht mehr besucht hatte, wiederzusehen, in der er in früherer Zeit häufig und gern gewesen war. Auch erwähnte er im Laufe des Gesprächs, daß seine Enkel in Begleitung des Kammerdieners schon früh in die Berge gegangen seien und bis Mittag ausbleiben würden.

Nach mehren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognostischer Beziehung Merkwürdiges vorgekommen sei, sagte er:

„Lieber Inspector, Sie können mir wohl am Besten sagen, ob man zu Wagen bequem auf den Sichelbahn fahren kann. Ich wünsche das dort befindliche, von früherer Zeit her bekannte Jägerhäuschen zu sehen, und ersuche Sie, mich, wenn es Ihre Geschäfte erlauben, auf dieser Fahrt zu begleiten.“

Der Inspector war gern dazu bereit und gab die nöthigen Erläuterungen. Göthe ließ anspannen. Sie fuhren beim heitersten Wetter auf der Landstraße über Gabelbach. Unterwegs ergözte Göthen der bei dem Chausseebau tief ausgehauene Metaphyrfels, sowohl wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldsteinporphyr, als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Ganz bequem gelangten sie auf den höchsten Punkt des Sichelbahns, wo Göthe ausstieg, um in das liebliche Thal hinunter zu sehen. Nachdem er sich lange an der köstlichen Aussicht auf dem Rondel ergözt und über die herrliche Waldung gefreut hatte, rief er aus Schmerzbewegter Brust: „Ach! wenn doch der gute Karl August diesen entzückenden Anblick noch ein Mal hätte mitgenießen können. —“

Nach einer Pause setzte er hinzu: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein. Ich kann zu Fuß hingehen, die Chaise soll warten, bis wir wiederkommen.“

Er schritt rüstig durch die auf der Kuppe des Berges ziemlich hochstehenden Heidelbeersträucher hindurch, bis zu dem wohlbekanntem zweistöckigen Jagdhaus, welches aus Zimmerholz und Bretterbeschlag besteht. Eine steile Treppe führte in den obern Theil desselben. Der Berginspector erbot sich, den greisen Dichter zu führen, Dieser aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, obgleich er Tags darauf seinen zweiundachtzigsten Geburtstag feierte. „Glauben Sie ja nicht,“ sagte er, „daß ich die Treppe nicht steigen könnte, Das geht mir noch sehr gut.“

Beim Eintritte in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage lang gewohnt, und damals einen kleinen Vers an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte, mir Solches aufzuzeichnen.“

Der Berginspector führte ihn sogleich - an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben stand:

Ueber allen Gipfeln ist Ruh;
In allen Wipfeln spürest Du
Raum einen Hauch.
Es schweigen die Vöglein im Walde,
Warte nur, balde
Ruhest auch du.

Am 7. September 1783.

Goethe blieb lange sinnend vor diesen Versen stehen, überlas sie mehrmals, und große Thränen liefen ihm dabei über die gefurchten Wangen. Ganz langsam zog er sein Schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrocke, trocknete

sich die Augen, und wiederholte in sanftem wehmüthigen Tone die Worte: „Ja, warte nur, balde ruhest auch Du!“ Dann schwieg er eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster, und wandte sich darauf zu dem Berginspector mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen.“

Muhr bot ihm auf der steilen Treppe abermals seine Hülfe an, allein er rief hastig:

„Nein, nein, ich kann allein hinunterkommen, aber gehen Sie voraus, damit ich nicht hinunter sehen kann.“

Als sie aus dem Hause waren, erwähnte er nochmals den Verlust seines guten Großherzogs Karl August. Auf dem Rückwege nach der Allee, wo der Wagen wartete, fragte er:

„Sagen Sie mir doch, lieber Muhr, ob auf der Kuppe des Sichelhahns auch das Vorkommen des verschmolzenen Quarzes, wie auf der hohen Tanne bei Stürzenbach statt findet.“

„Ja,“ erwiderte der Berginspector, „derselbe sehr zerklüftete bleiche Quarzporphyr kommt, eben so wie dort, auf dieser Höhe vor, und dieses Vorkommniß ist fast allen höchsten Punkten des nordwestlichen Theils des Thüringer Waldes eigenthümlich.“

„Das ist eine sonderbare und merkwürdige Erscheinung,“ sagte Göthe, „und kann vielleicht künftig zu bedeutenden Schlüssen in der Geognosie Veranlassung geben. Wir sind überhaupt blos da, um die Natur zu beobachten; erfinden können wir in derselben Nichts. Daher können auch die meteorologischen Beobachtungen, wenn solche unermüdet fortgesetzt werden, gewiß noch zu bedeutenden Resultaten führen.“

Unter diesem Gespräche waren sie bei dem Wagen angelangt, wo sich Göthe nochmals an der herrlichen Aussicht und der köstlichen Umgebung ergözte, deren Anblick bei so reinem Himmel ein besonders günstiger war; er setzte sich wieder in den Wagen und nöthigte Muhr, an seiner Seite Platz zu nehmen. Dieser begleitete ihn wieder bis in den Gasthof zum Löwen, auf welchem Wege ihm noch manche Belehrung in der Kraft-

sprache des Dichters zu Theil wurde. Bei seiner Ankunft waren seine Enkel bereits aus dem Gebirge zurückgekehrt; Göthe unterhielt sich mit ihnen über Das, was sie gesehen hatten, und hatte seine Freude an ihren Antworten und ihren zuweilen recht scharfsinnigen Bemerkungen. Es war zwei Uhr, und der Berginspector mußte zu Tische bei ihm bleiben, wo die Gespräche fortgesetzt, und von den beiden Knaben die abenteuerlichen Wege durch die Fichtenwälder, wo sie bisweilen die steilsten Abhänge hinauf und hinunter gegangen waren, sehr malerisch geschildert wurden. Der „Opapa“, wie Göthe von seinen Enkeln zuweilen genannt wurde, hatte seine herzliche Freude darüber, wie dieses seine freundlichen Gesichtszüge verriethen.

Nachmittags traf der Geheimerath und Oberjägermeister von Fritsch bei ihm ein, der in Weimar vernommen hatte, daß Göthe nach Ilmenau gereist sei, um seinen Geburtstag dort in der Stille zu feiern. Göthe wurde von ihm auf den andern Tag zur Tafel eingeladen.

Am 28. August früh um fünf Uhr wurde zu Göthe's großer Ueberraschung und Freude in dem Gasthose zum Löwen vor dem von ihm bewohnten Zimmer, unter der Leitung des Stadtmusikus Merten, von Blasinstrumenten der Choral: „Nun danket alle Gott!“ angestimmt. Nachdem noch einige andere Musikstücke vorgetragen waren, kamen weißgekleidete Ilmenauer Jungfrauen in sein Zimmer und überreichten ihm ein Gedicht, welches der Superintendent Schmidt verfaßt hatte. Mittags vereinigte das Mahl bei dem Geheimerath von Fritsch die Ilmenauer Geistlichen und Beamten zu einer gemeinschaftlichen Feier. Auf Göthe's Gesicht malte sich die größte Heiterkeit und die frohste Laune beselte ihn. Nach der Tafel bemerkte er das dem Forsthaufe gegenüberliegende alte Schloßchen und erinnerte sich des darin noch wohnenden alten Freundes, des Kaufmanns Hezer, welcher in gleichem Alter mit ihm stand. Er ging zu Fuß hinüber, um ihn zu besuchen, bei welcher Gelegenheit er

sich mit großer Lebhaftigkeit der frühern Jugendjahre mit ihm erinnerte, wie sie sich Beide zu Frankfurt kennen gelernt.

Von Heber zurückgekehrt, fuhr er in Begleitung des Geheimraths von Fritsch nach Elgersbürg, um die herrliche Felsen-
gruppe des Körnbaches zu sehen. Eigenhändig schrieb er seinen Namen in das in der Porzellanmassenmühle aufgelegte Fremdenbuch, und fuhr dann wieder nach Ilmenau zurück. Abends ließ der Berginspector mit Janitscharenmusik die ganze Kammerberger Bergknappenschaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm vor seinem Gasthose eine Abendmusik bringen, wobei die Bergknappen auch den Bergmann und den Bauer dramatisch aufführten. Das erfreute Göthe ganz besonders wegen seiner beiden Enkel. Mit Vergnügen erinnerte er sich des Stücks aus früherer Zeit, da er noch mit dem Geheimrath von Voigt die Immediatecommission des dortigen Silber- und Kupferbergbaues bildete. Auch in seinem Wilhelm Meister ist auf dieses Bergmanns-
spiel Bezug genommen.

Da er dem Berginspector die Versicherung gegeben hatte, sein Besuch würde ihm schon in aller Frühe angenehm sein, da er schon um vier Uhr aufstehe, so besuchte ihn Dieser während seines sechstägigen Aufenthalts jeden Morgen, und fand ihn jedesmal um fünf Uhr schon am Arbeitstische, entweder mit der Bleifeder schreibend, oder lesend. Als er ihn am 29. August in gleicher Beschäftigung antraf, sagte Göthe zu ihm:

„Da hat mir ein Freund aus Jena, der Geheimrath von Knebel, die Uebersetzung eines älteren römischen Geschichtsschreibers zugeschickt, aus welcher ich sehe, daß sich die Gesinnungen der lebenden Menschheit stets wiederholen. Ich habe gefunden, daß vor sechshundert Jahren fast derselbe Geist unter dem Volke geherrscht hat, wie jetzt, Das heißt, in Bezug auf die kurz erst erfolgten revolutionären Bewegungen.“

„Darf ich mir die Frage erlauben, was Ew. Excellenz von diesen Bewegungen halten?“ fragte Muhr.

„Ist's dadurch besser geworden?“ gegenfragte der Dichter.

„Besser nicht, aber Manches anders.“

„Um, durch Stolpern kommt man zuweilen weiter, man muß nur nicht fallen und liegen bleiben.“ Davon ablenkend setzte er sodann hinzu: „Sagen Sie mir, Lieber, existirt das kleine Haus auf dem Schwalbestein noch?“

„Leider nein, Herr Geheimerath, doch kann ich Ihnen eine Zeichnung davon verlegen.“

„Dieses Haus ist mir darum merkwürdig, weil ich mich früher oft darin aufgehalten habe, und mir darin die erste Idee zur Zephygenie auf Tauris gekommen ist. Es wird mir interessant sein, die Zeichnung zu sehen.“

So unter traulichen und wissenschaftlichen Gesprächen verbrachte Göthe die Zeit mit dem Berginspector recht angenehm. Als er endlich aus Ilmenau schied, geschah es mit der Versicherung, daß er im nächsten Jahre seinen Geburtstag wo möglich wieder dort feiern wolle; aber im Rathe der Götter war es anders beschlossen — er sollte ihn nicht mehr erleben.

1832.

Die Sonne senkt sich in das Meer.

Bettina's ältester Sohn machte am 14. März, auf der Durchreise durch Weimar, einen Besuch bei dem greisen Dichter und ward von ihm wohl aufgenommen und gastlich bewirthe't. Auf die Bitte des jungen Mannes schrieb er ihm einige Verse in sein Stammbuch.

Dieses war der letzte Fremde, den Göthe bei sich empfing — diese Verse waren das Letzte, was er schrieb.

Am 15. März beschäftigte er sich viel mit seiner Enkelin, der kleinen Alma, die reizend, wie eine luftgeborne Sylphide, auf seinen Knien saß und ihr blondes Lockenköpfchen an seine gefurchte Wange lehnte. Plötzlich küßte er das Kind auf die reine Engelsstirn, setzte es nieder und sagte: „Dich holdes Knöspchen werde ich nicht in der Blüthe sehen, Du wirst Dich entfalten, wenn ich längst Staub geworden bin — es ist Menschenloos, daß die Alten den Jungen Platz machen müssen.“

Er trat an das Fenster. Die Frühlingssonne lächelte so freundlich auf der Staubbedeckten Straße, daß er anzuspannen befahl, um eine weite Spaziersfahrt zu machen.

Aber er war noch nicht lange fort, als das Wetter sich änderte; ein kalter Wind begann über die Landstraße, auf der

er dahinfuhr, zu fegen und in den fahlen Zweigen der den Weg begrenzenden Bäume zu haufen. Göthe fühlte sich von Frost durchschüttelt, hüllte sich dichter in seinen Mantel, befahl zu wenden und, so schnell die Pferde nur laufen wollten, nach Hause zu fahren. So fuhr er denn im raschen Trabe durch das Regelthor, am Schlosse vorüber, über den Markt nach dem Frauenplan. Die Meisten von den Wenigen, die dem Wagen begegneten, grüßten den Darinsitzenden mit sichtlicher Ehrerbietung und sahen dann nicht ohne Erstaunen dem rasch Dahinrollenden nach, den sie sonst im gemessenen Schritte der Pferde über das entseßlich holperige Pflaster der Stadt dahingezogen zu sehen gewohnt waren. *)

Als der Wagen vor Göthe's Hause anhielt, trat in geschäftiger Eile Stadelmann aus der Thür und öffnete den Schlag. Göthe stieg aus; seine hohe Gestalt war noch immer ungebeugt, aber in seinen Gesichtszügen war eine solche Veränderung vorgegangen, daß ihn der treue Diener voll Besorgniß ansah und ihm ängstlich nachfolgte, als er die breite Treppe hinaufstieg, auf deren oberstem Abjage ihm seine Schwiegertochter, die das ungewöhnliche schnelle Heranrollen des Wagens aufmerksam gemacht hatte, fast bestürzt entgegen kam.

„Es ist Ihnen doch kein Unfall zugestoßen, da Sie so schnell wieder heimkommen, lieber Vater?“ fragte sie mit liebevoller Besorgniß.

„Nicht doch, liebe Ottilie!“ erwiderte er freundlich, doch ohne den Ausdruck großen Unbehagens verbergen zu können; „es ist draußen sehr rauh und unfreundlich, und ich muß mir wohl auf meiner Spaziersfahrt eine kleine Erkältung zugezogen haben. Mich verlangt gar sehr nach meinem warmen Zimmer.“

*) Göthe's letzte Stunden von Dr. Schwabe. Gartenlaube 1860. Nr. 16.

Er verbrachte eine schlaflose Nacht. Am andern Morgen fand ihn sein Enkel Wolfgang, als er, wie gewöhnlich, zum Frühstück zu ihm in's Zimmer kam, noch im Bette. *)

„Großvater, Du bist ja noch im Bette,“ rief der Knabe; „bist Du krank?“

„Es ist mir nicht gut, Wölfchen, ich werde wohl heute nicht aufstehen können.“

„Aha, Du bist gestern den ganzen Morgen in Deinem heißen Zimmer gesessen, dann gingst Du vor Tisch durch den Garten, da wirst Du Dir wieder einen Rothlauf geholt haben.“

„Du magst Recht haben, da oder auf meiner Spazierfahrt habe ich mir mein Unwohlsein geholt. Die Schneeglöckchen und Crocus, die den allbelebenden Frühling sonst anzumelden pflegen, dies Jahr aber gar nicht aus der Erdhülle herauswollen, hatten mich hinuntergelockt, nach ihnen zu sehen. — Sage Stadelmann, er solle mir sogleich den Doctor Vogel holen.“

Während der Diener nach dem Arzte ging, kam die kleine Alma, um dem Großvater den Morgenkuß zu geben. Wolf mußte das Schwesterchen auf Göthe's Bett heben, der das schöne Kind liebte und wie er so gern zu thun pflegte, dessen goldene Locken durch seine Finger gleiten ließ. Er ließ Alma erst wegbringen, als der Doctor kam.

Der prüfende Blick des erfahrenen Arztes erkannte sogleich, daß bei dem sehr aufgeregten Kranken ein Nervenfieber der gefährlichsten Art im Ausbruche begriffen sei. Das strahlende Auge blickte starr, die Gesichtszüge waren apatich und unbeweglich; der Patient klagte über große Eingenommenheit des Kopfes, über schmerzliche Schwere der Glieder. Dabei hatte seine Gehörigkeit bedeutend zugenommen, so daß er nur

*) Lewes.

solche Fragen verstehen konnte, die mit ungewöhnlich lauter Stimme an ihn gerichtet wurden. *)

Als der Doctor fortging, begleitete ihn Ottilie hinaus.

„Nun, was halten Sie von dem Zustande des Vaters?“ fragte sie. „Hoffentlich droht ihm keine Gefahr und es ist wohl nur eine leichte Erkältung?“

„Meine liebe gnädige Frau,“ versetzte der Hofrath sehr ernst, „eine leichte Erkältung, Das klingt gar so unschuldig, gar so unbedeutend, und ist doch oft das Maal, welches der eifige Finger des Todes auf die Stirn des blühenden Kindes, der Jugendfrischen Jungfrau, des kräftigen gesunden Mannes gedrückt hat, zum Zeichen, daß er sich ein Opfer auswählt habe.“

„Wie, so fürchten Sie wirklich für ihn?“ rief Frau von Göthe sehr erschrocken.

„Noch kann ich Nichts mit Bestimmtheit sagen,“ erwiderte der Arzt; „die Krankheit ist erst im Entstehen und man muß abwarten, welchen Verlauf sie nehmen wird. Der Herr Geheimerath steht im dreiundachtzigsten Lebensjahre und in diesem Alter verträgt der gewöhnliche Mensch nicht mehr viel.“

„Er war aber doch bisher so gesund, befindet sich noch in dem vollen, ungeschwächten Besitze seiner geistigen Kräfte und brachte bisher in gewohnter unermüdlicher Thätigkeit den größten Theil des Tages zu,“ warf ihm Ottilie traurig ein.

„Ich spreche ja auch nur von gewöhnlichen Menschen,“ sagte der Arzt, um doch etwas Tröstliches zu sagen. „Der mächtige körperliche Organismus des Herrn Geheimeraths, der der nagenden, zerstörenden Zeit bisher Widerstand geleistet hat, kann dem jetzt zum Zeus gewordenen Apollo, der die hohe kräftige Gestalt noch immer mit gewohntem Anstande trägt, auch dies Mal über den Graben helfen.“

*) Schwabe: Göthe's letzte Stunden.

„So sprechen Sie mir also nicht alle Hoffnung ab?“

„Ich gebe Ihnen weder Hoffnung, noch spreche ich Ihnen solche ab, denn ich selbst tappe noch im Dunkeln. Bisher hat der Tod es nicht gewagt, an den herrlichen Greis heranzutreten; es schien, als bedürfe er erst eines Vorwandes, um sein Recht an diesem Sterblichen geltend zu machen; aber er kann diesen Vorwand in der leichten Erkältung gefunden haben. Seien Sie daher auf Alles gefaßt, auf das Gute, wie auf das Schlimme.“

Mit diesen Worten empfahl sich der Doctor und ließ die gute Ottilie in unsäglicher Angst zurück.

Die Kunde von Göthe's Erkrankung hatte sich rasch in der Stadt verbreitet. Das Haus wurde nicht leer von Anfragenden, und obgleich im Laufe des Tags die Krankheitserscheinungen einen Nachlaß zeigten, der Patient sich mit Hilfe der ärztlichen Mittel gegen Abend wieder erholte und so heiter und gesprächig war, daß Niemand mehr an Gefahr dachte, so ging doch bereits an diesem Tage das Gerücht im Publicum, Göthe liege im Sterben — ja, man sagte ihn bereits todt.

Aber so leicht und schnell ergab sich seine gewaltige Natur dem Feinde nicht, der seine Bande um sie zu schlagen begann. Am Siebenzehnten kehrten die Kräfte zurück, der Kopf wurde wieder frei, der Appetit stellte sich wieder ein und er fühlte sich so bedeutend besser, daß er einen langen Brief an Wilhelm von Humboldt dictirte. Auch die zwei nächsten Tage schritt die Besserung weiter vor, der Kranke freute sich, die gewohnte Thätigkeit bald, vielleicht schon am nächsten Morgen wieder aufnehmen zu können — doch leider war die Freude nur von kurzer Dauer, denn schon in der Nacht vom Neunzehnten auf den Zwanzigsten erwachte Göthe nach einem ruhigen Schlafe gegen Mitternacht mit Eiskalten Händen; es stellten sich gleich darauf so Schmerzhaftes Brustbeflemmungen ein, daß er, von Angst gepeinigt, fortwährend das Lager mit dem daneben

stehenden Armstuhle und diesen wieder mit dem Lager vertauschte — doch erlaubte er weder, seine Schwiegertochter zu wecken, noch den Arzt zu holen, da nach seiner Meinung nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden war.

Am Morgen war eine bedeutende Verschlimmerung eingetreten. Seine Zähne klapperten vor Frost, der Schmerz in der Brust preßte ihm ein lautes Gestöhn aus, sein Gesicht war Aschgrau, die Augen tief eingesunken und trübe, in seinen Blicken lag Todesangst.*)

Den von dem Arzte gegen Morgen angewendeten wirksamen Mitteln gelang es jedoch bald, diesen Qualvollen Zustand zu beseitigen und dem Leidenden Linderung zu verschaffen, sie vermochten es aber nicht, die deutlich auf seinem Haupte liegende Hand des Todes wieder zu entfernen.

Beim Weggehen sagte der Arzt zu Ottilien: „Machen Sie sich jetzt auf das Aergste gefaßt, gnädige Frau! Hier vermag menschliche Hülfe Nichts mehr — die letzten Stunden des langen reichen Lebens — so lang und reich zugleich, wie es wenigen Sterblichen beschieden war — naht sichtbar und unvermeidlich heran.“

Ottilie brach in krampfhaftes Schluchzen aus.**)

Gegen Abend fand der Kranke noch ein Mal volle Ruhe und sprach sich mit Klarheit über gewöhnliche Dinge aus. Mit sichtlicher Freude hörte er, daß seine Verwendung für einen jungen Künstler von Erfolg gewesen sei, und mit zitternder Hand unterschrieb er eine Anweisung für eine junge Weimarer Künstlerin, für die sein Wohlwollen sich interessirt hatte.***)

Sanft ruhend saß der Kranke in seinem bequemen Lehnstuhle, den er lebend nicht mehr verlassen sollte. Vom Mittage des Einundzwanzigsten an, traten bisweilen Sinnestäuschungen und leichte Delirien ein, die mit vollem Bewußtsein und Beweisen seiner

*) Lewes. **) Schwabe. ***) Lewes.

wohlwollenden Theilnahme an den ihn umgebenden Personen abwechselten, die, außer dem Doctor, aus seiner Schwiegertochter, seinen drei Enkeln, dem Copisten John und Stadelmann bestanden. Allen näheren und ferneren Freunden war auf ärztliche Anordnung der Zutritt versagt. *)

In einem seiner lichten Augenblicke ließ Göthe sich von Stadelmann das neue Buch von Salvandy über die Revolution bringen, in dessen Lectüre ihn die Krankheit unterbrochen hatte; er blätterte darin herum, fühlte sich jedoch zu angegriffen zum Lesen und legte es wieder aus der Hand. Später ließ er sich die Liste der Personen geben, die sich nach seinem Befinden erkundigt hatten, dann sagte er mit weicher Rührung: „Es nehmen doch viele gute Menschen Theil an mir. Ich werde solche Beweise von Theilnahme nicht vergessen, wenn ich wieder gesund sein werde.“

Am Abende sagte er: „Nun thut mir den Gefallen und geht Alle zur Ruhe; es soll Niemand bei mir bleiben als John.“

Alle Einwendungen halfen Nichts: man mußte ihm den Willen thun, und auch John mußte sich auf seinen dringenden Wunsch, ja kategorischen Befehl, auf's Bett legen, da er der Ruhe sehr bedürftig sei. **)

Wie an den vorhergehenden Tagen, so standen auch am Morgen des Zweiundzwanzigsten Gruppen ängstlich wartender Menschen vor dem Göthe'schen Hause, die jeden Augenblick die Todesnachricht zu hören fürchteten. Nahe und ferne Freunde führen vor, oder kamen zu Fuß, um sich drinnen nach dem Stande der Krankheit zu erkundigen. Für sie war ein ärztliches Bulletin aufgelegt, während nur sehr wenigen nahe befreundeten Personen gestattet wurde, Göthes Arbeitszimmer zu betreten, neben welchem der Sterbende sich in seinem Schlafcabinette befand.

Vormittags gegen zehn Uhr, anderthalb Stunden vor

*) Schwabe. **) Lewes.

Göthe's Tode, fuhr ein Wagen vor, aus dem eine Dame stieg. Hastig eilte sie in das Haus und frug mit bebender Stimme den ihr entgegentretenden Diener: „Lebt Herr von Göthe noch?“ — Es war die Staatsministerin von Voigt, eine enthusiastische Verehrerin Göthe's und von Diesem wegen ihrer Geistvollen lebhaften Unterhaltung, wegen ihrer Anmuth und Schönheit gern gesehen. Auf die bejahende Antwort des Dieners stieg sie mit beklommenem Herzen die Treppe hinauf. Plötzlich blieb sie überrascht und horchend stehen, wendete sich dann nach dem Bedienten um und fragte mit unwilliger Befremdung: „Was ist Das? Musik im Hause? Mein Gott, heute Musik in diesem Hause.“

Auch Stadelmann reckte horchend das Ohr, er war sehr bleich geworden, und zitterte und vermochte der Frau von Voigt nur durch Achselzucken zu antworten.

Diese, wohl vertraut mit den Räumen des Hauses, eilte nach Göthe's Arbeitszimmer, in welches sie, als zu den Bevorzugten gehörend, das Recht des Eintrittes hatte. Ottilie kam aus dem anstoßenden Zimmer und beide Damen sanken einander mit Thränen in die Arme.

„Wie steht es mit unserm theuern Kranken?“ erkundigte sich Frau von Voigt.

„Leider Hoffnungslos,“ erwiderte Frau von Göthe. „Der Arzt giebt ihn verloren, er glaubt nicht, daß er den heutigen Tag überleben wird.“

Nachdem sie noch in nähere Einzelheiten über den Zustand des Sterbenden eingegangen waren, sagte Frau von Voigt: „Aber, liebste Ottilie, was ist Das für Musik, die mir entgegen tönte, als ich das Haus betrat? Ich glaubte meinen Ohren nicht trauen zu dürfen.“

„Also auch Sie haben es gehört, liebe Freundin?“ entgegnete Frau von Göthe, indem ein Schauer sie zu durchrieseln schien. „Es ist unerklärlich. Seitdem der Tag ange-

brochen ist, klingen diese wunderbaren Töne uns von Zeit zu Zeit in's Ohr, Herz und Nerven erschütternd."

In diesem Augenblicke tönte es wieder, wie aus einer andern Welt herüber, sanft anschwellend wie ein langgehaltener Accord, und eben so sanft wieder verfliegend, verhauchend.

„Haben Sie gehört, gnädige Frau?“ fragte mit leiser Stimme der treue John, aus dem Schlafcabinette, unter die in das Arbeitszimmer führende Thür tretend. Ich glaube ganz deutlich unterschieden zu haben, daß die Klänge dicht vor den Fenstern im Garten entstanden."

„Nicht doch,“ entgegnete Frau von Voigt, „es war ohne Zweifel draußen auf dem Corridor.“

Man öffnete die Fenster der nach dem Hausgarten gehenden Arbeitsstube und blickte spähend hinaus, aber nur der Wind spielte in den noch unbelaubten Zweigen der Bäume und Gesträuche; in der Ferne hörte man einen Wagen über das Straßenpflaster rollen, aber es ließ sich keine Spur entdecken, die zur Aufklärung dieser Geheimnißvollen Geisterhaften Töne hätte führen können. Die Damen gingen auf den Corridor hinaus, ohne auch hier das geringste Resultat zu erlangen, allein während sie noch ämfig nachforschten, erklangen in harmonischer Aufeinanderfolge abermals einige Accorde, und zwar kamen sie, wie es ihnen dünkte, aus dem Arbeitszimmer heraus.

Mit Ottilien wieder in das Zimmer zurückkehrend, sagte Frau von Voigt: „Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß es ein ferner vierstimmiger Gesang ist, von dem einzelne Töne bis hierher dringen.“

„Mir scheinen die Töne vielmehr von dem Anschlagen eines Claviers herzurühren,“ erwiderte Frau von Göthe. „Ich glaubte Dieses so deutlich zu vernehmen, daß ich schon am frühen Morgen in die benachbarten Häuser schickte und bitten ließ, man möge aus Rücksicht für den Sterbenden das Clavierspielen unterlassen; aber von allen Nachbarn ging mir die

Versicherung zu, man wisse, daß der Herr Geheimerath sehr krank sei, und man nehme viel zu aufrichtigen Antheil, als daß Jemand sich einfallen ließe, die Ruhe durch Musik zu stören. — Ah, jetzt wieder!“

Und leise wie Windeshauch, doch anscheinend ganz in der Nähe, erklang abermals die geheimnißvolle Musik, die dem Einem ferner Orgelton zu sein schien, dem Andern wie Vocalmusik klang, dem Dritten Clavierspiel zu sein dünkte. Der Rath Schellhorn, der eben mit Doctor Berger seinen Namen im Vorderhause unter das aufgelegte Bulletin schrieb, sah seinen Begleiter voll Erstaunen an und frug: „Waren das nicht Töne einer Harmonika?“

„Es schien mir auch so,“ antwortete der Doctor, „vermuthlich irgendwo in der Nachbarschaft.“

„Aber es war mir doch gerade, als wäre es hier im Hause,“ versetzte Schellhorn, indem er mit dem Doctor auf die Straße trat.

So tönte denn diese nicht zu erklärende Musik fort und fort bis kurz vor Göthe's Verschneiden, in das Gehör von verschiedenen Personen äußerst vernehmlich, zwischen bald längeren bald kürzeren Pausen, bald an dieser, bald an jener Stelle aber wie es sich nicht bezweifeln ließ, immer im Hause oder dicht darüber, oder gerade nebenan. Doch alles Bestreben, den Ursprung dieser Töne zu entdecken, blieb erfolglos.

Frau von Voigt hatte das Haus wieder verlassen. Ottilie war in das Krankenzimmer zurückgekehrt. Gleich darauf erhob sich Göthe und versuchte auf und ab zu gehen. Ottilie sprang auf, um ihn zu unterstützen, aber schon nach wenigen Schritten fühlte er sich zu matt und sank wieder in den Lehnstuhl.

„Setz Dich zu mir, Ottilie,“ sagte er darauf, und als sie dicht neben ihm Platz genommen, nahm er ihre Hand in die seinige, drückte sie oftmals zärtlich und fuhr fort: „Ich bin recht angegriffen, aber Der, der immer mein Freund war, der Frühling steht vor der Thür, und die kommenden schönen

Tage, im Vereine mit der frischen Luft, werden mich bald wieder herstellen. Nicht wahr, Das glaubst Du doch auch, mein Kind?"

„Gewiß, lieber Vater!“ erwiderte Ottilie, die ihren Schmerz zu bekämpfen, ihre bitteren Thränen heimlich zu bewältigen suchte.

Der edle Greis hatte keine Ahnung, daß ihm der Tod so nahe stehe, seine Auflösung ging sanft und ohne Schmerzen vor sich. Bald darauf begann er zu phantasiren, das wundervolle Organ hinter seiner breiten hochgewölbten Stirne hörte auf mit seinen regelmäßigen Verrichtungen; als er ein Stückchen Papier auf der Erde liegen sah, brach er im Vorwurfsvollen Tone in die Worte aus: „Warum laßt Ihr denn Schiller's Briefwechsel auf dem Boden liegen? Hebt ihn doch auf!“ und er verwandte die großen braunen Augen, deren Glanz von den Nebeln des Todes fast verhüllt war, nicht von dem Stückchen Papiere, bis man es entfernt hatte.

Einige Minuten später flüsterte er mit leiser Stimme: „Wie schön! Wie schön! Wie herrlich ist dieser liebliche, von schwarzen Locken umfaßte Frauenkopf! Welch' ein prächtiges Colorit auf schwarzem Hintergrunde!“ — Bald darauf fiel er in einen sanften Schlaf. Als er erwachte, fragte er nach den Zeichnungen, die er eben gesehen habe, die aber nur die Bilder seines Traumes gewesen waren, und gleich darauf setzte er hinzu: „Den wie vielsten des Monats haben wir heute?“

„Den zweiundzwanzigsten, lieber Vater!“ erwiderte Ottilie.

„Ein merkwürdiger Tag!“ setzte er leise hinzu und murmelte noch Einiges, aber seine Stimme, die kurz zuvor noch voll und deutlich getönt hatte, wurde immer unvernemlicher. Nun begann er mit dem Zeigefinger der rechten Hand Buchstaben in die Luft zu schreiben: erst hoch, und als ihm auch die Muskeln des Armes erlahmten, auf die über seine Kniee gebreitete Decke.

Die Seinigen warteten in maßvoller Trauer seines nun schnell herannahenden Endes, sie sahen dem allmählichen sanft-

ten Sinken der Lebensflamme zu, die ohne Kampf erlosch. Da ertönte plötzlich seine Stimme noch ein Mal hell und deutlich: „Mehr Licht! Mehr Licht!“ rief er, dann lehnte er sich ruhig in die Ecke seines Lehnstuhls und ging so sanft hinüber, daß Ottilie den Finger auf die Lippen legte und den Andern zuflüsterte: „Er schläft.“

Es war aber jener tiefe endlose Schlaf, aus dem man nicht wieder erwacht, in dem das Leben scheidet und der Staubgeborene zu seinem Ursprunge zurückkehrt — Göthe hatte aufgehört sterblich zu sein.

Als sein Hauch still stand, schlug es gerade halb zwölf, und die Uhr blieb still stehen.

Ottilie, die seinen Tod noch nicht ahnte, hatte, neben ihm auf einem Schemel sitzend, den Arm um seinen Leib geschlungen, und hielt seine Hand in der ihrigen. Die unbequeme Stellung versetzte sie in eine Art von Betäubung. Als sie aus derselben erwachte, sah sie ihm behutsam, ohne sich zu rühren, unter den Schirm — da war sein Auge gebrochen, er war eine Leiche.

Ottilie stieß einen heftigen Schrei aus und sank in Ohnmacht. Die in dem Nebenzimmer versammelten Freunde drangen herein, nahmen die Ohnmächtige von der Leiche, und streckten sie sanft auf dem Lager aus, wo man ihr den nöthigen Beistand angedeihen ließ.

Am andern Morgen wurde Eckermann von schmerzlicher Sehnsucht getrieben, Göthe's Leiche noch einmal zu sehen. Stadelmann schloß ihm das Zimmer auf, worin der Verstorbene lag. Er schien im Schlafe dazuliegen; tiefer Friede, ruhige Festigkeit war über den Zügen des erhabenen Antlitzes ausgegossen, das der Tod verjüngt und wo möglich veredelt hatte. Die mächtige Stirn schien noch Gedanken in sich zu tragen.

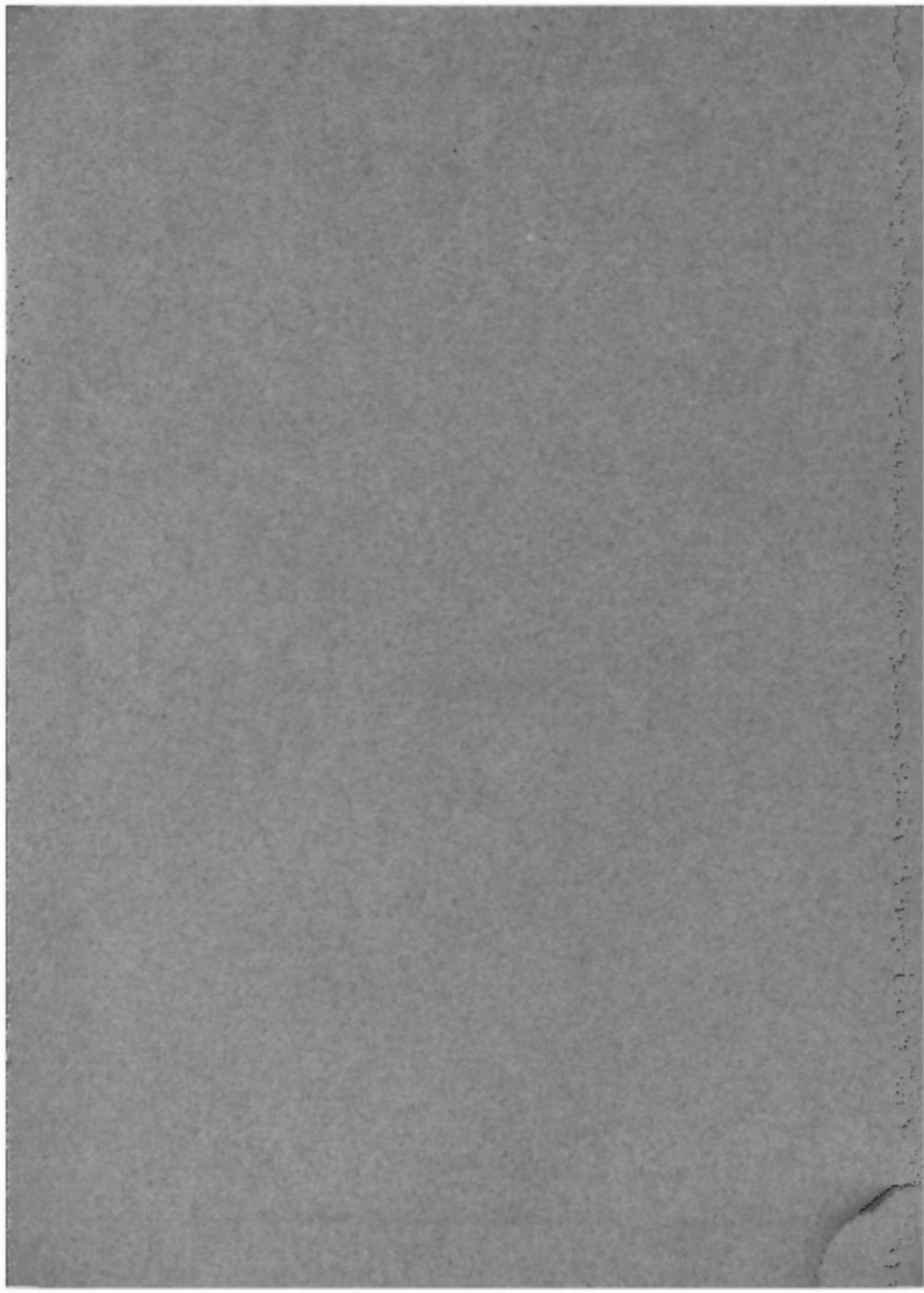
Eckermann empfand das heftigste Verlangen nach einer Locke von des Verstorbenen Haupte, allein die Ehrfurcht verbot ihm, sie abzuschneiden.

In ein großes weißes Betttuch gehüllt, lag der Körper nackt da, von großen Eisstücken umgeben, die man aufgestellt hatte, um ihn so lange als möglich frisch zu erhalten. Stadelmann schlug das Tuch auseinander, und Eckermann sah einen vollkommenen Menschen in größter Schönheit vor sich liegen. Er legte seine Hand auf Goethe's Herz, es war überall eine tiefe Stille, und er wendete sich abwärts, um seine bisher verhaltenen Thränen strömen zu lassen.

Einige Stunden später lag Goethe, in weißen Atlas gekleidet, das Haupt mit einem Lorbeerkränze umwunden, auf dem edeln Angesichte Hobeit und heitere Würde, auf dem Paradebette.

Unabsehbar war der feierliche Trauerzug, bei dem auch die Jenenser Studenten nicht fehlten, der sich nach dem Friedhofe der Jakobskirche hinbewegte, wo, nachdem der Superintendent Röhr die Grabrede gehalten, unter Absingung des Liedes: Jesu, meine Zuversicht! der Sarg an die Fürstengruft geleitet ward, in die Karl August, am 17. November 1827, auch Schiller's Ueberreste hatte bringen lassen. Aber Goethe wurde nicht, wie die Leichen der Fürstlichkeiten, durch die Rotunde in die Gruft niedergelassen — das schien den Hofleuten denn doch der Ehre zu viel zu sein — sondern der Sarg des schweren großen Mannes wurde äußerst mühselig eine kleine Treppe hinunter in das Grabgewölbe geschafft. Um den Trägern den Transport möglich zu machen, mußte der Sarg bald in die Höhe gestellt, bald gewendet und gedreht werden, wodurch die Leiche in ihrem letzten Hause hin und her polterte, welches jedem fühlenden Herzen eine wahre Entweihung schien. Endlich war man unten, der Sarg wurde aufgestellt neben Schiller, und dort steht er, von Karl August, von Luise, der Herzogin Amalie und andern Hobeiten umgeben, noch bis zur Stunde; und der darinnen Liegende schlummert dem großen Auferstehungstage entgegen.

E n d e.



GC

Zi6
3

Zianitzka.

D

1.1 + 1.1

GC

Zi:
3

J3226380

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES



0113226380

BUTLER STACKS

BRITTLE DO NOT
PHOTOCOPY

NOV 9 1940

